

Prävention von Jugend- gewalt



Wege zu einer evidenzbasierten
Präventionspolitik

Materialien zur Integrationspolitik



2006 herausgegeben
von der Eidgenössischen
Ausländerkommission EKA

**Autoren**

Manuel Eisner, Denis Ribeaud und Stéphanie Bittel

Wir möchten uns bei Simone Prodolliet, Stephanie Schönholzer, Kathie Wiederkehr, Michele Galizia und Christof Meier ganz herzlich für ihre Kommentare und Anregungen zu früheren Fassungen dieses Berichtes bedanken. Unser Dank gilt auch allen Fachstellen in den Kantonen, die uns mit ihren Angaben geholfen haben, einen Überblick über den Stand der Gewaltprävention in der Schweiz zu erhalten.

Herausgeberin

Eidgenössische Ausländerkommission EKA
Quellenweg 9
3003 Bern-Wabern
031 325 91 16
eka-cfe@bfm.admin.ch
www.eka-cfe.ch

Titelbild

Foto Ursula Markus
(Ausstellung «La Suisse plurielle»)



Prävention von Jugend- gewalt

Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik

Manuel Eisner, Denis Ribeaud und Stéphanie Bittel

Inhalt

Vorwort	5
Einleitung	8
1 Gewalt von Jugendlichen in der Schweiz	10
2 Lebenslauf und Gewalt	16
3 Evidenzbasierte Gewaltprävention	25
4 Familienbasierte Prävention	33
5 Schulische Prävention	41
6 Prävention in Nachbarschaft und Freizeitbereich	51
7 Erkenntnisse und Folgerungen	58
Zitierte Literatur	61

Vorwort

«Gewalt von Jugendlichen» ist ein Thema, das sowohl in den Medien als auch in der Politik wiederholt aufgegriffen wird. Im Zentrum der Reden darüber steht oft die uns präsentierte Zunahme von Gewaltakten, die beklagt wird. Der Ruf nach griffigen Massnahmen folgt auf dem Fusse. Dabei wird auf jene Gruppe von Jugendlichen verwiesen, die in den Statistiken besonders auffallen: Es sind Jugendliche ausländischer Herkunft.

Was lässt sich daraus schliessen? Sind Jugendliche ohne Schweizer Pass anfälliger für Gewaltausübung? Müssen für junge Angehörige spezifischer Herkunft besondere Programme zur Prävention von Gewalt und Kriminalität bereitgestellt werden?

Fehlen einer differenzierten Statistik

Die sorgfältige Analyse von statistischen Erhebungen zeigt zweierlei. Einerseits bestehen bei der Registrierung von Gewaltakten erhebliche Unterschiede bei der Art, wie Daten dazu überhaupt erhoben werden. Es gibt gesamtschweizerisch keine einheitliche Praxis, wie die Ausübung von Straftaten registriert wird. So ist nicht klar, ob etwa bei einem Gewaltereignis mehrere Taten desselben Tatverdächtigen addiert oder als einzelne Tat verbucht werden oder ob ein einzelnes Delikt, bei dem mehrere Personen beteiligt waren, als eine oder mehrere Taten verzeichnet wird. Verzerrungen ergeben sich andererseits durch die Tatsache, dass bei der Registrierung von Delikten lediglich Geschlecht, Alter und Nationalität erhoben werden. Aussagen zu Aufenthaltsstatus oder sozio-ökonomischem Hintergrund lassen sich nicht machen. Dabei wissen wir aus der Forschung, dass in Milieus von sozial Benachteiligten physische Gewalt tendenziell häufiger vorkommt. Und hier spielt das Kriterium Nationalität nur bedingt eine Rolle.

Ein behutsamer Umgang mit Statistik und deren Interpretationen ist eines der Postulate, das die Eidgenössische Ausländerkommission EKA verschiedentlich vertreten hat. In diesem Zusammenhang hat sie auch darauf hingewiesen, dass in den Statistiken Tatverdächtige nicht selten mit Tätern gleichgesetzt werden bzw. dass in Medienberichten über kriminalstatistische Befunde, die von Tatverdächtigen sprechen, von tatsächlich begangenen Straftaten ausgegangen wird. Ebenfalls Vorsicht geboten ist bei Aussagen

über die Zunahme von Gewaltakten bei Jugendlichen ausländischer Herkunft. Zwar stellt die soziale Lage vieler ausländischer Jugendlicher gewissermassen einen Risikofaktor dar. Aus Untersuchungen ist aber auch bekannt, dass die Anzeigebereitschaft aus der Bevölkerung bei Delikten dieser Gruppe erhöht ist.

Forscherinnen und Forscher, die den Phänomenen Gewalt und Kriminalität nachgehen, bemängeln denn auch seit Jahren, dass die Datenlage ungenügend und ungenau ist und dass eine differenziertere Statistik dringend vonnöten ist. Erste Schritte in diese Richtung wurden gemacht; es wird aber noch einige Zeit dauern, bis entsprechende bereinigte Datengrundlagen zur Verfügung stehen werden.

Neuer Interventionsbereich im Rahmen der Integrationsförderung

Im Rahmen der Revision der Verordnung über die Integration der Ausländerinnen und Ausländer (VIntA), die am 1. Februar 2006 in Kraft getreten ist, wurde ein neuer Förderbereich eingefügt, für den Finanzhilfen des Bundes gewährt werden können. Nach Art. 16 lit. m. der genannten Verordnung können neu auch Projekte gefördert werden, «die der Gewalt und der Straffälligkeit vorbeugen». Die Bezeichnung eines neuen Interventionsbereichs im Zusammenhang mit der Integrationsförderung des Bundes geht zurück auf Vorschläge von Massnahmen, die der von Bundesrat Christoph Blocher in Auftrag gegebene Bericht zur «Illegalen Migration» nach sich gezogen hat. Der in der Verordnung aufgelistete Katalog von zwölf Bereichen, innerhalb derer Bundesbeiträge für Integrationsprojekte gesprochen werden können, wurde damit um einen dreizehnten erweitert.

Die EKA, die im Auftrag des Bundesamts für Migration mandatiert ist, den für Integrationsbelange verfügbaren Kredit von gegenwärtig 14 Millionen Franken zu verwalten, Gesuche um Finanzhilfen entgegenzunehmen, zu prüfen und eine Empfehlung zuhanden des Bundesamtes abzugeben, wurde vom Amt ersucht, für das Jahr 2006 einen Teil des Kredits für spezifische Projekte zur Prävention von Gewalt zu reservieren. Die EKA hat sich aufgrund dieser Ausgangslage entschieden, ein spezifisches Vorgehen zu wählen, bei dem zunächst abgeklärt wird, welche Projekte oder Programme als wirkungsvoll zu erachten

sind. Dies insbesondere auch in Berücksichtigung der Tatsache, dass für die Jahre 2004 bis 2007 ein Schwerpunktteilprogramm vorliegt, das für fünf Förderbereiche bereits eine Priorisierung vornimmt.

Der Bund, der seit 2001 Projekte finanziell unterstützen kann, versteht Integrationsförderung in einem breiten Sinn. Integrationsprojekte tragen zum einvernehmlichen Zusammenleben zwischen der einheimischen und der zugewanderten Bevölkerung bei. Im weitesten Sinne trägt dies zum sozialen Zusammenhalt bei. Es werden Perspektiven eröffnet, es werden Möglichkeiten der Partizipation und der Begegnung geschaffen.

Das Anliegen, für spezifische Gruppen der ausländischen Bevölkerung besondere Projekte zu realisieren, ist nicht unumstritten. Damit wird der Annahme Vorschub geleistet, dass es für eine bestimmte, nach Herkunft oder Nationalität definierte Gruppe besondere Massnahmen brauche. Herkunftsspezifische Projekte sind unter Umständen sinnvoll; tatsächlich weisen langjährige Erfahrungen in der Integrationsarbeit jedoch aus, dass das Herkunftsspezifische allein kein Kriterium sein kann, um ein Problem zu lösen. In den allermeisten Fällen zeigt ein vertiefter Blick auf eine spezifische Situation, dass es sich jeweils um Sachverhalte handelt, bei denen verschiedenste soziale, ökonomische und psychologische Faktoren zusammenkommen. Dies trifft auch für den Bereich der Prävention von Gewalt und Straffälligkeit bei Ausländern zu.

Vielfältige Ursachen – mehrdimensionaler Ansatz

Die Literatur über das Phänomen Gewalt ist äusserst umfangreich. Forscherinnen und Forscher, die dazu Untersuchungen durchführen, sind sich auch bei unterschiedlichen theoretischen Ansätzen einig, dass eine Vielzahl von Faktoren dazu führt, dass Gewalt entsteht. Als eine der wichtigen Erkenntnisse ist hervorzuheben, dass die Ausübung und die Erleidung von Gewalt in allen Gesellschaften vorkommt. Gewalt gibt es seit Menschengedenken; deren Ausprägungen, Charakter und Deutung sind jedoch je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unterschiedlich. Unterschiedlich ist auch, was als legitime Gewalt (der Mächtigen) akzeptiert und welches Verhalten unter illegitime Gewalt (und damit zu verurteilende und zu bestrafende Tat) zu zählen ist. Folglich ist die Art und Weise, wie in einer Gesellschaft mit Gewalt umgegangen wird, keineswegs einheitlich, und über die Frage, was überhaupt als Gewalt bezeichnet

wird, besteht kein absoluter Konsens. Ist es lediglich physisch ausgeübte? Wie steht es mit psychischer Gewaltausübung oder gar mit gesellschaftlichen Dispositionen, die zu struktureller Gewalt führen, indem bestimmte Personengruppen systematisch benachteiligt werden? Wie wird mit der Frage umgegangen, dass gewalttätiges Verhalten eine Reaktion auf Frustration und Diskriminierung sein kann? Wie wirken sich sozialräumlich schwierige Verhältnisse auf den zwischenmenschlichen Umgang aus? Welcher Einfluss ist jenen Medienerzeugnissen zuzuschreiben, in welchen Darstellungen von Gewalt zur Erzeugung von Publikumsaufmerksamkeit und Befriedigung von Sensationslust eine zentrale Rolle spielen?

Die EKA vertritt die Ansicht, dass die Entstehung von Gewalt sowohl gesellschaftlich bedingte Ursachen hat als auch auf individuell schwierige lebensgeschichtliche Zusammenhänge zurückzuführen ist. Vor diesem Hintergrund ist die EKA überzeugt, dass nur ein mehrdimensionaler Ansatz Gewalt verhindern oder bekämpfen kann. Eine dieser Dimensionen ist, dass ein gesellschaftliches Klima geschaffen wird, in welchem Perspektiven eröffnet werden, eine Art Willkommenskultur, die jungen Menschen (ausländischer Herkunft) die Botschaft vermittelt, dass sie ihren Platz in unserer Gesellschaft haben und dass sie ihre Zukunft aktiv mitgestalten können.

Bezogen auf die Integration ausländischer Jugendlicher zeigt es sich immer wieder, dass es für junge Menschen, die die Erfahrung machen, dass man sie als Bürgerinnen und Bürger zweiter Klasse behandelt – etwa indem man sie lediglich als Ausländerinnen und Ausländer wahrnimmt, indem man sie als fremd abstempelt oder als Problemgruppe bezeichnet –, oft sehr schwierig ist, ein Zugehörigkeitsgefühl zur Schweiz zu entwickeln. Wie können sie sich integrieren, wenn sie beim Zugang zu Bildung, Arbeit und Wohnung immer wieder diskriminiert werden?

Die EKA hat wiederholt darauf hingewiesen, dass die Eröffnung von Perspektiven und die Ermöglichung von Partizipation Grundbedingungen sind, damit Integrationsprozesse erfolgreich verlaufen können. In ihren Empfehlungen – etwa zu «Integration und Arbeit» oder zu «Integration und Habitat» – hat sie aufgezeigt, dass der diskriminierungsfreie Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen Voraussetzung für ein einvernehmliches Zusammenleben und soziale Bindekraft

ist. Dazu gehört auch, sich angstfrei in der Öffentlichkeit bewegen zu können und Freiräume zur Verfügung zu haben.

Eine weitere zu verfolgende Dimension wäre die Etablierung einer Kultur der Wertschätzung. Damit ist nicht nur gemeint, dass Zugewanderte als Menschen respektiert werden. Vielmehr sollen Leistungen von Migrantinnen und Migranten und Beispiele gelungener Integration öffentlich gewürdigt werden. So ist etwa bekannt, dass dies nicht nur einen positiven Einfluss auf die Haltung der Einheimischen hat, sondern dass die Darstellung von Erfolgsbiografien Zugewanderter auf junge Migrantinnen und Migranten motivierend und ermutigend wirkt, sich für das eigene Fortkommen nach Kräften einzusetzen. Wertschätzung beinhaltet aber auch, dass das besondere Engagement von Kantonen, Gemeinden und Privaten zugunsten Zugewanderter anerkannt wird.

Neben diesen vor allem auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen und die öffentliche Meinung zielenden Massnahmen gibt es eine Reihe von Ansätzen, die sich mehr auf das einzelne Individuum und seine lebensgeschichtliche Entwicklung konzentrieren.

Die Studie «Prävention von Jugendgewalt»

Die Studie, die vom Kriminologen Manuel Eisner unter Mitarbeit von Denis Ribeaud und Stéphanie Bittel verfasst wurde, orientiert sich – ohne die diversen gesamtgesellschaftlichen Risikofaktoren ausblenden zu wollen – an einem Ansatz, der das Individuum stärker ins Zentrum stellt. Vor dem Hintergrund, besondere Projekte, die der Prävention von Jugendgewalt dienen sollten, zu etablieren, ist das Autorenteam im Auftrag der EKA und des Bundesamts für Migration der Frage nachgegangen, welche Projekte als wirkungsvoll zu betrachten sind und in welchen Bereichen anzusetzen ist, um mit den zur Verfügung stehenden, eher beschränkten Mitteln, ein sinnvolles Vorgehen wählen zu können.

So gesehen handelt es sich bei der vorliegenden Darstellung weder darum, die verschiedenen existierenden Theorien zum Phänomen der Gewalt bei Jugendlichen miteinander zu vergleichen, noch die gesamte Palette möglicher Interventionen aufzulisten. Die vorgeschlagenen Massnahmen einer evidenzbasierten Gewaltprävention schreiben sich in eine Präventionspolitik ein, die versucht, erprobte und nachweislich wirksame Projekte und Programme mit einem Ansatz

der allgemeinen Förderung von Lebensqualität in Verbindung zu bringen. Ein solcher Public-Health-Ansatz ermöglicht es, Gewaltprävention nicht als isolierte Aktivität zu betreiben, sondern in die Förderung von Integration generell einzubeziehen.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Die EKA ist nicht der Ansicht, dass gesellschaftliche Defizite allein über Gesundheitsförderung, die sich auf das Individuum ausrichten, beseitigt werden können. Soziale Ungleichheiten und damit verbundene unerwünschte Begleiterscheinungen wie etwa die Ausübung von Gewalt sollen nicht «pathologisiert» und damit dem vermeintlichen Unvermögen der betroffenen Menschen zugeschrieben werden. Die in dieser Studie vorgestellten möglichen Massnahmen, von denen man weiss, dass sie erfolgreich waren, sollen vielmehr dazu beitragen, den Blick dafür zu öffnen, dass eine früh einsetzende, langfristig angelegte, verschiedene Altersstufen und mehrere Lebensbereiche umfassende Präventionspolitik gefragt ist.

Die Erkenntnisse der Studie legen nahe, dass die Konzentration auf Projekte mit der spezifischen Zielgruppe «ausländische Jugendliche» verkürzt ist. Die Autoren zeigen, dass die Prävention von Gewalt bei Jugendlichen mit einem Migrationshintergrund keine grundsätzlich anderen Massnahmen erfordert als bei Schweizer Jugendlichen. Die erfolgreiche Umsetzung von Projekten, die sich nicht ausschliesslich auf diese Altersgruppe konzentrieren sollte, erfordert allerdings vertiefte Überlegungen, wie sozio-ökonomische, aber auch sprachlich und bezüglich unterschiedlicher Wertsysteme bedingte Schranken überwunden werden können.

Die zentralen Aussagen des Berichts, dass eine erfolgreiche Prävention möglichst früh einsetzen, den verschiedenen Lebensbereichen Rechnung tragen und familiäre, schulische und nachbarschaftliche Umfeldler berücksichtigen soll, bestätigen denn auch das Verständnis von Integration als einem Prozess, der sowohl den einzelnen Menschen betrifft als auch eine Aufgabe für die gesamte Gesellschaft ist. Integration heisst Partizipation. Für alle. Und in allen Bereichen. Gewaltprävention soll deshalb nicht Symptombekämpfung sein. Sie soll Integrationsprozesse so unterstützen, dass sie einem einvernehmlichen Zusammenleben aller Bevölkerungsgruppen dient.

Simone Prodolliet

Eidgenössische Ausländerkommission

Einleitung

Die seit Jahren anhaltende Beunruhigung über Jugendgewalt hat dazu geführt, dass heute in der Schweiz ein breit gefächertes institutionelles Angebot an Fachstellen und Massnahmen zur Prävention und Intervention im Gewaltbereich besteht. Hinzu kommen mannigfache Projekte und Programme, welche von spezialisierten Anbietern durchgeführt werden. Allerdings ist auch deutlich, dass nach wie vor erhebliche Defizite bestehen. Sie lassen sich in vier Bereiche zusammenfassen:

- Das Wissen über die **WIRKSAMKEIT DER BESTEHENDEN PRÄVENTIONSMASSNAHMEN** ist äusserst lückenhaft.
- Gewaltprävention ist nur ansatzweise in eine **UMFASSENDE UND LANGFRISTIG ANGELEGTE GESUNDHEITSFÖRDERUNG** integriert.
- Präventionsmassnahmen für **VERSCHIEDENE ALTERSSTUFEN, LEBENSBEREICHE UND BEVÖLKERUNGSGRUPPEN** sind kaum aufeinander abgestimmt.
- **WENIG INTEGRIERTE BEVÖLKERUNGSGRUPPEN** werden nur teilweise erreicht.

Der vorliegende Bericht zeigt Ansätze, mit denen diese Probleme angegangen werden können. Ein besonderes Augenmerk schenkt er der Frage, wie Bevölkerungsgruppen mit einem Migrationshintergrund besser für Anliegen der Prävention von Jugendgewalt erreicht werden können und inwiefern hierfür besondere Überlegungen angestellt werden müssen.

Wirksamkeit von Präventionsmassnahmen

In den vergangenen 20 Jahren ist Jugendgewalt und ihre Prävention in der Schweiz ein zentrales gesellschaftliches Problem geworden. Parallel dazu sind die verschiedensten präventiven Ideen und Programme öffentlich diskutiert und teilweise praktisch realisiert worden. Ihre Verbreitung wurde dadurch erleichtert, dass Prävention ein Anliegen ist, dem sich kaum jemand verschliessen kann. Sie bezweckt, durch geeignete Massnahmen das

Auftreten von unerwünschten Verhaltensweisen zu verhindern, welche ohne diese Massnahme mit einiger Wahrscheinlichkeit eingetreten wären.

Allerdings stellt sich die Frage, ob eine bestimmte Präventionsmassnahme tatsächlich die angestrebte Wirkung erzielt. Ist sie nicht vielmehr wirkungslos? Oder hat sie gar negative Auswirkungen? Überraschenderweise wurde diese Frage bis vor kurzem weder in der Schweiz noch in anderen westeuropäischen Ländern mit dem notwendigen Nachdruck gestellt. Daher gibt es in der Schweiz zum gegenwärtigen Zeitpunkt kein einziges Programm zur Gewaltprävention, welches sich auf wissenschaftlich abgestützte Befunde bezüglich der Wirksamkeit stützen könnte.

Dieser Bericht ist der Auffassung verhaftet, dass sich Gewaltprävention stärker als bisher von Prinzipien der evidenzbasierten Prävention leiten lassen sollte. **EVIDENZ-BASIERTE PRÄVENTION** heisst, Programme mittels sorgfältig angelegter Forschung so zu prüfen, dass mit möglichst grosser Sicherheit eine schädliche Wirkung ausgeschlossen und eine positive Wirkung nachgewiesen werden kann. Diese Leitidee hat in der Schweiz erst vor wenigen Jahren Fuss gefasst und entsprechende Forschungsprojekte werden erst in den nächsten Jahren Ergebnisse liefern. Allerdings liegen auf internationaler Ebene, vor allem basierend auf amerikanischen Studien, bereits bemerkenswert viele Erkenntnisse vor. Dieser Bericht stellt daher ausgewählte evidenzbasierte Programme vor, um Anstösse für die Diskussion in der Schweiz zu geben.

Gewaltprävention als Teil einer umfassenden Gesundheitsförderung

Es ist seit Langem bekannt, dass Gewalt zu einem Komplex von jugendlichem Problemverhalten gehört, der Suchtverhalten (z.B. Drogen- und Alkoholkonsum), schulische und berufliche Probleme, verschiedene Arten risikoreichen Verhaltens (z.B. «Rasen» im Strassenverkehr, ungeschützter Sexualverkehr) sowie instabile Paarbeziehungen einschliesst. Viele dieser Verhaltensprobleme haben gemeinsame Ursachen und verlangen ähnliche präventive Massnahmen.

Wir glauben daher, dass Gewaltprävention nicht als isolierte Aktivität betrieben werden sollte. Diesem Bericht liegt vielmehr eine Public-Health-Perspektive zugrunde, wie sie etwa kürzlich von der **VIOLENCE PREVENTION ALLIANCE DER WELTGESUNDHEITS-ORGANISATION WHO** formuliert wurde.¹ Sie betrachtet Gewaltprävention als Teil einer umfassenden Förderung der Lebenschancen und Lebenskompetenzen von Kindern und Jugendlichen.

Lebensphasen und Lebensbereiche umfassende Gewaltprävention

Gewalt oder Gewaltbereitschaft kann nicht an einer einzigen Ursache festgemacht werden. Vielmehr ist sie das Resultat des Zusammenwirkens einer Vielzahl von äusseren und inneren Einflüssen. Sie können geordnet werden, indem man sie als verschiedene Wirkungsebenen versteht, welche in jeder Phase des Lebenslaufs auf die weitere Entwicklung des Individuums einwirken. Wichtige Wirkungsebenen sind das Individuum selbst (z.B. Persönlichkeit), die Familie (z.B. Erziehung), die Schule (z.B. Lernerfahrungen) und die Nachbarschaft (z.B. Zusammenhalt).

Die Wahrscheinlichkeit von Jugendgewalt steigt in dem Masse, in dem belastende Einflüsse in verschiedenen Lebensphasen und auf mehreren Ebenen zum Tragen kommen. Der vorliegende Bericht geht daher von einer Perspektive aus, welche Ansätze zur Prävention auf allen Altersstufen und auf verschiedenen Wirkungsebenen gleichermassen ins Auge fasst.

Erreichen von wenig integrierten Bevölkerungsgruppen

In allen modernen Gesellschaften sind Täter wie Opfer von Gewalt überdurchschnittlich häufig Angehörige von wirtschaftlich unterprivilegierten und gesellschaftlich wenig integrierten Gruppen. In der Schweiz sind dies nicht ausschliesslich, aber zu einem wesentlichen Teil Migranten und Migrantinnen aus nicht-westlichen Staaten.

Die Botschaften von Präventionsprogrammen allerdings erreichen am ehesten die sozial integrierten Mittelschichten. Sozial wenig integrierte, bildungsferne, durch äussere oder innere Probleme belastete Personen und Gruppen hingegen sind sehr viel schwieriger

für Präventionsanliegen zu gewinnen. Eine Folge ist der Matthäus-Effekt der Präventionspraxis: «Wer hat, dem wird gegeben.»

Dieser Bericht zeigt, wo in Familie, Schule und Nachbarschaft besondere Schwierigkeiten bestehen und wie auf diese Hindernisse reagiert werden könnte. Er geht davon aus, dass die Prävention von Gewalt durch Jugendliche mit einem Migrationshintergrund keine grundsätzlich anderen Massnahmen erfordert, als die Prävention von Gewalt durch Schweizer Jugendliche. Allerdings sind wir der Ansicht, dass die Umsetzung von wirksamen und alle Risikogruppen erreichenden Massnahmen besonderer Überlegungen bedarf, insbesondere wie sprachliche, kulturelle und sozio-ökonomische Schranken überwunden werden können.

¹ World Health Organisation Violence Prevention Alliance: Building Global Commitment for Violence Prevention, Geneva.

1 Gewalt von Jugendlichen in der Schweiz

Eine realistische Einschätzung der Problemlage ist eine wichtige Voraussetzung für wirksame Prävention. Um hierfür eine Grundlage zu schaffen, schildern wir im Folgenden ausgewählte Indikatoren zu Entwicklung von Jugendgewalt sowie zur Belastung von Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund. Mit **JUGENDGEWALT** meinen wir die Ausübung oder Androhung von körperlicher Gewalt durch Personen im Alter von 12 bis 18 Jahren. Allerdings findet man in amtlichen Statistiken auch etwas andere Altersabgrenzungen, denen wir bei der Auswertung folgen müssen.

Entwicklung

Verfügbare Daten

Zur Beurteilung der Entwicklung von Jugendgewalt über die vergangenen 20 Jahre steht im Wesentlichen die **POLIZEILICHE KRIMINALSTATISTIK DER SCHWEIZ** zur Verfügung. **DIE SCHWEIZERISCHE STATISTIK DER JUGENDSTRAFURTEILE** ist erst seit 1999 verfügbar und daher zu jung, um zuverlässig Trends zu beurteilen. **DIE SCHWEIZERISCHE OPFERBEFRAGUNG** (Killias und Lamon 2000) schliesst die gesamte Wohnbevölkerung ein und erlaubt nur sehr eingeschränkt Aussagen über Jugendliche. Zeitreihen von spezialisierten Jugendbefragungen über selbst berichtete Gewalt und Opfererfahrungen – mit identischem Studiendesign über mehrere Zeitpunkte durchgeführt – gibt es hingegen bis heute nicht.

Die Polizeiliche Kriminalstatistik der Schweiz (PKS) führt seit ihrem Bestehen (d.h. seit 1982) bei allen Delikten neben der Gesamtzahl der polizeilich ermittelten Täter auch die Zahl der ermittelten minderjährigen Täter auf.² Bis 1995 wurden hierunter Täter im Alter von 7 bis unter 18 Jahren erfasst, seit 1996 bezieht sich die Statistik auf Täter bis unter 16 Jahren.

Die Zahl der Gewaltdelikte von Jugendlichen, die in der Polizeilichen Kriminalstatistik erfasst werden, hat seit etwa 1990 stark zugenommen. Abbildung 1 zeigt die Entwicklung für drei Tatbestände der PKS, nämlich **KÖRPERVERLETZUNG, RAUB, sowie DROHUNG, NÖTIGUNG UND ERPRESSUNG** zusammengefasst. Bei den gezeigten Werten handelt es sich jeweils um die Kriminalitätsraten pro 100 000 Personen der altersgleichen Bevölkerung (d.h. 7 bis 17 Jahre von 1982 bis 1995 und 7 bis 15 Jahre von 1996 bis 2004).

Die Daten lassen während der vergangenen 20 Jahre einen markanten Anstieg erkennen. Bei Raub und Körperverletzung werden Jugendliche heute mehr als dreimal häufiger als Tatverdächtige registriert als in der Mitte der 1980er Jahre, bei Drohung und Nötigung zeigen die Zahlen eine Verachtfachung. Die Zunahme der ermittelten jugendlichen Täter verläuft ungefähr parallel zu einer entsprechenden Zunahme bei den erwachsenen Tätern.

Im Bereich der Eigentumsdelikte weist die PKS weder bei Jugendlichen noch bei Erwachsenen eine Zunahme aus. Die Daten zeigen im Gegenteil bei verschiedenen Delikten, besonders bei Fahrzeugdiebstahl und Einbruch, einen klaren Rückgang.

Polizeiliche Daten verzerren die tatsächliche Entwicklung

Würde der Anstieg der polizeilich erfassten jugendlichen Gewalttäter einer tatsächlichen Zunahme entsprechen, dann wäre dies eine wahrhaft Besorgnis erregende Entwicklung. Es gibt jedoch etliche Gründe dafür, dass die Zunahme der registrierten Jugendgewalt zu einem wesentlichen Teil die Folge einer grösseren Anzeigetendenz in der Bevölkerung sowie einer umfassenderen Registrierung durch die Polizei ist.

Zunahme der erfassten Gewaltdelikte

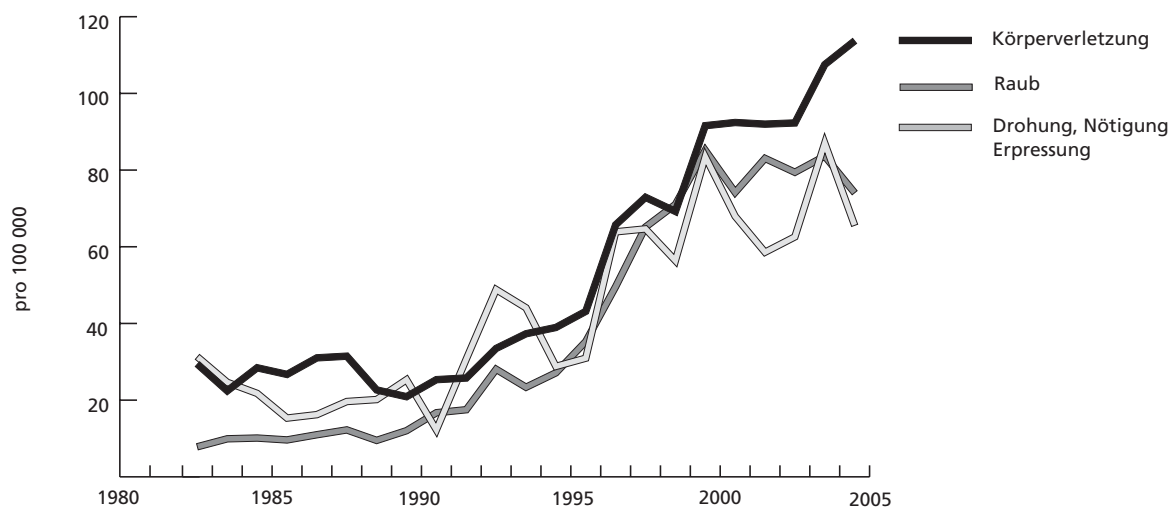
Gründe für Vor- sicht gegenüber der Zunahme in der Polizei- statistik

² Genauer ist die polizeiliche Kriminalstatistik eine Statistik der «Tatverdächtigen». Die Daten werden in aller Regel dann erfasst, wenn gemäss polizeilichen Abklärungen ein Tatverdacht erhärtet ist und der Fall an die Strafverfolgungsbehörden weitergeleitet wird.

1. Seit Anfang der 1990er Jahre kam es auch in den Niederlanden und Schweden zu einer explosionsartigen Zunahme von polizeilich registrierter Jugendgewalt. In beiden Ländern existieren allerdings Zeitreihen, welche auf Befragungen von Jugendlichen basieren und damit von der Polizei unabhängig sind. Sie beruhen entweder auf Angaben zu Opfererfahrungen oder über selbst berichtete Gewaltausübung. Diese Befragungsdaten zeigen aber weder bei den Opferzahlen noch bei den Angaben zu Tätern eine Zunahme. Studien, welche Polizeistatistik und Befragungsdaten vergleichen, kommen übereinstimmend zum Schluss, dass die Angaben der Jugendlichen selbst eine bessere Quelle zur Beurteilung der realen Entwicklung sind (Estrada 1997).
2. Zwischen 1998 und 2005 hat in Deutschland das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen (KFN) mehrere Befragungen zu Jugendgewalt in Städten durchgeführt. Die Daten zeigen während dieses Zeitraumes in allen deutschen Städten sowohl gemäss Angaben der Opfer wie bei den Tätern einen ausgeprägten Rückgang von Gewalt. Gleichzeitig ist die polizeilich registrierte Jugendgewalt gemäss deutscher PKS weiter gestiegen. Gemäss Analysen des KFN ist hierfür mindestens teilweise verantwortlich, dass seit Ende der 1990er Jahre die Anzeigebereitschaft der Jugendlichen selbst, der Lehrpersonen, aber auch der Eltern deutlich gestiegen ist. Dies gilt insbesondere, wenn ausländische Täter deutsche Jugendliche angreifen (Wilmers, Enzmann, Schaeffer, Herbers, Grewe, und Wetzels 2002).
3. Eine massive tatsächliche Zunahme des Umfangs von Jugendgewalt müsste sich auch in einem Anstieg von Gewaltdelikten mit gravierenden Folgen für die Opfer niederschlagen. Gerade hier gibt es aber keinerlei Anzeichen für einen zunehmenden Trend. Abbildung 2 zeigt die Entwicklung von drei Formen von schwerster Gewaltausübung: vollendete Tötungsdelikte, Raubüberfälle mit Schusswaffen und Körperverletzungen mit Hieb- und Stichwaffen. Gemäss der Schweizerischen Kriminalstatistik haben alle drei Formen von massiver Gewalt die höchste Häufigkeit um 1991 erreicht. Seither ist ihre Häufigkeit um etwa ein Drittel zurückgegangen. Polizeistatistiken gelten bei schwerer Gewalt als zuverlässige Gradmesser und wir halten es für unwahrscheinlich, dass Jugendgewalt ausschliesslich bei wenig gravierenden Formen zugenommen hat.

Insgesamt gehen wir aus diesen Gründen davon aus, dass Jugendgewalt in den letzten 10 bis 15 Jahren nicht massiv zugenommen hat.

Abbildung 1: Polizeilich registrierte jugendliche Tatverdächtige bei Gewaltdelikten, 1982 bis 2005, pro 100 000 der altersgleichen Bevölkerung



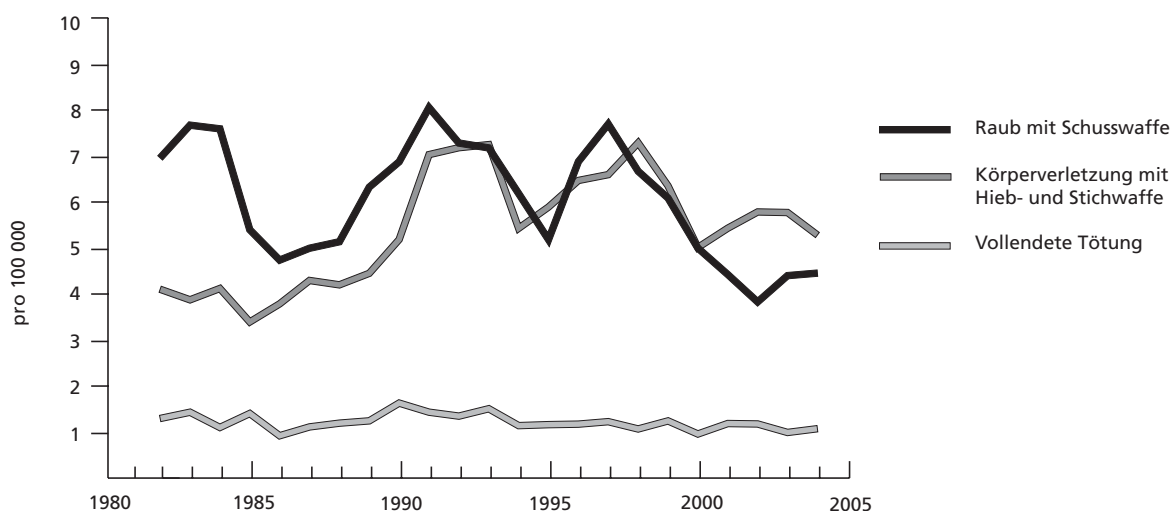
Quelle: Bundesamt für Polizei, Polizeiliche Kriminalstatistik.

Gewalt nach Nationalität im Bild amtlicher Kriminalstatistiken

Die PKS enthält nur unzureichende Daten zur Nationalität und zum Aufenthaltsstatus der Tatverdächtigen. Dazu gehört, dass keine Informationen zur Staatsangehörigkeit, zum Aufenthaltsstatus (z.B. Niedergelassene, Jahresaufenthalter, Asylsuchende), zum Alter

oder zum Geschlecht der ausländischen Tatverdächtigen aufgeführt werden. Seit 1988 wird einzig zwischen Ausländern **MIT** und **OHNE** Wohnsitz in der Schweiz unterschieden, wobei nicht weiter spezifiziert ist, welches Wohnsitzkriterium zugrunde gelegt wird. Tabelle 1 zeigt für einzelne Delikte den Anteil ausländischer Täter mit Wohnsitz in der Schweiz am Total aller in der Schweiz wohnhaften Täter.

Abbildung 2: Schwere Gewaltdelikte in der Schweiz, 1982 bis 2004, pro 100 000 Einwohner



Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik der Schweiz.

Tabelle 1: Anteil ausländischer Tatverdächtiger mit Wohnsitz in der Schweiz an allen in der Schweiz wohnhaften Tatverdächtigen, 1988, 1994 und 2004

%-Anteil ausländischer Nationalität	Tötungsdelikte	Körperverletzung	Raub	Drohung	Vergewaltigung
1988	30%	38%	31%	36%	51%
1994	41%	48%	38%	48%	59%
2004	47%	53%	57%	50%	62%

Quelle: Bundesamt für Polizei, Polizeiliche Kriminalstatistik.

Die Daten lassen einen erheblichen Anstieg des Anteils ausländischer Täter im Verlauf der vergangenen 15 Jahre erkennen. Heute sind bei Gewaltdelikten zwischen 47 und 62 Prozent der Tatverdächtigen ausländischer Nationalität. Gleichwie, ob man als Vergleichsgrösse die gesamte ausländische Gesamtbevölkerung (rund 22 Prozent der Wohnbevölkerung) oder nur die männliche Bevölkerung im Alter von 15 bis 30 Jahren (rund 28 Prozent der Wohnbevölkerung) wählt, ergibt sich hieraus eine deutlich erhöhte Belastung.

Ausländische Jugendliche bei den Strafurteilen wegen Gewalt übervertreten

Die Polizeiliche Kriminalstatistik der Schweiz lässt sich nicht nach der Nationalität der jugendlichen Tatverdächtigen aufschlüsseln. Hierfür muss man sich auf die schweizerische Statistik der Jugendstrafurteile stützen (siehe Tabelle 2). Sie zeigt, dass im Durchschnitt der Jahre 2001 bis 2003 rund 40 Prozent aller Urteile mit Gewaltstraftaten gegen Jugendliche schweizerischer Nationalität ergingen. 57 Prozent betrafen jedoch ausländische Jugendliche mit Wohnsitz in der Schweiz. Weitere 3 Prozent ergingen gegen Jugendliche ohne Wohnsitz in der Schweiz. Vergleicht man diese Daten mit der Verteilung in der Wohnbevölkerung der Schweiz, ergibt sich eine Überbelastung um das Drei- bis Vierfache.

Herkunft und soziale Lage: Gewalt von Jugendlichen mit Migrationshintergrund

Die Klassifikation der amtlichen Statistik in **SCHWEIZER** und **AUSLÄNDER** folgt einem rein legalen Kriterium: dem Besitz des Schweizer Passes. Diese Klassifikation suggeriert eine irreführende Dichotomie, gibt bekanntermaßen fremdenfeindlichen Strömungen Aufschub und ist analytisch unbrauchbar. Um besser zu verstehen, was sich hinter den amtlichen Daten verbirgt, muss eine genauere Analyse geleistet werden. Gerade den Zusammenhang zwischen Migrationserfahrungen und sozialem Hintergrund muss man präziser betrachten. Wir tun dies anhand der Daten der Zürcher Jugendbefragung (Eisner, Manzoni, Ribeaud 2000). Obwohl sie bereits aus dem Jahr 1999 stammt, eignet sie sich gut, um das zentrale Problem zu umreissen.

Die Klassifikation in «Ausländer» und «Schweizer» ist irreführend

Tabelle 3 zeigt hierzu die Rate der selbstberichteten Gewalt (d.h. Jugendliche, welche angeben, mindestens einmal im Leben schon ein Gewaltdelikt verübt zu haben) für verschiedene Gruppen. Unser Unterteilungskriterium ist nicht die Nationalität, sondern die Migrationserfahrung der Eltern. Wir gruppieren die Jugendlichen also danach, ob ihre Eltern aus dem Ausland in die Schweiz eingewandert sind und aus welchem Land sie gekommen sind. Gleichzeitig zeigen wir einige ausgewählte Merkmale des sozio-ökonomischen Hintergrunds der Migrantengruppe.

Tabelle 2: Nationalität abgeurteilter jugendlicher Gewalttäter, Durchschnitt 2001 bis 2003

	Vorsätzliche Tötung	Körperver- letzungen	Raub	Erpressung	Drohung und Nötigung	Freiheits- beraubung
Schweizer	54%	38%	36%	34%	45%	38%
Ausländer mit Wohn- sitz in der Schweiz	39%	60%	62%	62%	53%	49%

	Straftaten gegen die sex. Integrität	Landfriedens- bruch	Gewalt gegen Behörden / Beamte	Alle Urteile mit Gewaltstraftaten
Schweizer	37%	67%	46%	41 %
Ausländer mit Wohn- sitz in der Schweiz	62%	33%	45%	57 %

Quelle: Schweizerische Statistik der Jugendstrafurteile.

Die Gewaltbelastung hängt mit der sozialen Lage und den Lebenserfahrungen von immigrierten Gruppen zusammen

Die Auswertungen zeigen, dass es bezüglich der Gewaltausübung **KEINE GENE-RELLE** Übervertretung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund gibt. Jugendliche, deren Eltern aus westlichen Industriestaaten in die Schweiz gekommen sind (vor allem aus Deutschland, Österreich, USA – meistens mit hoher Bildung und hohen beruflichen Qualifikationen) haben eine **TIEFERE** Belastung als schweizerische Jugendliche. Hingegen weisen Jugendliche, deren Eltern oft mit wenig Bildung aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Italien, der Türkei und anderen südeuropäischen Staaten (Spanien, Portugal, Griechenland) in die Schweiz gekommen sind, eine **ERHÖHTE** Belastung auf.

Die Tabelle vermittelt ausserdem einen Eindruck davon, wie stark sich die Lebenserfahrungen und familiären Hintergründe dieser Gruppen unterscheiden. Beispielsweise haben 40 Prozent der türkischen Jugendlichen kein eigenes Zimmer, während dies bei 6 Prozent der Schweizer Jugendlichen der Fall ist. 60 Prozent der türkischen Väter hatten keine Berufsausbildung und 25 Prozent der Mütter haben keinen Schulabschluss, beides Phänomene, die Schweizer Jugendliche praktisch nicht aus eigener Familienerfahrung kennen.

Insgesamt zeigt die Tabelle einen wichtigen Sachverhalt: Unterschiede in der Gewaltwahrscheinlichkeit zwischen Gruppen von Immigrierten sind im Wesentlichen eine Funktion der sozialen Lage der immigrierten Bevölkerungsgruppe.

Tabelle 3: Selbstberichtete Gewalt nach Nationalität, 15-jährige Jugendliche im Kanton Zürich, 1999

	Im letzten Jahr Gewalt ausgeübt	Kein eigenes Zimmer	Keine Berufsaus- bildung des Vaters	Kein Schulabschluss der Mutter
Schweiz	12%	6%	2%	< 1%
Westliche Industriestaaten	8%	5%	2%	< 1%
Ehem. Jugoslawien	18%	43%	28%	12%
Andere Südeuropa	22%	28%	40%	12%
Italien	24%	18%	34%	11%
Türkei	25%	40%	60%	25%

Quelle: Zürcher Jugendbefragung, Eisner, Manzoni, Ribeaud (2000).

Vier Kernaussagen

- Über die vergangenen 20 Jahre ist es in der Schweiz nicht zu einer Zunahme schwerer Gewalt gekommen. Seit Anfang der 1990er Jahre ist im Gegenteil ein rückläufiger Trend festzustellen. Die starke Zunahme von angezeigtter Jugendgewalt ist vermutlich im Wesentlichen auf eine erhöhte Sensibilisierung der Gesellschaft, eine steigende Anzeigebereitschaft und eine vermehrte Registrierung zurückzuführen.
- «Ausländische» Jugendliche sind in der polizeilichen Kriminalstatistik und der Strafurteilsstatistik deutlich übervertreten. Diese Überbelastung zeigt sich auch in Daten zu selbstberichteter Gewalt und in Opferbefragungen – sie ist kein Artefakt der Statistik. Wirksame Prävention kann nur betrieben werden, wenn diese Gruppen erreicht werden.
- Sozial privilegierte Jugendliche mit Migrationshintergrund haben gegenüber Schweizer Jugendlichen eine tiefere Gewaltwahrscheinlichkeit. Eine höhere Belastung ist bei jenen Gruppen von Jugendlichen festzustellen, deren immigrierte Eltern geringe Bildung und tiefe berufliche Positionen haben.
- Viele Präventionsmassnahmen erfordern die aktive Beteiligung der Familien. Aus diesem Grund müssen Bemühungen vermehrt darauf ausgerichtet werden, auch fremdsprachige und bildungsferne Familien mit Migrationshintergrund für Präventionsmassnahmen zu erreichen.

2 Lebenslauf und Gewalt

Wenn in Medien oder Politik von Gewalt die Rede ist, richtet sich der Blick fast immer zuerst auf «die Jugend». Das hat insofern seine Berechtigung, als viele strafrechtlich verfolgte und für die Opfer besonders folgenschwere Formen der Gewaltausübung (Raub, Vergewaltigung, Körperverletzung, Mord) im Verlauf der Adoleszenz mit zunehmender Häufigkeit begangen werden und eine Spitze im Alter von etwa 17 bis 24 Jahren erreichen.

Allerdings verstellt eine solche Einnengung den Blick auf Realitäten, die für eine wirksame Prävention entscheidend sind. Dazu gehört, dass Gewalt und Aggression Verhaltensweisen sind, die sich in jeder Altersphase beobachten lassen und dass Jugendgewalt nur ein Ausschnitt aus einer biographischen Entwicklung ist (vgl. z.B. Loeber und LeBlanc 1990; Tremblay, Nagin, Séguin, Zoccolillo, Zelazo, Boivin, Pérouse, und Japel 2004). Dem entspricht, dass viele Faktoren, welche auf Jugendgewalt einwirken, ihre Wurzeln im Kindheitsalter und teilweise sogar noch früher in der Entwicklung eines Menschen haben.

Wir zeigen in diesem Kapitel, weshalb eine **LEBENS LAUF PERSPEKTIVE** eine wesentliche Grundlage für nachhaltige Gewaltprävention ist, welche Faktoren in verschiedenen Lebensphasen auf die Gewaltwahrscheinlichkeit einwirken, und in welchen Bereichen Jugendliche mit Migrationshintergrund durch Risikofaktoren erhöht belastet sind.

Abnahme von körperlicher Aggression als normale Entwicklung

Die Lebenslaufforschung kann inzwischen die Entwicklung von körperlicher Aggression vom Säuglingsalter bis ins Erwachsenenalter gut nachzeichnen. Sie zeigt, dass sich Gewalt in verschiedenen Altersphasen unterschiedlich manifestiert und dass ihre Manifestationsformen mit alterstypischen Aktionsfeldern und Veränderungen in den Entwicklungsaufgaben in Zusammenhang stehen (vgl. z.B. Loeber und Hay 1997) (Tabelle 4).

Tabelle 4: Manifestationsformen von Gewalt und Aggression im Lebenslauf

Alter (Jahre)	Wichtige Verhaltensfelder	Manifestationsformen von Aggression und Gewalt
0 bis 2	Mutter, Vater, Geschwister	Wutausbrüche; Aggressionen
2 bis 4	Eltern, Geschwister, Krippe, Spielplatz	Wutausbrüche, Zerstörungen von Sachen; Schlagen und Beissen
5 bis 11	Eltern, Kindergarten, Primarschule, Spielplatz, Hort, Gleichaltrige	Plagen; Streiten; Sachen zerstören; Tiere quälen
12 bis 16	Schule, Freundesgruppen, Freizeit ohne Erwachsene, erste Intimpartner	Drohungen; Erpressen; Schlägereien; Gewalt in Gruppen
17 bis 25	Freundesgruppen, Schule, Freizeit, Intimpartner	Gewalt in Gruppen; Raub; Körperverletzungen; sexuelle Gewalt
25+	Familie, eigene Kinder, Arbeitsplatz, Freizeitaktivitäten	Körperverletzung; Gewalt im Umfeld von Alkohol; familiäre Gewalt

Körperliche Aggression wird mit zunehmendem Alter seltener

Forschungen über die Verbreitung von körperlicher Aggression in unterschiedlichen Altersphasen zeigen, dass physische Aggression in der frühen Kindheit bis zu einem gewissen Ausmass ein normales Konfliktverhalten ist und bei der Mehrheit von Kindern beobachtet werden kann. Etwa ab dem 3. Altersjahr und während der gesamten Primarschulzeit werden Wutausbrüche und das Austragen von Konflikten mit körperlicher Aggression bei den meisten Kindern immer seltener (Tremblay et al. 2004).

Der Trend hin zu weniger Gewalt setzt sich im Jugendalter fort. In einer niederländischen Studie beispielsweise sank die sogenannte Prävalenz – der Anteil der Gewalt ausübenden Personen – von Gewalt gegen Personen von 26% im Alter von 14 bis 15 Jahren auf 20% bei 16-Jährigen und 17% bei 20-Jährigen (Terlouw und Bruinsma 1994).

Dieselbe Entwicklung zeigt auch eine von uns durchgeführte Befragung von 400 Lehrpersonen in der Stadt Zürich im Jahr 2002 (Eisner, Manzoni, Ribeaud, und Schmid 2003). Hier wurden die Lehrpersonen gefragt, wie häufig sie in ihrer Klasse aggressives Verhalten beobachten. Die Auswertungen ergeben, dass die meisten Formen von verbaler und körperlicher Aggression im Kindergarten am häufigsten sind. Im Verlauf der Primarschule und der Oberstufe werden sie von Lehrpersonen immer seltener beobachtet.

Hieraus ergibt sich die wichtige Folgerung, dass Gewaltprävention im Lebenslauf eigentlich nicht etwas verhindert, was vorher nicht vorhanden war. Vielmehr stützt und fördert sie eine normale Entwicklung, in deren Verlauf Kinder zunehmend **SOZIALE KOMPETENZEN** erwerben, welche es ihnen ermöglichen, aggressive Impulse unter Kontrolle zu halten und welche in täglichen Interaktionen als Alternativen zum Einsatz von Gewalt dienen (Loeber und Hay 1997).

Kontinuität von Gewalt im Lebenslauf

Wie stabil sind aggressive Tendenzen im Lebenslauf?

Gleichwie, ob man Säuglinge, Kleinkinder, Jugendliche oder Erwachsene betrachtet: In jedem Altersabschnitt bestehen zwischen Individuen ausgeprägte Unterschiede in aggressiven Verhaltenstendenzen, wobei ein kleiner Prozentsatz jeweils durch besonders hohe Aggressionsneigung auffällt. Die Längsschnittforschung ist der Frage nachgegangen, in welchem Ausmass diese Unterschiede über verschiedene Lebensphasen hinweg die sel-

ben Individuen betreffen, mit anderen Worten: inwiefern Aggressivität ein stabiles Merkmal in der Entwicklung eines Menschen ist.

Die Ergebnisse zeigen, dass Unterschiede zwischen Individuen im Lebenslauf **RELATIV STABIL** sind – Personen mit einer hohen Gewaltbereitschaft in einer früheren Lebensphase sind mit höherer Wahrscheinlichkeit auch später gewalttätig (Tolan und Gorman-Smith 1998). Durch neutrale Beobachter als aggressiv eingeschätzte Kleinkinder sind beispielsweise auch in der Primarschule überdurchschnittlich häufig in Prügeleien verwickelt; Aggression im Alter von 6 bis 11 Jahren ist ein Prädiktor für Gewalt und schwere Delinquenz im Alter von 15 bis 25 Jahren; und Gewalt im Jugendalter ist ein Prädiktor für die Wahrscheinlichkeit, im Erwachsenenalter Gewalt auszuüben. Über Zeiträume von 2 bis 4 Jahren können hohe Korrelationen von rund 0.60 bis 0.70 beobachtet werden, über längere Zeiträume sinken die Zusammenhänge (Moffitt, Caspi, Rutter, und Silva 2001; Olweus 1979).

Das heisst auch, dass über verschiedene Altersstufen hinweg ein erhebliches Ausmass an Veränderung stattfindet. Gewalt und Aggression sind kein biographisch vorgeprägtes Schicksal, sondern werden durch den Fluss von Ereignissen in allen Lebensphasen beeinflusst. Lebenslauforientierte Prävention kann dazu beitragen, dass in verschiedenen Lebensphasen aggressive Potentiale abgebaut werden und dass die Entwicklung eines Individuums positiv beeinflusst wird.

Gewalt und andere Formen von Problemverhalten im Lebenslauf

Körperlich aggressives Verhalten ist in allen Lebensphasen mit einer Reihe von anderen Verhaltensproblemen korreliert (sog. Komorbidität) (Tabelle 5).

Gewalttätige Jugendliche üben beispielsweise häufig Eigentumsdelikte wie Ladendiebstahl oder Einbruch aus, haben oft einen übermässigen Alkohol- oder Drogenkonsum und schwänzen häufig die Schule. In der Zürcher Jugendbefragung zeigte sich etwa, dass unter denjenigen Jugendlichen, welche mindestens einmal im vorangehenden Jahr physische Gewalt ausgeübt hatten, 72% auch ein Eigentumsdelikt verübt hatten, 67% auch illegale Drogen konsumierten und 53% auch mindestens einmal pro Monat Alkohol konsumierten (vgl. Eisner, Manzoni, und Ribeaud 2000). Diese Werte sind klar höher als in der nicht-gewalttätigen Referenzgruppe. Die

Gewalt und andere Verhaltensprobleme hängen zusammen

Überlappung mit anderen Formen von Problemverhalten verstärkt sich noch, wenn man den Vergleich auf jene Jugendlichen einschränkt, welche mehrfach Gewalt ausgeübt haben. Ähnliche Zusammenhänge sind aus vielen empirischen Studien belegt (vgl. die Übersicht in Huizinga und Jakob-Chien 1998).

Der Befund, dass Gewalt und Aggression in allen Lebensphasen Teil eines Syndroms von Verhaltensproblemen sind, hat wichtige Implikationen für die Prävention. Er bedeutet, dass wirksame Gewaltprävention in der Regel auch positive Auswirkungen auf andere Lebensbereiche hat, dass Gewaltprävention mithin Teil einer breiteren Förderung von Lebenschancen ist.

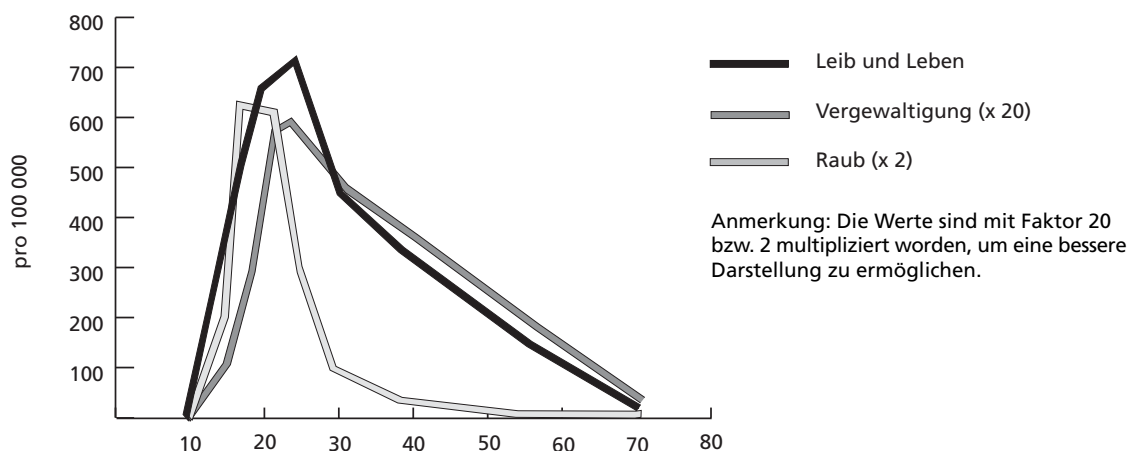
Die Alterskurve von strafrechtlich verfolgter Gewalt

Strafrechtlich verfolgte Gewalt (d.h. Tötungsdelikte, Körperverletzung, Raub, Vergewaltigung) hat in allen westlichen Gesellschaften einen typischen Verlauf über die Altersentwicklung hinweg (Abbildung 3). Wir illustrieren diese sogenannte **ALTERSKURVE** anhand von Daten des Kantons Zürich. Sie zeigen die Rate der polizeilich registrierten Täter, bezogen auf die jeweilige Wohnbevölkerung im Durchschnitt der Jahre 1999 bis 2004. Man sieht, dass die Täterraten ab etwa dem 12. Altersjahr steil ansteigen und im Alter von etwa 20 Jahren die maximale Häufigkeit erreichen.

Tabelle 5: In verschiedenen Lebensphasen mit Aggression assoziierte Verhaltensprobleme

Alter	Mit Aggression und Gewalt korrelierte Verhaltensprobleme
Säugling/Kleinkind	Schwieriger Charakter, Trotz, Wutausbrüche
Primarschulalter	Emotionale Probleme, Aufmerksamkeitsschwäche, Impulsivität, Diebstahl
Jugendalter	Delinquenz, Alkohol, Drogenmissbrauch, Promiskuität, erhöhtes Unfallrisiko, Schwänzen
Erwachsenenalter	Delinquenz, Alkohol-, Drogenmissbrauch, Arbeitslosigkeit, instabile Beziehungen, psychische Probleme

Abbildung 3: Alterskurve für Gewaltdelikte, pro 100 000 der Bevölkerung, Delikte gegen Leib und Leben, Raub, Vergewaltigung



Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik des Kantons Zürich, 1999–2004.

In der Jugendphase verändert sich der Charakter von Gewalt

Wie bereits diskutiert, ist dieser Anstieg in der Jugendphase nicht so sehr eine Zunahme der Anzahl von Individuen, die Gewalt ausüben. Vielmehr signalisiert er eine Veränderung der Qualität von Gewalt und eine zunehmende staatliche Sanktion in dem Masse, in dem das Individuum für seine Taten verantwortlich gemacht wird.

So steigt in diesen Lebensjahren das Risiko – teilweise infolge der zunehmenden körperlichen Kraft, teilweise infolge Zugang zu Waffen –, dass Gewalt auch massive Formen annimmt. Ausserdem verlagern sich Gewaltereignisse von der Schule, dem Schulweg und dem Umfeld des Zuhause in anonyme Räume (z.B. Jugendhaus, Stadtzentrum), wo eine Anzeige bei der Polizei wahrscheinlicher wird. Des weiteren wird in diesem Alter Gewalt zu einem Gruppenphänomen, so dass Schlägereien zwischen verfeindeten Gruppen oder Raubüberfälle alterstypische Erscheinungsformen von Gewalt sind. Und schliesslich steigt nun das Gefälle zwischen den Geschlechtern an, so dass die weit meisten Gewaltakte von männlichen Jugendlichen begangen werden. Und obwohl sich in der Jugend wie in der Kindheit die meiste Gewalt unter Angehörigen desselben Geschlechts abspielt, nimmt der Anteil von Gewalt zwischen Geschlechtern – vor allem sexuelle Gewalt von Knaben gegen Mädchen – zu.

Etwa ab dem 20. Altersjahr sinkt die Häufigkeit von Gewaltdelikten wieder allmählich ab. Dies darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die weit überwiegende Zahl von Delikten durch Erwachsene begangen wird. Beispielsweise sind Erwachsene für rund 80 Prozent aller Delikte gegen Leib und Leben sowie rund 85 Prozent aller Vergewaltigungen verantwortlich.

Die meisten Gewaltdelikte werden von Erwachsenen verübt

Die kriminologische Lebenslaufforschung hat mehrfach Zusammenhänge zwischen strafrechtlich relevanter Gewalt im Jugendalter und aggressivem Verhalten in der Kindheit untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass die Intensität von Gewalt im Jugendalter grösser ist, wenn während der Kindheit in erheblichem Umfang altersinadäquates aggressives Verhalten festgestellt wurde (vgl. z.B. Loeber und Hay 1997).

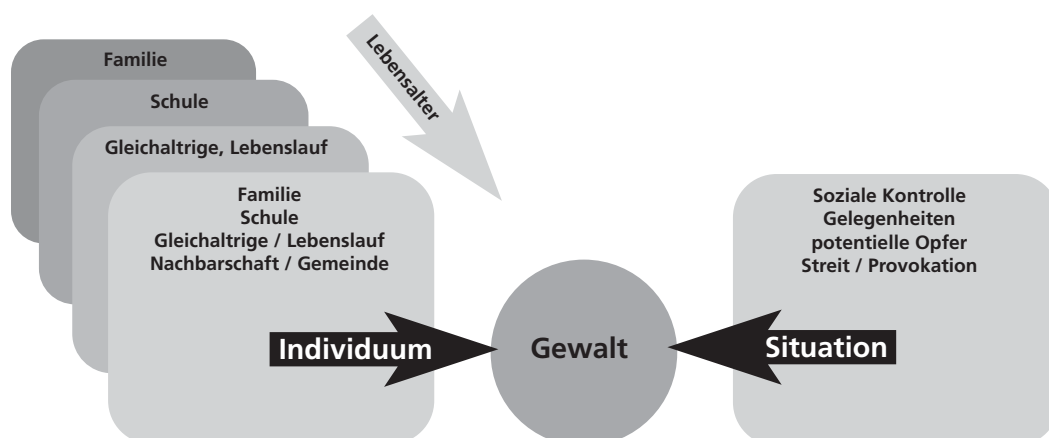
Ursachen und Risikofaktoren

Abbildung 4 zeigt ein für die Präventionsforschung hilfreiches Modell, um das Zusammenspiel verschiedener Wirkungsebenen bei der Entstehung von Gewalt zu veranschaulichen. Es hebt drei Dimensionen hervor:

Erstens wird sichtbar gemacht, dass ein konkretes Gewaltereignis das Ergebnis des Zusammenspiels von Individuum und Situa-

Situation und Disposition

Abbildung 4: Mehrebenenmodell für Gewalt im Lebenslauf



tion ist. Das Individuum bringt Vorstellungen, Erwartungen, Absichten in eine Situation. Die Situation (z.B. die Provokation durch ein Klassenmitglied, die fehlende soziale Kontrolle in einer leeren Strasse nachts, die Rückweisung durch den Türsteher vor der Disco) bietet Gelegenheiten, um sich gewalttätig zu verhalten. Prävention kann auf beiden Ebenen – der Situation und der individuellen Disposition – ansetzen. In diesem Bericht beschränken wir uns allerdings auf Massnahmen, welche auf die Entstehung von aggressiven Dispositionen im Lebenslauf einwirken möchten. Eine Darstellung situativer Massnahmen würde eine zusätzliche Analyse verlangen.

Verschiedene Wirkungsebenen

Zweitens trägt das Modell der Vorstellung Rechnung, dass in jeder Phase des Lebenslaufs verschiedene Ebenen auf ein Individuum einwirken. Für die Präventionsforschung hat sich hier die Unterscheidung zwischen Individuum (das auch auf sich selbst rückwirkt), Familie, Schule, Gleichaltrigen/Freizeit sowie Nachbarschaft als nützlich erwiesen, weil jede dieser Ebenen andere präventive Herangehensweisen nahe legt. In verschiedenen Lebensphasen sind jeweils andere Ebenen von grösserer Bedeutung. In der ersten Lebensphase stehen die Bezugspersonen der Familie im Vordergrund. Ab dem 5. bis 6. Lebensjahr kommt die Schule hinzu. Später sind ausser-schulische Kontakte mit Gleichaltrigen und ein erweiterter Aktionsraum von Bedeutung.

Allerdings sollte man sich die Ebenen nicht als voneinander getrennt vorstellen. Beispielsweise können schon in den ersten Lebensjahren Merkmale eines Quartiers (z.B. mangelndes Vertrauen, fehlende Netzwerke) Auswirkungen auf das Zusammenleben in der Familie haben, welche dann die Entwicklung des Kindes beeinflussen. Nützlich erweist sich hierbei die Unterscheidung zwischen **PROXIMALEN UND DISTALEN RISIKOFAKTOREN**. **PROXIMALE RISIKOFAKTOREN** sind Ursachen und Mechanismen, die unmittelbar vom Kind oder Jugendlichen erfahren werden (z.B. elterlicher Erziehungsstil). **DISTALE RISIKOFAKTOREN** hingegen sind weiter von der Lebenswirklichkeit der Person entfernt und wirken mittelbar – über proximale Faktoren – auf den Lebenslauf ein (z.B. sozio-ökonomischer Status).

Ein Überblick über Risikofaktoren

Tabelle 6 stellt für jede Wirkungsebene die zentralen Risikofaktoren zusammen, über die gemäss aktuellem Forschungsstand weitgehende Einigkeit besteht. Es handelt sich hier nicht um eine vollständige Liste von relevanten Einflüssen, sondern um eine Auflistung jener

Einflüsse, welche als wissenschaftlich relativ gut abgesichert gelten können (für Übersichten vgl. Eisner und Ribeaud 2003; Farrington 1998; Hawkins, Herrenkohl, Farrington, Brewer, Catalano, und Harachi 1998; Loeber und Dishion 1983; Lösel und Bliesener 2003).

Ursachen und Risikofaktoren bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund

Wir haben in Kapitel 1 gezeigt, dass Jugendliche aus benachteiligten sozialen Lagen und mit einem Migrationshintergrund sowohl gemäss polizeilicher Statistik wie auch gemäss Befragungsdaten im Durchschnitt eher Gewalt ausüben als schweizerische Jugendliche. Zwei Fragen sind hier in Zusammenhang mit Prävention zentral: Gelten in verschiedenen Kulturen dieselben Risikofaktoren für Aggression, so dass man im Grundsatz die selben Präventionsansätze zur Anwendung bringen kann – oder benötigen wir für Angehörige verschiedener Kulturen jeweils andere Erklärungsansätze und daher andere Programme? Welche Risikofaktoren sind dafür verantwortlich, dass einzelne Gruppen überdurchschnittlich belastet sind – und können diese durch entsprechende Massnahmen beeinflusst werden?

In den letzten Jahren wurden mehrfach kulturvergleichende Studien durchgeführt, welche die Determinanten von jugendlichen Verhaltensproblemen etwa in osteuropäischen, asiatischen oder afrikanischen Gesellschaften untersuchten. Deren Ergebnisse zeigen, dass in verschiedenen Kulturen im Wesentlichen ähnliche Mechanismen für die Entstehung von Gewalt verantwortlich sind (vgl. z.B. Jessor, Turbin, Costa, Dong, Zhang, und Wang 2003; Orpinas 1999; Vazsonyi, Pickering, und Junger 2001).

Das bedeutet, dass Unterschiede zwischen Gruppen von Jugendlichen nicht auf völlig **ANDERE** Ursachen zurückzuführen sind, sondern auf Unterschiede in der **BELASTUNG** durch die selben Risikofaktoren (beziehungsweise das Fehlen von Schutzfaktoren). Man braucht daher für Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht grundsätzlich andere Prävention. Es braucht Prävention, welche zuerst diejenigen Risikofaktoren identifiziert, bei denen eine besondere Belastung besteht und bei denen eine Beeinflussung durch Prävention möglich ist, und die dann wirksame Massnahmen ergreift.

Risikofaktoren in verschiedenen Kulturen

Viele Risikofaktoren wirken in verschiedenen Kulturen ähnlich

Tabelle 6: Wichtige Risikofaktoren für Gewalt und Aggression in verschiedenen Lebensphasen
Säugling bis Kleinkindalter

Individuum	■ Ruhelosigkeit, Aufmerksamkeitsschwäche, Impulsivität ■ Mangelnde Frustrationstoleranz ■ Feindliche Wahrnehmungsmuster
Familie	■ Substanzmissbrauch während Schwangerschaft ■ Geburtskomplikationen ■ Geringe elterliche emotionale Wärme ■ Misshandlung, Vernachlässigung ■ Überforderung, Depression der Mutter ■ Tiefe sozio-ökonomische Lage

Primarschulalter

Individuum	■ Ruhelosigkeit, Aufmerksamkeitsschwäche, Impulsivität ■ Hohe Risikobereitschaft ■ Mangelnde Frustrationstoleranz ■ Geringe soziale Kompetenzen ■ Gewaltbefürwortende Einstellungen
Familie	■ Geringe elterliche emotionale Wärme ■ Mangelnde elterliche Aufsicht ■ Inkonsistenter und ineffizienter Erziehungsstil ■ Desinteresse der Eltern an kindlichen Aktivitäten ■ Elterliche Gewalt, Missbrauch, Vernachlässigung ■ Streit zwischen den Elternteilen
Schule und Freizeit	■ Schulische Probleme und geringe schulische Motivation ■ Unbeliebtheit bei Gleichaltrigen ■ Unklare Regeldurchsetzung im Schulhaus ■ Negatives Schulhausklima

Jugendalter

Individuum	■ Geringe Selbstkontrolle, hohe Risikobereitschaft ■ Geringe soziale Kompetenzen ■ Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen ■ Alkohol- und Suchtmittelkonsum, Delinquenz
Familie	■ Inkonsistenter und ineffizienter Erziehungsstil ■ Elterliches Desinteresse
Schule	■ Schulischer Misserfolg ■ Unklare Regeldurchsetzung im Schulhaus ■ Negatives Schulhausklima
Gleichaltrige und Lebensstil	■ Gewaltbefürwortende Normen unter Freunden ■ Delinquenz/Gewalt in der Clique ■ Actionorientierter Lebensstil ■ Konsum von aggressionsfördernden Medieninhalten
Nachbarschaft und soziales Umfeld	■ Soziale Benachteiligung ■ Geringer Zusammenhalt im Quartier ■ Hohe Mobilität (Weg-/Zuzüge) ■ Kriminalität/Drogenprobleme im Quartier ■ Geringes Engagement für geteilte Anliegen

Tabelle 7: Mehrbelastung ausländischer Jugendlicher bei ausgewählten Risikofaktoren im Vergleich zu schweizerischen Jugendlichen¹

Risikofaktor	Türkei	Ehem. Jugoslawien	Westl. Mittelmeer ²
Soziale Lage der Familie			
Sozialer Status der Eltern	+++	+++	+++
Unterstützungsgelder	+++	++	0
Vater arbeitslos	+++	++	0
Persönlichkeit			
Geringe soziale Kompetenzen*	+++	+	+
Gewalt befürwortende Normen*	+++	++	0
Familiäres Umfeld			
Streit zwischen Eltern	+	+	0
Wenig emot. Unterstützung durch Eltern	+++	+	0
Elterliche Gewalt	+++	+	0
Schule			
Schulische Aspirationen	0	++	0
Geringe Unterstützung durch Eltern	+++	+++	+
Schulischer Erfolg	+++	+++	++
Nachbarschaft und Freizeit			
Soziale Belastung des Wohnquartiers	+++	++	+
Actionorientierte Freizeitgestaltung*	++	++	+
Gewaltbefürwortende Normen unter Freunden*	+++	++	+

Hinweise:

¹ Anzahl Beobachtungen (m/f): Schweizer 1830 (854/970); Türkei 89 (42/47); Ehem. Jugoslawien 243 (119/123); Westlicher Mittelmeerraum 275 (136/139). Da die Studie auf Daten des Kantons Zürich basiert und aus dem Jahr 1999 stammt, sind die Angaben nur als Näherungen zu verstehen.

² Italien, Spanien, Portugal.

Mit * gekennzeichnete Risikofaktoren wurden nur für die männlichen Jugendlichen berechnet.

Die Auswertungen basieren auf Unterschieden der Mittelwerte der Migrationsgruppe gegenüber der schweizerischen Vergleichsgruppe ausgedrückt in Standardabweichungen und entsprechen Cohen's Effektstärke d.

+++ Stark höhere Belastung durch Risikofaktor ($d > .60$)
 ++ Mittel höhere Belastung durch Risikofaktor ($.40 < d < .60$)
 + Wenig höhere Belastung durch Risikofaktor ($.20 < d < .40$)
 0 Keine erhöhte Belastung durch Risikofaktor ($d < .20$)

Anhand der Zürcher Jugendbefragung können wir untersuchen, bei welchen Risikofaktoren einige Gruppen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund stärker belastet sind als Schweizer Jugendliche. Wir haben diese Befunde in der Tabelle 7 zusammengestellt. Die Anzahl von Pluszeichen gibt an, wie stark wir in der entsprechenden Gruppe eine höhere Belastung im Vergleich zu schweizerischen Jugendlichen fanden.

Risikofaktoren bei immigrierten Minderheiten

Die Daten zeigen, dass Jugendliche mit einem Migrationshintergrund im Vergleich zu schweizerischen Jugendlichen bei einer ganzen Reihe von Risikofaktoren eine höhere Belastung aufweisen.

■ **SOZIALE LAGE DER FAMILIE:** Jugendliche mit Migrationshintergrund entstammen häufig Familien in einfachen sozio-ökonomischen Verhältnissen. Immigrierte Eltern haben im Vergleich zu schweizerischen Eltern durchschnittlich eine geringere Bildung, tiefere berufliche Qualifikationen und sind einem höheren Risiko von Arbeitslosigkeit und finanziellen Härten ausgesetzt. Tiefe soziale Lage ist zwar nicht unmittelbar ein Risikofaktor für Verhaltensprobleme, kann aber in Verbindung mit anderen Faktoren Probleme verstärken.

■ **FAMILIÄRES UMFELD:** Unter Familien mit einem Migrationshintergrund ist im Vergleich zu schweizerischen Familien die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Kinder und Jugendliche nicht eine adäquate Erziehung erhalten. Unter den immigrierten Gruppen mit den geringsten Bildungsressourcen ist die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die Eltern ihren Kindern geringe emotionale Zuwendung zeigen, dass es Streit zwischen Partnern gibt und dass die Kinder Gewalt in der Familie erleben. All diese Aspekte sind direkte Risikofaktoren für eigene Gewaltausübung.

■ **SCHULE:** Jugendliche mit Migrationshintergrund sind im Durchschnitt einer Reihe von schulischen Risikofaktoren ausgesetzt, die mit erhöhter Gewaltbereitschaft einhergehen. Eltern mit geringen eigenen Bildungsressourcen können ihnen in der Regel weniger Unterstützung und Orientierung bezüglich des Erreichens von Bildungszielen geben. Ihre Kinder sind daher bereits in der Primarschule einem erhöhten Risiko von schulischen Problemen ausgesetzt und sie bleiben auf der Sekundarstufe durchschnittlich auf tieferen Bildungstufen als Schweizer Jugendliche.

■ **NACHBARSCHAFT UND FREIZEIT:** Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund wachsen im Durchschnitt in städtischen Quartieren auf, die durch eine erhöhte Dichte von Risikofaktoren für die Entstehung von Jugendgewalt gekennzeichnet sind. Hierzu gehören soziale Probleme wie Drogenmärkte, Prostitution und Gewalt durch Erwachsene. Hinzu kommen Faktoren wie geringer sozialer Zusammenhalt im Quartier und erhöhte Umzugsrate der Anwohner.

■ **PERSÖNLICHKEIT:** Im Lebenslauf erworbene soziale Kompetenzen sind ein wichtiger Schutzfaktor gegen die spätere Entstehung von Gewalt. Im Durchschnitt verfügen Jugendliche mit Migrationshintergrund über weniger differenzierte soziale Kompetenzen als schweizerische Jugendliche. Ausserdem ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie gewaltbefürwortende Normen verinnerlicht haben, erhöht.

Diese Analysen legen nahe, dass jene Präventionsstrategien die Übervertretung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund wirksam reduzieren könnten, welche auf die elterliche Erziehungspraktiken positiv einwirken, welche die soziale Kompetenzen stützen und die aggressiven Muster des Umgangs mit Problemen reduzieren, welche den schulischen Erfolg verbessern und welche die Struktur von Freizeitaktivitäten positiv beeinflussen.

Drei Kernaussagen

- Es gibt kaum Individuen, die im Jugendalter unvermittelt anfangen, sich gewalttätig zu verhalten. Karrieren aggressiven Verhaltens beginnen meist in der Kindheit. Daher ist Prävention sinnvoll, die in frühen Lebensphasen einsetzt und sich am langfristigen Aufbau von Lebenskompetenzen orientiert.
- Gewalt und Aggression sind ein Teilaspekt eines Bündels von externalisierendem Problemverhalten. Viele Risikofaktoren und Schutzfaktoren, welche die Wahrscheinlichkeit von Gewalt beeinflussen, gelten in ähnlicher Weise für viele Formen von externalisierendem Problemverhalten. Die Prävention von Jugenddelinquenz, von Drogenkonsum und von Gewalt sollten als Einheit im Rahmen einer Förderung von Lebenskompetenzen betrachtet werden.
- Jugendliche mit Migrationshintergrund haben bei einer Reihe von familiären, schulischen, nachbarschaftlichen und individuellen Risikofaktoren eine erhöhte durchschnittliche Belastung. Wirksame Prävention sollte auf diese Risikofaktoren einwirken.

3

Evidenzbasierte Gewaltprävention

Insgesamt ist das Problem in der Schweiz nicht, dass es zu wenig Gewaltprävention gibt. Das Problem ist, dass man nicht weiss, ob die vorhandenen Massnahmen nützen, schaden, oder wirkungslos sind. Um allerdings glaubwürdig zu sein, muss Gewaltprävention auch tatsächlich Gewalt reduzieren können. Dieser Bericht geht davon aus, dass ein **PUBLIC-HEALTH**-Ansatz, welcher die Erkenntnisse der Lebenslaufforschung berücksichtigt und auf Prinzipien der evidenzbasierten Prävention beruht, einen wesentlichen Beitrag zu einer effektiveren Präventionspolitik leisten kann (Sherman, Farrington, Welsh, und MacKenzie 2002).

Prinzip der evidenzbasierten Prävention

Evidenzbasierte Prävention beruht auf dem Grundsatz, dass die Wirksamkeit von Prävention durch gut fundierte empirische Forschung überprüft werden kann und dass durch den Zusammenzug der Forschungsergebnisse zuverlässige Kenntnisse darüber gewonnen werden können,

- welche Präventionsmassnahmen wirksam sind,
- welche Massnahmen wirkungslos sind,
- welche Massnahmen schädlich sind,
- wie Massnahmen, welche sich in der Forschung als wirksam erwiesen haben, wirksam in die Praxis umgesetzt werden können,
- wie wirksame Massnahmen auf die Bedürfnisse unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen angepasst werden können,
- welche Aspekte der praktischen Umsetzung von Präventionsmassnahmen dafür verantwortlich sind, dass positive Wirkungen erzielt werden können.

Evidenzbasierte Prävention fusst dabei auf der korrekten Identifikation von Risikofaktoren und Schutzfaktoren, welche mit Gewalt in Zusammenhang stehen; auf der Umsetzung von Massnahmen, welche entweder Risikofaktoren reduzieren oder Schutzfaktoren stützen, sowie auf dem Nachweis der Wirkung durch methodisch durchdachte Evaluationsstudien.

Risiko- und Schutzfaktoren

Risikofaktoren und Schutzfaktoren sind Eigenheiten des Individuums, der Situation, des familiären Umfeldes, der Schule, der Nach-

barschaft und der Gesellschaft, welche dem aktuellem Wissensstand zu Folge mit grosser Wahrscheinlichkeit ursächlich auf die Entstehung von Gewalt einwirken. **RISIKOFAKTOREN** sind Faktoren, deren Vorhandensein die Wahrscheinlichkeit von Gewalt erhöht. **SCHUTZFAKTOREN** hingegen sind Merkmale, die dazu führen, dass ein Individuum trotz Vorliegen von Risikofaktoren kein Problemverhalten entwickelt.

Risiko- und Schutzfaktoren unterscheiden sich von blossen **INDIKATOREN**. Indikatoren sind Klassifikationsmerkmale, nach denen Personen unterschieden werden können, welche aber keinerlei Erklärungskraft zum Verständnis von Gewalt haben. Beispiele hierfür sind Alter, Geschlecht und Nationalität. Es ist beispielsweise richtig zu sagen, dass Männer häufiger Gewalt ausüben als Frauen. Damit ist aber keine Erklärung geleistet, warum das so ist. In gleicher Weise ist Nationalität ein blosser Indikator, der keinen erklärenden Wert hat. Es gibt keinen rationalen Grund, warum die Farbe des Pases einen Einfluss auf die Gewaltwahrscheinlichkeit haben sollte.

Um Aussicht auf Erfolg zu haben, muss Prävention entweder Risikofaktoren reduzieren, welche Gewalt verursachen, oder aber Schutzfaktoren aufbauen, welche der Entstehung von Gewalt entgegenwirken. Präventionsmassnahmen lassen sich nach verschiedenen Kriterien unterscheiden. Besonders hilfreich ist die Unterscheidung zwischen universeller, selektiver und indizierter Prävention.

Drei Grundtypen von Prävention

UNIVERSELLE PRÄVENTION zielt auf eine Gesamtgruppe, ohne dass in der Gruppe insgesamt besondere Risikofaktoren vorliegen müssen. Sie bietet dieselben Massnahmen allen Mitgliedern der Gruppe an. Beispiele hierfür sind etwa Kurse für schwangere Frauen oder schulbasierte Programme zur Förderung von sozialen Kompetenzen. Universelle Programme sind unterstützend und proaktiv. Ein wichtiger Vorteil universeller Prävention ist, dass niemand aufgrund der Massnahme stigmatisiert wird und dass durch sie eine grosse Breitenwirkung erzielt werden kann. Dem steht der Nachteil gegenüber, dass universelle Massnahmen oft mit grossem Aufwand einher

Universelle, selektive und indizierte Prävention

gehen, die verfügbaren Mittel über eine grosse Anzahl von Personen verteilt werden und die Wirkungen oft gering sind.

SELEKTIVE PRÄVENTION zielt auf besondere Teilgruppen oder Individuen, die durch eine erhöhte Belastung durch Risikofaktoren gekennzeichnet sind. Diese Teilgruppen stehen somit unter einem gesteigerten Risiko, gewalttätiges Verhalten zu zeigen. Um herauszufinden, welche Gruppen dies sind, ist in der Regel eine genaue Problembeschreibung und eine Kenntnis möglicher Ursachen nötig. Programme, welche auf belastete Risikogruppen ausgerichtet sind, haben den Vorteil, dass sie die Mittel gezielt dort einsetzen, wo eher Wirkungen hervorgebracht werden können. Dem steht der Nachteil gegenüber, dass unter Umständen soziale Gruppen als gewaltgefährdet stigmatisiert werden können.

INDIZIERTE PRÄVENTION sind Präventionsprogramme für jene Individuen, bei denen bereits Manifestationen von Problemverhalten festgestellt werden können und bei denen durch die Massnahmen eine Verbesserung ihrer zukünftigen Entwicklung angestrebt wird. Dies können beispielsweise therapeutische Programme für bereits delinquente Jugendliche sein.

Wie kommt die Forschung zu «Evidenzen»?

Forschungs- designs zur Überprüfung der Wirkung von Prävention

In der heutigen Präventionspraxis werden viele Projekte von Evaluationen begleitet, die in der Regel auch Aussagen über die vermutete Wirksamkeit der getroffenen Massnahmen machen. Meistens handelt es sich entweder um qualitative Prozessevaluationen – also Einschätzungen darüber, wie das Projekt umgesetzt wurde und wie zufrieden die Benutzer mit dem Programm sind – oder aber um Vorher-Nachher-Messungen von ausgewählten Zielvariablen. Beide Vorgehen werden allerdings in der Forschung zu evidenzbasierter Prävention **NICHT** als Nachweis für Wirksamkeit betrachtet.

Vielmehr besteht weit herum Einigkeit darüber, dass für einen wissenschaftlich abgestützten Nachweis von positiven Wirkungen höhere Ansprüche an die Forschungsanlage gestellt werden müssen. Vier zentrale Erfordernisse sind (Sherman, Farrington, Welsh, und MacKenzie 2002):

Kriterien für evidenzbasierte Prävention

GLEICHWERTIGE KONTROLLGRUPPE: Um die Wirkung einer Massnahme bei einer bestimmten Gruppe nachzuweisen, braucht es

eine möglichst gleich zusammengesetzte Kontrollgruppe, welche die Intervention/Massnahme nicht erhält. Dies ist notwendig, weil nur so geprüft werden kann, ob sich bei der «behandelten» Gruppe Veränderungen im erwünschten Sinne ergaben, welche sich bei der Kontrollgruppe nicht beobachten lassen. Idealerweise wird die Zuteilung zu Kontroll- und Interventionsgruppe nach dem Zufallsprinzip vorgenommen. Ist das nicht möglich, werden die Gruppen nach einer Reihe von Kriterien so zusammengesetzt, dass sie einander möglichst ähnlich sind (sogenanntes **MATCHED GROUP DESIGN**).

NACHHALTIGE WIRKUNG: Ein zweites Kriterium ist der schlüssige Nachweis der angestrebten Wirkung. Dies erfordert in der Regel, dass unterschiedliche Beobachter eine Wirkung feststellen können. Beispielsweise sollten bei einer schulischen Präventionsmassnahme sowohl die Kinder selbst, die Lehrpersonen als auch unabhängige Beobachter eine Reduktion von Gewalt feststellen können. Ausserdem wird meist gefordert, dass die Wirkungen nicht nur unmittelbar nach der Intervention, sondern auch noch über einen Zeitraum danach feststellbar sind.

BESTÄTIGUNG DURCH WEITERE STUDIEN: Damit ein Präventionsprogramm als evidenzbasiert gelten kann, muss es sich in mehreren Studien als wirksam erwiesen haben.

DIE BLUEPRINTS OF VIOLENCE PREVENTION zum Beispiel fordern, dass ein Programm sich in mindestens drei Feldversuchen als wirksam im Sinne der angestrebten Effekte erweist, bevor es als «evidenzbasiert» empfohlen wird. Oftmals wird hierbei angestrebt, dass mindestens eine Studie von einer Forschergruppe realisiert wird, die nicht selbst das Programm entwickelt hat.

IDENTIFIKATION DER MECHANISMEN: Präventionsmassnahmen können aus ganz verschiedenen Gründen dazu führen, dass man nachträglich einen positiven Effekt nachweisen kann. Aus diesem Grund wird inzwischen oft gefordert, dass eine Studie zeigen kann, welche Mechanismen dazu geführt haben, dass eine Wirkung erzielt wurde. Beispielsweise sollte man idealerweise zeigen können, dass eine Massnahme zur Verbesserung des Klassenmanagements tatsächlich dazu führt, dass Kindern die Regeln des Zusammenlebens besser bekannt sind und sie sich daher eher daran halten.

Die Zusammenarbeit zwischen Forschung und Praxis

Man kann hieraus leicht sehen, dass die Überprüfung der Wirkung von Präventionsmaßnahmen aufwändige Forschung erfordert, die oft mehrere Jahre in Anspruch nimmt. Solche Forschung in vollem Umfang zu betreiben, ist in der Praxis nur in den seltensten Fällen möglich und sinnvoll. Die praktische Nutzung der Forschungserkenntnisse zu evidenzbasierter Prävention erfordert daher eine enge Zusammenarbeit zwischen Forschung und Praxis. Die Abbildung 5 zeigt die wesentlichen Elemente dieser Zusammenarbeit.

In der **PRÄVENTIONSFORSCHUNG** werden diese Erkenntnisse verwendet, um Massnahmen zu entwickeln, welche in verschiedenen Lebensphasen auf ursächliche Faktoren einwirken. Entscheidend für den Erkenntniszuwachs ist die Realisierung von methodisch ausgereiften Evaluationsstudien, welche zuverlässige Schlüsse über die Wirksamkeit der Interventionen erlauben. Typischerweise werden hierzu experimentelle Studien mit einem randomisierten Kontrollgruppendesign durchgeführt, welche die Entwicklung von Individuen über mehrere Zeitpunkte vergleichend beobachten.

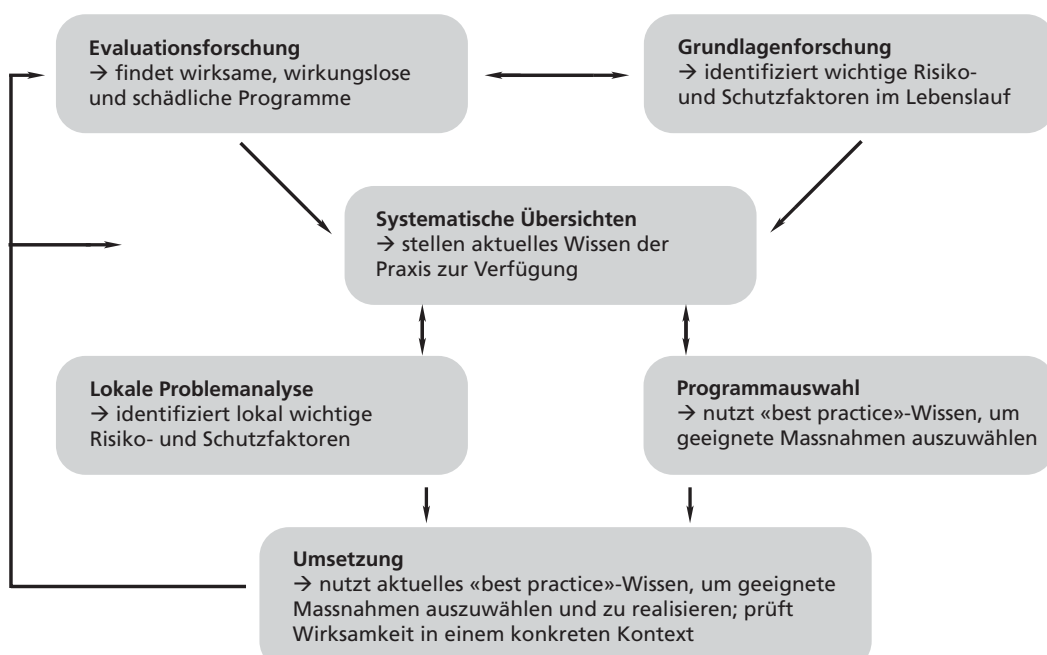
Die Zusammenarbeit zwischen Praxis und Forschung

In der **GRUNDLAGENFORSCHUNG** werden zunächst die Manifestationsformen und die Entwicklung von Verhaltensproblemen beschrieben und die Ursachen, Risikofaktoren und Schutzfaktoren analysiert, die in verschiedenen Lebensphasen wirksam sind. Sie basiert im wesentlichen auf sogenannten Längsschnittstudien. Dabei handelt es sich um Studien, bei denen die Entwicklung von Individuen über mehrere Jahre oder sogar Jahrzehnte untersucht wird. Sie erlauben es, die zeitliche Ordnung von Ursachen und Wirkungen zu bestimmen.

Um Fortschritte bei der Entwicklung und Umsetzung evidenzbasierter Prävention erzielen zu können, muss das in wissenschaftlichen Studien vorhandene Wissen in **SYSTEMATISCHEN ÜBERSICHTEN** gesammelt und zusammengefasst werden. Aus der Sicht der Forschung sind diese systematischen Übersichten wichtig, um einen zuverlässigen Überblick über die Ergebnisse von Einzelstudien zu gewinnen. Die Praxis benötigt übersichtliche, gut verständliche und zuverlässige Zusammenfassungen des jeweils aktuellen Wissensstandes. Im englischsprachigen Raum sind daher in den letzten 10 Jahren mehrere Projekte ins

Systematische Übersichten über den Stand der Forschung

Abbildung 5: Modell der Zusammenarbeit zwischen Praxis und Wissenschaft



Leben gerufen worden, welche der Förderung evidenzbasierter Prävention verpflichtet sind und systematische Übersichten über den aktuellen Wissensstand erstellen. Drei Projekte werden im Folgenden kurz vorgestellt.

Weltweite Schritte zu einer evidenzbasierten Kriminalitätsprävention

- Die **BLUEPRINTS OF VIOLENCE PREVENTION** stellen den bisher grössten Versuch dar, wissenschaftliche Evidenzen zur Wirksamkeit von Gewaltpräventionsprogrammen zu sammeln und zusammenzufassen. Das Projekt hat 1996 begonnen und wird unterhalten vom Center for the Study and Prevention of Violence der Universität Colorado. Im Rahmen dieses Projektes wurden bisher in den USA über 600 Präventionsprogramme erfasst und auf wissenschaftliche Befunde zu ihrer Wirksamkeit hin überprüft. Bisher erfüllen nur 11 Programme die Kriterien, um das Prädikat «wirksam» zu erhalten und somit als sogenannte Modellprogramme empfohlen zu werden. Weitere 18 Programme werden als «vielversprechend» eingestuft. Für die Modellprogramme können umfangreiche Broschüren bestellt werden, welche theoretischen Hintergrund, Wirksamkeit, Kosten und Massnahmen zur Qualitätssicherung detailliert beschreiben.
www.colorado.edu/csvp/blueprints

- Die **CAMPBELL COLLABORATION** ist eine internationale Stiftung, die im Jahr 2000 mit dem Ziel gegründet wurde, weltweit Wissen über evidenzbasierte und wirksame Prävention und Intervention zu sammeln und für Akteure in Praxis und Politik aufzubereiten. Das Leitmotiv ist: «Was nützt? Was schadet? Gestützt auf welche Evidenzen?» Die Campbell Collaboration erstellt Übersichten zum aktuellen Stand der Forschung in den Bereichen «Kriminalität und Justiz», «Erziehung», sowie «Sozialstaat und Gesundheit».

Es gibt inzwischen Evaluationsberichte zu einer Vielzahl von Themen. Hierzu gehören beispielsweise Reviews über die Wirksamkeit von Videokameras zur Kriminalitätskontrolle, von Kompetenztrainings für Kinder, oder von gruppenbasierten Trainingsprogrammen für Eltern von 0- bis 3-jährigen Kindern mit Verhaltensauffälligkeiten.

www.campbellcollaboration.org

- **SHERMAN REPORT – EVIDENCE-BASED CRIME PREVENTION:** Dieser einflussreiche Bericht ist das Ergebnis eines 1996 von Lawrence Sherman geleiteten Projektes mit dem Auftrag, eine kritische Beurteilung des

aktuellen Wissens um wirksame Kriminalitätsprävention vorzunehmen. Der Bericht enthält 10 Kapitel von herausragenden Forschenden mit systematischen Übersichten über den Wissensstand zu wirksamer Kriminalitätsprävention in den Bereichen Familie, Schule, Gemeinschaft/Quartier, Arbeitsmarkt, Situation, Polizei, Strafen. Insgesamt wurden 675 Programme untersucht, davon wurden 28 als wirksam beurteilt.

Adresse: Neben der publizierten Buchversion gibt es eine elektronische Fassung beim US Department of Justice unter www.cjcentral.com/sherman/sherman.htm

Weder in der Schweiz noch im benachbarten Ausland (Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien) gibt es bislang vergleichbare Übersichten über evaluierte Präventionsprojekte oder Fachstellen, die kompetent die Entwicklungen in der internationalen Präventionsforschung beobachten und die Ergebnisse für die Praxis aufbereiten (dies hängt unter anderem damit zusammen, dass in Kontinentaleuropa bislang kaum systematische und qualitativ hochwertige Forschung zur Wirksamkeit von Gewaltprävention betrieben wurde). Bestehende Angebote in der Schweiz (etwa die **DREHSCHIEBE GEWALTPRÄVENTION** der Bildungsdirektion des Kantons Luzern) sind in dieser Hinsicht klar unzureichend. Gerade angesichts der kleinräumigen Organisation der Gewaltprävention in der Schweiz (Gemeinden, Schulen, Quartiere) wäre es hier wichtig, Strukturen zu schaffen, welche lokalen Akteuren den Zugang zu den Ergebnissen der praxisorientierten Forschung erleichtern.

Notwendigkeit eines Informationspools

Die Umsetzung von Prävention

Zu wissen, welche Programme funktionieren und welche nicht, ist allerdings nur ein erster Schritt. Für die Praxis stellt sich dann die Aufgabe, eine Analyse der lokalen Problemsituation (z.B. Risikofaktoren, bestehende Angebote) vorzunehmen und Massnahmen umzusetzen, welche auf die Problemsituation zugeschnitten sind.

Umsetzungsqualität ist entscheidend

Allerdings erzielen in der Forschung gut bewährte Programme in der Praxis oft nicht die erhoffte Wirkung. Um die Ursachen für dieses Problem zu verstehen, hat man sorgfältige **PROZESSEVALUATIONEN** durchgeführt. Sie zeigen, dass die fehlende Wirkung oftmals auf eine **UNVOLLSTÄNDIGE UND MANGELHAFTE UMSETZUNG DES PROGRAMMS** zurückzuführen ist. Die Forschung der letzten Jahre hat daher Kriterien heraus-

gearbeitet, die für eine erfolgreiche Umsetzung in die Praxis entscheidend sind (Mihalic und Irwin 2003).³

Kriterien für eine gute Umsetzung und kulturspezifische Faktoren

Bedürfnis- und Ressourcenanalyse

Auch gut bewährte evidenzbasierte Präventionsprogramme sind keine Allerweltsrezepte, die unbesehen übernommen werden können. Jedem Präventionsprojekt muss eine Analyse der Problemsituation (vor allem Identifikation von Risikofaktoren und Schutzfaktoren), der bereits bestehenden Ressourcen und Massnahmen sowie der zu erwartenden Schwierigkeiten vorangehen.

Eine solche Bedürfnis- und Ressourcenanalyse ist besonders für Programme, welche Gruppen mit Migrationshintergrund erreichen möchten, absolut entscheidend, da sich bestehende Kenntnisse und Erfahrungen aus der Mehrheitsgesellschaft nur bedingt übertragen lassen. Kenntnisse über kulturell verankerte Wertvorstellungen z.B. bezüglich der Rolle der Familie oder des Verhaltens von männlichen Jugendlichen, über bestehende lokale Organisationen und Vereine sowie der sozialen und wirtschaftlichen Situation der Zielgruppen können helfen, Präventionsprogramme auf die Bedürfnisse der Zielgruppen anzupassen.

Auswahl geeigneter Präventionsprogramme

Hierzu gehört auch die Auswahl geeigneter Präventionsprogramme: Ein kurzer Blick auf die obige Liste von Risikofaktoren genügt um zu erkennen, dass Gewaltprävention Bereiche tangiert (z.B. Erziehung, Gewalt zwischen Ehepartnern, Regeln in der Schule, Zusammenleben in einer Gemeinschaft), in denen vielfältige kulturelle oder religiöse Vorstellungen verankert sind. Obwohl davon ausgegangen werden kann, dass Präventionsprogramme im Prinzip universelle Ziele verfolgen und wesentliche Risikofaktoren für Gewalt in allen menschlichen Gesellschaften gelten, sind kulturelle Besonderheiten in der Gewaltprävention zu beachten.

Allerdings mangelt es weiterhin an gesichertem Wissen darüber, welche evidenzbasierten Programme in unterschiedlichen kulturellen Kontexten gleichermassen wirksam sind und bei welchen Programmen die Wirkungen verschwinden (oder sich gar in negative Effekte umkehren). Und es fehlt an Erfahrungen darüber, wie viel kulturspezifische

Anpassung etwa eines bewährten Elternbildungsprogramms notwendig und angebracht ist, um auch Eltern einer Minderheitengruppe anzusprechen und zum Mitdenken zu motivieren.

Präventionsmassnahmen müssen jene Personen und Gruppen zur Teilnahme bewegen, bei denen man eine Wirkung erzielen möchte. In der Praxis erweist sich dies oft als ein erhebliches Problem. Eine sorgfältige Abklärung der Frage, wie eine Zielpopulation erreicht werden kann, ist eine notwendige Voraussetzung für wirksame Prävention.

Überall in Europa wird hierbei die Erfahrung gemacht, dass Zielgruppen umso weniger für Präventionsanliegen gewonnen werden können, je geringer ihre sozialen und wirtschaftlichen Ressourcen sind und je grösser die kulturelle Distanz zwischen der Migranten-Gruppe und ihrem gesellschaftlichem Umfeld ist.

Die Frage, wie diese Hemmschwellen überwunden werden können, ist nicht gelöst. Ein vielversprechender Ansatz basiert auf dem Konzept der community readiness (vgl. z.B. Edwards et al. 2000). Gemeint ist damit der Grad, in dem eine (lokale oder kulturelle) Gemeinschaft dafür vorbereitet ist, eine Präventionsmassnahme zu akzeptieren und umzusetzen. Diese Bereitschaft (beispielsweise für Elternbildung) wurde in westlichen Gesellschaften über viele Jahrzehnte aufgebaut und verankert. In immigrierten Gemeinschaften mit durchschnittlich wenig Bildungsressourcen hingegen ist sie anfänglich kaum gegeben. Einige Gemeinschaften mögen etwa Gewaltprobleme völlig leugnen, einige mögen Probleme wahrnehmen, aber nicht zu Massnahmen bereit sein. Der Ansatz von community readiness geht davon aus, dass der Umsetzung einer Präventionsmassnahme eine gute Abklärung der bestehenden Problemwahrnehmung vorausgehen muss (in der Regel durch Interviews mit Vertreterinnen oder Vertretern der Gemeinschaft), der dann zunächst Strategien folgen, mit denen ein Bewusstsein für das Problem geschaffen wird.

Präventionsprojekte treffen auf ein Umfeld bereits bestehender Massnahmen, Institutionen und Akteure. Um Wirkung erzielen zu können, müssen Interventionen auf dieses Umfeld abgestimmt werden und von allen Beteiligten mitgetragen werden. Eine sorgfältige Vorbereitung und Information ist

Erreichen der Zielpopulation

Vernetzung mit bestehenden Strukturen und Akteuren

³ Vgl. auch die Berichte unter: <http://www.colorado.edu/cspv/publications/otherblueprints.html>.

daher in jedem Fall wichtig. Sie hat aber bei Projekten mit immigrierten Minderheiten ein besonderes Gewicht. Beispielsweise ist es in ethnisch-kulturell durchmischten Quartieren entscheidend, dass Minderheitenorganisationen von Beginn an über die Planung und Umsetzung eines Projektes informiert – und allenfalls aktiv beteiligt – werden.

Gute Programmorganisation

Selbst kleine Präventionsprojekte überfordern oft die Programmverantwortlichen, weil die Organisation der Umsetzung nur unzureichend geplant wurde oder keine Ressourcen bestehen, um eine organisatorische Begleitung sicherzustellen. Wirksame Projekte verfügen in der Regel über ausreichende Mittel, um eine Massnahme kompetent planen und realisieren zu können. Für Projekte, welche sich auch oder spezifisch an Gruppen mit Migrationshintergrund wenden, ist hierbei von einem erheblich erhöhten Zeit-, Planungs- und Organisationsaufwand auszugehen, um Wirkung zu erzielen.

Umsetzungstreue

Wirksame Programme fassen meistens auf umfangreichen Überlegungen, wie die Programmelemente zusammengehören und weshalb sie ins Programm aufgenommen wurden. Eine wirksame Umsetzung in der Praxis erfordert, dass die Programme auch so realisiert werden, wie sie von den Entwicklern konzipiert wurden.

Angemessene Programmintensität

Je nach Zielpopulation und Typus der Prävention (universelle, selektive oder indizierte Prävention) sind unterschiedlich intensive Programme notwendig, um Wirkungen zu erzielen. Es daher notwendig, sich zu Beginn einer Umsetzung darüber im Klaren zu sein, wie intensiv ein Projekt sein wird und die Betroffenen (z.B. Lehrpersonen) hierauf vorzubereiten. Programme, die nur teilweise umgesetzt werden, erweisen sich in der Regel als wirkungslos.

Enthusiasmus und Ausbildung bei Umsetzungsverantwortlichen

Die Realisierung von Präventionsprogrammen, sei dies nun in der Schule, im Rahmen von Elternbildung oder in Nachbarschaften, erfordert eine möglichst aktive und überzeugte Mitarbeit von gut ausgebildeten Projektvermittlern. Denn bei ungenügender Ausbildung und fehlender Begeisterung erzielen auch evidenzbasierte Programme keine Wirkung.

Evidenzbasierte Projekte in der Schweiz

In der Schweiz ist evidenzbasierte und im Rahmen von breit verstandener Gesundheitsförderung betriebene Gewaltprävention erst in den letzten Jahren breiter bekannt geworden.

Gegenwärtig sind in der Schweiz vier wissenschaftliche Grossprojekte in Bearbeitung, welche einem evidenzbasierten Ansatz verpflichtet sind und die sich mit Gewalt oder Delinquenz beschäftigen.

■ **BERNER PRÄVENTIONSPROGRAMM GEGEN GEWALT IM KINDERGARTEN UND IN DER SCHULE BE-PROX** (Françoise Alsaker, Universität Bern): Zweck der Studie ist es, die Wirksamkeit eines Präventionsprogramms gegen Bullying (d.h. Plagen und Drangsalieren) im Kindergarten und der Grundstufe der Primarschule zu überprüfen. Die wichtigsten Elemente des Programms sind: 1) Sensibilisierung und Früherkennung (inkl. Differenzieren), 2) Thematisieren: Schweigen brechen und regelmässige Kommunikation, 3) Erarbeiten von Verträgen oder Verhaltenskodex mit den Schülerinnen und Schülern, 4) Konsequentes Handeln und bewusstes positives und negatives Sanktionieren, 5) Förderung von sozialen Fertigkeiten und Zivilcourage und 6) Einbezug der Eltern, Verbesserung der Kommunikation zwischen Schule und Elternhaus. Eine erste Studie wurde 1998 in 16 Kindergärten (8 Intervention und 8 Kontrollgruppe) umgesetzt und zeigte positive Wirkungen. Gegenwärtig läuft eine erweiterte Studie mit 1000 Kindern in 60 Kindergärten.

Ein beträchtlicher Teil der teilnehmenden Kinder hat einen Migrationshintergrund. Die Studie wird daher gut abgesicherte Aussagen darüber ermöglichen, wie die getroffenen Massnahmen bei Kindern aus bildungsfernen Migrationsmilieus wirken. Mit Ergebnissen ist gegen Ende 2006 zu rechnen.

■ **ZÜRCHER PROJEKT ZUR SOZIALEN ENTWICKLUNG VON KINDERN Z-PROSO** (Manuel Eisner, Universität Zürich): Das Projekt untersucht die Entwicklung von rund 1250 Kindern, welche nach den Sommerferien 2004 in die Primarschule der Stadt Zürich eingetreten sind. Ein zentrales Ziel des Projektes ist es, das Zusammenspiel von Persönlichkeit, Familie, Nachbarschaft und Schule in Bezug auf das Heranreifen von prosozialen Kompetenzen – wie zum Beispiel Einfühlungsvermögen – auf der einen Seite und sozialem Problemver-

halten – wie zum Beispiel Stören des Unterrichts – auf der anderen Seite zu bestimmen. Im Rahmen des Projektes werden nach einem randomisierten Kontrollgruppenprinzip versuchsweise zwei Programme eingeführt, welche darauf abzielen, die sozialen Fähigkeiten von Kindern nachhaltig zu stärken. Triple P (Positive Parenting Programme) ist ein Kursprogramm für Eltern, in welchem den Eltern Techniken zur Unterstützung bei alltäglichen Erziehungsaufgaben vermittelt werden. PFAD (Programm zur Förderung alternativer Denkmuster) besteht aus einer Reihe von Lektionen, die in den Schulklassen umgesetzt werden und die sozialen, emotionalen und kognitiven Fähigkeiten von Kindern unterstützen, – d.h. sie darin fördern, mit Konflikten umsichtiger umzugehen, ihre Gefühle besser zu verstehen und Probleme angemessener wahrzunehmen.

Entsprechend der kulturell heterogenen Zusammensetzung von Familien in der Stadt Zürich haben über die Hälfte der an der Studie teilnehmenden Kinder einen Migrationshintergrund. Die Studie wird zu Kenntnissen darüber führen, ob Kinder mit Migrationshintergrund für Massnahmen der Frühprävention erreicht werden können – und ob die Massnahmen Wirkungen zeigen. Mit Ergebnissen ist gegen Ende 2006 zu rechnen.

- **ELTERN UND SCHULE STÄRKEN KINDER**
ESSKI (Fachhochschule Aargau Nordwestschweiz FHA; Institut für Familienforschung und Beratung der Universität Fribourg; Pädagogische Hochschule Zürich PHZH; und Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme SFA): Das Projekt richtet sich an Kinder der ersten bis fünften Primarklasse aus den Kantonen Aargau, Basel-Stadt, Basel-Landschaft, Schaffhausen, Thurgau und Zürich, die 52 Lehrpersonen dieser Schulklassen sowie die etwa 1000 Eltern bzw. Erziehungsberechtigten der teilnehmenden Schülerinnen und Schüler. Mit Hilfe eines randomisierten Kontrollgruppendesigns werden die Wirkungen von zwei Interventionen überprüft. Die Lehrpersonen besuchen einen Stress- und Selbstmanagementkurs, bei dem in ca. 20 Stunden die fünf Kursbausteine Grundlagen, Spannung und Entspannung im (Schul-)Alltag, der innere Dialog als Ressource, Engagement und Distanz im Lehrberuf sowie eine Einführung in den Gebrauch des Lehrmittels **FIT UND STARK FÜRS LEBEN** behandelt werden. Die Eltern

hingegen absolvieren ein Triple-P-Training (für Informationen vgl. oben), welches ihre Erziehungskompetenz steigert. Die Ergebnisse der Erhebungen werden 2006 vorliegen.

- **SUPRA-F-STUDIE** (Bundesamt für Gesundheit): Dieses multizentrische Programm zur Suchtprävention und Gesundheitsförderung bei gefährdeten Jugendlichen im Alter von 11 bis 20 Jahren in Gemeinden basiert auf Prinzipien der evidenzbasierten Prävention. Es besteht aus 12 ambulanten supra-f-Zentren in der deutschen und französischen Schweiz. Mit schulischen, sozialpädagogischen und psychologischen Interventionen sollen Jugendliche in schwierigen Lebenssituationen dahingehend unterstützt werden, dass sich ihre Situation in Schule oder Berufslehre stabilisiert. Die ersten Ergebnisse zeigen eine gute Wirkung der Massnahmen der supra-f-Studie.⁴

Unter den der supra-f-Studie zugewiesenen Jugendlichen sind knapp die Hälfte ausländischer Nationalität. Die supra-f-Studie ermöglicht empirisch gut abgestützte Aussagen über die Wirksamkeit von intensiven Massnahmen bei gefährdeten Jugendlichen mit Migrationshintergrund.

⁴ Vgl. Berichte unter <http://www.suchtundaids.bag.admin.ch/themen/sucht/praevention/unterebenen/00414/index.html>.

Vier Kernaussagen

- Es ist empfehlenswert, Gewaltprävention in Zukunft stärker an Prinzipien der evidenzbasierten Prävention zu orientieren. Dies ist gegenwärtig der sinnvollste Weg, um Prävention mit einer guten Aussicht auf positive Effekte zu betreiben.
- Evidenzbasierte Gewaltprävention erfordert eine engere Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis, als dies bisher üblich war. Ein sinnvoller Weg wäre die Schaffung einer Fachstelle auf Bundesebene, welche Informationen über Forschungsergebnisse für die Praxis aufbereitet und zum Aufbau einer Kultur von evidenzbasierter Prävention in der Schweiz beiträgt.
- Qualitativ hochwertige Umsetzung ist entscheidend dafür, dass die Ergebnisse von Programmen, welche sich in der Forschung als wirksam erwiesen haben, auch in die Praxis übertragen werden können. Eine gute Qualitätskontrolle von Gewaltprävention erfordert allerdings finanzielle und organisatorische Ressourcen.
- Gruppen mit Migrationshintergrund und wenig Bildungsressourcen sind in der Regel für die Beteiligung an Präventionsmassnahmen schwer zu motivieren. Eine sorgfältige Abklärung der besonderen Bedürfnisse und Ressourcen, Überlegungen zur allfälligen Anpassung von Programmen auf kulturelle Besonderheiten sowie die Vorbereitung einer Präventionsmassnahme durch frühe Information und Einbezug von Minderheitenorganisationen können entscheidend helfen, eine Massnahme erfolgreich umzusetzen.

4 Familienbasierte Prävention

Die Familie ist ein zentraler Angelpunkt für die Prävention von Fehlentwicklungen bei Kindern und Jugendlichen. Hierfür gibt es zwei Gründe: Zum einen sind **FAMILIÄRE RISIKOFAKTOREN** für die Entstehung von Verhaltensproblemen in Kindheit und Jugend mitverantwortlich. Familienbasierte Prävention versucht, auf diese Risikofaktoren einzuwirken. Zweitens kann niemand besser als die Eltern die emotionale und soziale Entwicklung des Kindes fördern. Sie in ihren erzieherischen Aufgaben zu unterstützen, ist daher auch dann sinnvoll, wenn die Ursachen für das Problemverhalten nicht in der Familie zu suchen sind, sondern beispielsweise in der Persönlichkeit, der Schule oder bei Gleichaltrigenkontakten. Familienbasierte Prävention kann daher dem Ziel dienen, **SCHUTZFAKTOREN** gegen problematische Entwicklungen aufzubauen.

Familiäre Risikofaktoren

Familiäre Risikofaktoren haben von der Schwangerschaft bis zur Adoleszenz Auswirkungen auf die Wahrscheinlichkeit von Gewalt und Delinquenz im Jugendalter (Loeber und Stouthamer-Loeber 1986; McCord 1991; Utting, Bright, und Henricson 1993). Sie lassen sich vier Gruppen von Phänomenen zuordnen.

Körperliche und psychische Risiken während und nach Schwangerschaft

Es gibt empirisch gut abgesicherte Risikofaktoren, welche mit der Schwangerschaft und der Phase unmittelbar nach der Geburt verknüpft sind. Zu den wichtigsten Risikofaktoren während der Schwangerschaft gehören **ALKOHOL-, NIKOTIN- UND DROGENKONSUM** und dessen Auswirkungen auf die Entwicklung des Fötus. Ebenfalls vielfach nachgewiesen sind langfristige Auswirkungen der **PSYCHISCHEN BELASTUNG DER MUTTER** vor oder auch nach der Geburt sowie des Ausmasses, in dem sie sich in den ersten Lebensmonaten des Säuglings massiv überfordert fühlt und keine positive emotionale Bindung aufbauen kann.

Emotionale Bindungen zum Kind

Der mangelnde Aufbau **VERLÄSSLICHER BINDUNGEN** und eine **GERINGE ELTERLICHE EMOTIONALE UNTERSTÜTZUNG UND WÄRME** haben in allen Lebensphasen bis hin zur Adoleszenz eine grosse Bedeutung als Risikofaktoren für aggressives

Verhalten. Dieser Zusammenhang ist mit grosser Wahrscheinlichkeit in Defiziten der Sozialisation begründet. Fehlende emotionale Unterstützung durch die Eltern erschwert den Aufbau von pro-sozialen Kompetenzen (z.B. Empathie, Vertrauen, Umgang mit Konflikten), welche ihrerseits wiederum die Wahrscheinlichkeit von Gewalt in der Jugend verringern.

Fehlende Erziehungskompetenzen von Eltern bilden eine dritte Gruppe von Einflussfaktoren. **ERZIEHUNGSKOMPETENZEN** meint ein Bündel von Techniken und Fähigkeiten, um ein Kind seinen Möglichkeiten gemäss zu unterstützen und auf Probleme angemessen zu reagieren. Inkonsistentes Reagieren auf Problemverhalten, fehlende Unterstützung von Aktivitäten, mangelnde Betreuung und elterliche Gewalt sind Ausdrucksformen fehlender Erziehungskompetenz und in vielen Studien als Risikofaktoren für späteres Problemverhalten bestätigt (vgl. z.B. Pfeiffer, Wetzels, und Enzmann 1999; Smith und Thornberry 1995). Besonders in Kombination mit geringer elterlicher Wärme und Liebe scheint der Mangel an Erziehungskompetenzen zu Jugendgewalt zu führen (Farrington 1998).

Erziehungskompetenzen der Eltern

Schliesslich sind **BEZIEHUNGSPROBLEME ZWISCHEN DEN ELTERNTEILEN** ein Risikofaktor. Jugendliche, welche als Kinder regelmässig Zeugen von gewaltsamen Konflikten zwischen den Ehepartnern waren, üben überdurchschnittlich häufig selbst Gewalt aus (vgl. auch Gelles und Strauss 1988). Dies wird in der Regel auf Lernprozesse im Umgang mit Konflikten zurückgeführt (Bandura 1973). Zum Beispiel haben Jugendliche, welche in der Kindheit Gewalt zwischen Eltern erlebt haben, eher gewaltbefürwortende Einstellungen. Zudem gehen sie überdurchschnittlich häufig davon aus, dass Mitmenschen ihnen gegenüber feindlich oder aggressiv gesinnt sind (Pfeiffer, Wetzels, und Enzmann 1999).

Beziehungsqualität zwischen Elternteilen

Familiäre Risikofaktoren wirken gemäss dem bisherigen Wissensstand kumulativ zusammen. Je mehr negative Faktoren zusammenkommen und je länger und intensiver sie die heranwachsende Person prägen, desto grösser ist das Risiko für verschiedene Formen

Familiäre Risiken wirken zusammen

von Problemverhalten im Jugendalter. Allerdings sollte nicht vergessen werden, dass ein beträchtlicher Teil derjenigen Jugendlichen, welche in sehr schwierigen familiären Verhältnissen aufwachsen, kaum Verhaltensauffälligkeiten aufweist.

Grundtypen familienbasierter Prävention

In den vergangenen 30 Jahren wurden viele erzieherische und therapeutische Programme entwickelt, welche familiäre Risikofaktoren zu reduzieren und elterliche Ressourcen zu stärken suchen. In Anlehnung an Farrington und Welsh (2002) unterscheiden wir drei Grundtypen (Tabelle 8). Sie wenden sich jeweils an unterschiedliche Altersgruppen und können gut abgestützte Evidenzen vorlegen, dass sie wirksam die Wahrscheinlichkeit von Gewalt und Delinquenz reduzieren.

Schwangerschaft und frühkindliche Erziehung

Eine erste Gruppe von Präventionsprogrammen sind Massnahmen während der Schwangerschaft und den ersten Lebensjahren des Kindes. Evidenzbasierte Präventionsprogramme zielen darauf ab, durch intensive Unterstützung während der Schwangerschaft gesundheitliche Risiken zu reduzieren und Erziehungskompetenzen von gefährdeten Müttern aufzubauen.

Das erfolgreichste und am besten evaluierte Programm, welches sich an die erste Lebensphase richtet, ist das von David Olds und seinem Team (National Center for Children, Families and Communities at the University of Colorado) entwickelte **PRENATAL / EARLY INFANCY HOME VISITATION BY NURSES PROGRAM**.⁵ Das in den späten 1970er Jahren entwickelte Programm wurde in drei randomisierten Versuchen geprüft und wird heute in den USA in vielen Staaten eingesetzt.

Das Programm richtet sich an gefährdete, einkommensschwache junge Schwangere und ihr werdendes Kind. Es setzt sich zum Ziel, unter Einbezug bestehender sozialer Netzwerke Verhaltensweisen vorzubeugen, welche die physische, psychische und soziale Entwicklung des Kindes belasten können. Während der Schwangerschaft stehen gesundheitsrelevante Verhaltensweisen wie Alkohol-, Drogen- und Nikotinmissbrauch im Vordergrund. Nach der Geburt konzentriert sich das Programm auf die Förderung von Erziehungskompetenzen, auf die Verhinderung von Kindsmisshandlung und -vernachlässigung sowie auf die weitere Lebensplanung der betroffenen Eltern.

Das Angebot umfasst 1 bis 4 Hausbesuche pro Monat durch eine hierfür besonders ausgebildete Hebamme, welche in der Schwangerschaft beginnen und fortgesetzt werden, bis das Kind zwei Jahre alt ist. Die Hebamme unterstützt das Gesundheitsverhalten der werdenden Mutter und zeigt den Eltern Wege zu einem positiven Umgang mit dem Säugling und allfälligen Problemen; sie bietet aber auch Berufs- und Erziehungsberatung an und informiert darüber, wo weitergehender Rat gefun-

Beispiel I:
The
Prenatal/Early
Infancy Home
Visitation by
Nurses Program

Zielgruppe &
Zweck

Inhalt

Tabelle 8: Drei Grundtypen von evidenzbasierten Präventionsprogrammen in der Familie

Art des Programms	Altersstufe	Zielgruppe
Schwangerschafts- und Säuglingsprogramme	0 bis 3 Jahre	Selektiv: gefährdete, einkommensschwache, bildungsferne Mütter
Elternbildungsprogramme	1 bis 15 Jahre	universell, selektiv und indiziert
Kognitiv-behaviorale Therapieprogramme für Familien mit Einbezug des sozialen Umfeldes	10 bis 18 Jahre	indiziert: bereits gewalttätige, delinquente oder suchtmittelabhängige Jugendliche und ihre Familie

⁵ Für weitere Informationen vgl. die offizielle Website: <http://www.nursefamilypartnership.org>

den werden kann. Schliesslich hilft sie der Mutter im Aufbau von Beziehungen mit Angehörigen und nahen Freunden.

Wirksamkeit

Die erste Studie zur Messung der Wirkungen des Programms begann 1977 (Olds, Henderson, Chamberlin, und Tatelbaum 1986). 15 Jahre nach der Intervention konnten sowohl bei den Müttern selbst wie bei den Kindern positive Wirkungen nachgewiesen werden. Bei den behandelten Müttern wurde eine deutliche Abnahme von sozialem und gesundheitlichem Problemverhalten (44% weniger mit Alkohol- und Drogenkonsum zusammenhängendes Problemverhalten, 69% weniger Verhaftungen) sowie weniger (31%) weitere Schwangerschaften und ein längerer Zeitraum (+2 Jahre) bis zu einer allfälligen weiteren Schwangerschaft nachgewiesen. Während in der Kontrollgruppe in 19% der Fälle Kindesmisshandlung oder -vernachlässigung festgestellt wurde, betrug diese Rate bei den Behandelten nur 4%. Die behandelten Familien nahmen weniger Sozialhilfe in Anspruch, unter anderem, weil eine höhere Rate der behandelten Mütter später eine Stelle fand. Die behandelten Kinder erwiesen sich als schulisch erfolgreicher. Als 15-Jährige liefen sie auch weniger von zu Hause weg (56%), wurden weniger polizeilich angehalten (56%) und konsumierten seltener Alkohol (56%) als Jugendliche in der Vergleichsgruppe.

Elternbildungsprogramme

Eine zweite Gruppe von Programmen mit einem positiven Wirkungsnachweis sind standardisierte Elternbildungsprogramme, welche problematische Erziehung reduzieren und positive Erziehung stärken wollen. In Programmen, welche Wirkungen nachweisen können, erhalten Eltern in der Regel Anleitung darin,

- wie sie das Verhalten des Kindes beobachten und mögliche eskalierende Konflikte im Voraus erkennen können,
- wie sie klare, verhaltensbezogene Ziele setzen und konsistent auf Probleme reagieren können,
- wie sie positives Verhalten verstärken und mit ihrem Kind eine unterstützende emotionale Beziehung aufbauen können,

- wie sie die kognitiven, emotionalen und sozialen Kompetenzen ihres Kindes fördern können.

Programme mit einem positiven Wirkungsnachweis sind zudem Programme, welche nicht bloss Wissen vermitteln, sondern

- mit den Eltern Fähigkeiten konkret einüben und umsetzen,
- die Eltern darin unterstützen, sich Grundlagen einer positiven Erziehung dauerhaft zu eigen zu machen,
- eine minimale Intensität von mehreren Kurseinheiten durch qualifizierte Trainer, unterstützendes Material in Form von Videos und/oder Merkblättern sowie nachfolgende Betreuung aufweisen,
- bei Vorliegen von schweren Erziehungs- und Verhaltensproblemen intensive Programmvarianten aufweisen, welche auch die Paarbeziehung einschliessen.

Seit Beginn der 1990er Jahre wurden verschiedene standardisierte Elternbildungsprogramme entwickelt. Einige umfassen inzwischen Kurse für verschiedene Altersstufen wie auch unterschiedlich intensive Angebote je nach Bedürfnissen und bereits bestehenden Problemen.⁶

Unter den wissenschaftlich evaluierten Elternbildungsprogrammen ist in der Schweiz **TRIPLE P** am besten bekannt. Das **POSITIVE PARENTING PROGRAM** wurde vom australischen Psychologen Mathew Sanders entwickelt und wird in der Schweiz durch das Institut für Familienforschung in Freiburg vertrieben.⁷ Triple P ist ein kognitiv-behaviorales Programm, das auf Erkenntnissen über die familiären Risiko- und Schutzfaktoren basiert, welche mit der Entstehung von Verhaltensproblemen bei Kindern und Jugendlichen verbunden sind. Das Interventionsmodell von Triple P basiert auf 5 Prinzipien:

- Sorgen Sie für eine sichere und interessante Umgebung.
- Regen Sie Ihr Kind zum Lernen an.
- Verhalten Sie sich konsequent.
- Erwarten Sie nicht zu viel.
- Beachten Sie Ihre eigenen Bedürfnisse.

Beispiel II:
Positive Parenting Program
(Triple P)

⁶ Ein Pionier ist allerdings das *Gordon Familientraining*, das bereits in den 1970er Jahren eingeführt wurde.

⁷ Für weitere Informationen vgl. die Website von Triple P Schweiz: www.triplep.ch

Angebot

Triple P umfasst heute ein ganzes Paket von Programmen, welche gemäss dem Grad ihrer Intensität (von Informationsbroschüren bis zu intensiven Therapien) und nach Altersgruppen (Kinder von 0 bis 11 Jahren; Teenager) abgestuft sind.

Bei den in der Schweiz verbreiteten Triple-P-Kursen (Stufe 4) sollen die Eltern in vier ca. zweistündigen Sitzungen befähigt werden, mit bereits komplexen und andauernden Problemsituationen umzugehen. Anschliessend haben die Eltern in den folgenden Wochen die Möglichkeit zu vier telefonischen Beratungen mit einem Triple-P-Trainer.

Triple-P-Kurse wurden in der Schweiz bis vor kurzem ausschliesslich in Deutsch angeboten. Seit wenigen Monaten sind im Rahmen von Pilotversuchen auch Kurse in Albanisch, Portugiesisch und Türkisch möglich.

Wirksamkeit

Triple-P-Kurse zur Förderung von Erziehungskompetenzen haben sich in randomisierten Feldversuchen bei Familien mit einem erhöhten Risikoprofil mehrfach als wirksam erwiesen (vgl. z.B. Sanders 1999). Positive Effekte wurden hinsichtlich des verbesserten Erziehungsverhaltens, des positiveren Familienklimas und der Abnahme des beobachteten Problemverhaltens bei Kindern im Vorschulalter und im Primarschulalter gefunden. Auch bei chinesischen Eltern mit Erziehungsproblemen in Hongkong sowie bei Minderheiten in Australien konnten positive Ergebnisse beobachtet werden. Erste Ergebnisse deuten darauf hin, dass auch das neu entwickelte Triple-P-Programm für Eltern mit Teenagern (12 bis 14 Jahre, Kurs mit 8 Einheiten) zu deutlich verbessertem Erziehungsverhalten, besserer psychischer Befindlichkeit der Eltern, sowie weniger Konflikten zwischen Partnern sowie gegenüber dem Teenager führt (Sanders 1999).

**Varianten
Incredible Years**

Im Grundanliegen ähnlich ist das Programm **INCREDIBLE YEARS**, das von der amerikanischen Psychologin Carolyn Webster-Stratton entwickelt wurde. Es richtet sich an Eltern von Kindern mit Problemverhalten im Alter zwischen 3 und 8 Jahren und wird durch sehr starke Evaluationsergebnisse in sechs randomisierten Feldversuchen gestützt.⁸ Eine besondere Qualität von Incredible Years ist, dass es neben Programmen zur Förderung elterlicher Erziehungspraktiken und sozialer Kompetenzen auch ein Modul für Lehrperso-

nen (Aufbau positiver Beziehungen, Umgang mit Problemen im Klassenzimmer, Unterrichten von emotionalen und sozialen Kompetenzen) sowie eines für Kinder (Emotionen, Empathie, andere Kinder verstehen, Umgang mit Ärger, Regeln in der Schule, mit Erfolg lernen) enthält. Das Programm ist inzwischen ausser in Englisch auch in Französisch, Spanisch, Norwegisch und Schwedisch – aber nicht in Deutsch – verfügbar.

In Deutschland erfreut sich das vom deutschen Kinderschutzbund angebotene Elternbildungsprogramm **STARKE ELTERN – STARKE KINDER** seit einigen Jahren einer steigenden Beliebtheit.⁹ Es soll helfen, Erziehungsstress zu reduzieren, Gewalt zu verhindern und Problemlösungskompetenzen aufzubauen. Es ist aber hinsichtlich seiner Wirkung auf Verhaltensprobleme noch nicht evaluiert.

**Starke Eltern –
Starke Kinder****Familientherapie bei delinquenten Jugendlichen**

Für bereits gewalttätige oder delinquente Jugendliche verspricht nach aktuellem Kenntnisstand indizierte Prävention mit Therapieprogrammen am ehesten Erfolg. Unter den verschiedenen Ansätzen können bisher kognitiv-behaviorale Programme der Familientherapie, welche gleichzeitig das soziale Umfeld (Schule, Lehre, Gleichaltrige, Nachbarschaft) einbeziehen, die beste Wirkung vorweisen. Wir skizzieren im Folgenden einen Ansatz, der in der bisherigen Forschung gute Ergebnisse erbracht hat, nämlich die funktionale Familientherapie.

Die funktionale Familientherapie (FFT) richtet sich an 11- bis 18-jährige, gefährdete oder bereits gewalttätige, delinquente oder suchtmittelabhängige Jugendliche und ihre Familien. Dabei wird berücksichtigt, dass der ethnische und kulturelle Hintergrund dieser Population äusserst vielfältig ist.¹⁰

**Beispiel III:
Funktionale
Familientherapie**

Es lassen sich fünf aufeinanderfolgende Hauptziele formulieren: Zunächst geht es darum, die Jugendlichen und ihre Familien zu erreichen, zur Teilnahme zu motivieren und einen frühzeitigen Abbruch zu verhindern («Engagement»). Zweitens wird versucht, die für diese Familien oft typische Negativität abzumildern, inadäquate emotionale Reaktionen und Einstellungen zu ändern sowie die Bindung an das Programm, das Vertrauen in den

⁸ Für weitere Informationen vgl. www.incredibleyears.com

⁹ Für weitere Informationen vgl. www.starkeeltern-starkekinder.de

¹⁰ Für weitere Informationen vgl. die Website der Functional Family Therapy: <http://www.fftinc.com>

Therapeuten und die Hoffnung und Motivation für dauerhafte Veränderungen zu stärken («Motivation»). Nachdem eine befriedigende Anbindung an das Programm gewährleistet ist, wird – drittens – die Verflechtung des betroffenen Jugendlichen und seiner Familie in verschiedenen Netzwerken untersucht. Dabei werden die zwischenmenschlichen Funktionen von Verhaltensweisen und ihr Bezug zu Verhaltensänderungstechniken eruiert («Problemeinschätzung»). Viertens soll die Kommunikation und gegenseitige Unterstützung in der Familie verbessert werden. Parallel dazu gilt es, mögliche Lösungen für Verhaltensprobleme zu identifizieren und wirkungsvolle Strategien der Verhaltensänderung zu erarbeiten («Verhaltensänderung»). Fünftens werden vorhandene nachbarschaftliche Ressourcen in die Strategie miteinbezogen, um die Erhaltung und Verallgemeinerung von positiven Änderungen in der Familie zu sichern («Generalisierung»).

Angebot

Das Programm wird von Familientherapeuten geleitet, die jede Familie in einem klinischen Rahmen individuell betreuen. Neuerdings wurden auch FFT-Programme entwickelt, die eine Behandlung zu Hause vorsehen und sich speziell an mehrfach belastete Familien mit multiethnischem Hintergrund richten. In der Regel werden nur rund 10 Stunden eigentliche Therapiearbeit je Familie aufgewendet, bei schweren Fällen (z.B. nach der Rückkehr aus einer stationären Massnahme) höchstens 26 Stunden.

Wirksamkeit

Klinische Versuche zeigen, dass die FFT eine wirkungsvolle Behandlung Jugendlicher mit Verhaltensstörungen und Jugendlichen mit Sucht- oder Gewaltproblemen ermöglicht. Sie verhindert auch, dass solche Jugendliche in restriktivere (und teurere) Behandlungen gelangen oder andere Sozialdienste in Anspruch nehmen müssen. Bezüglich der Rückfallquote wurde je nach Programm und Studie eine Reduktion zwischen 25% und 50% nachgewiesen. Die Programmeffekte hielten auch 5 Jahre nach der Intervention an.

Familienbasierte Prävention in der Schweiz

Elternbildung wird wenig unterstützt

Dass Eltern in die Prävention einbezogen und ihre Erziehungskompetenzen durch Fachpersonen unterstützt werden sollten, ist ein altes Postulat der schweizerischen Familienpolitik. Im Gegensatz zu anderen Bereichen des Sozial- und Bildungswesens wird

allerdings die Elternbildung durch die öffentliche Hand in sehr bescheidenem Ausmass gefördert. So kommt der Schweizerische Bund für Elternbildung (SBE) in seinem 2004 publizierten Bericht zum Schluss, dass die Elternbildung in der Schweiz nach wie vor «ein Schattendasein fristet, kaum finanziell unterstützt wird und mehrheitlich ehrenamtlich realisiert wird».¹¹ Nur in einem Viertel der Kantone der Schweiz existieren Dachorganisationen, welche die Elternbildung im Bildungs- und Sozialwesen vernetzen und Informationsarbeit betreiben können.

Regional bestehen grosse Unterschiede in der Verbreitung von Elternbildungsangeboten und der Verankerung von Elternbildung im weiteren Feld des Sozial- und Bildungswesens. Dank der Verankerung der Elternbildung im Jugendhilfegesetz mit regionalen Geschäftsstellen für Elternbildung und einem attraktiven Kursangebot ist der Kanton Zürich auf diesem Gebiet führend. Andere Kantone verfügen über ein sehr viel begrenzteres Angebot.

Gemäss dem Schweizerischen Bund für Elternbildung besuchten im Jahr 2004 rund 48 000 Personen eine der rund 2500 Elternbildungsveranstaltungen in der Schweiz. Das Angebot erstreckt sich von Kursen zu Schwangerschaft und Säuglingsalter über Angebote zu Kinderziehung und Umgang mit Problemen während der Adoleszenz bis hin zu Veranstaltungen über Partnerschaft, Adoption oder die Situation von Kindern in der Scheidung. In den letzten zehn Jahren kann vor allem eine Zunahme von standardisierten Kursen und Programmen beobachtet werden, welche in der Regel einer gewissen Qualitätskontrolle unterliegen. Jedoch wurde unseres Wissens ausser Triple P keines der angebotenen Programme – sei es im Ausland oder in der Schweiz – hinsichtlich der Wirksamkeit evaluiert.

Die universelle Elternbildung in der Schweiz hat ihr präventives Potential noch nicht ausgeschöpft. Sie benötigt allerdings zusätzliche finanzielle und organisatorische Ressourcen, um ein flächendeckendes Angebot aufzubauen, innovative Projekte zu fördern, die Öffentlichkeitsarbeit zu intensivieren und die Zusammenarbeit mit der Forschung zu verbessern.¹² Hierzu gehört eine vermehrte Orientierung an evidenzbasierten Programmen, die auf verschiedene Altersstufen abgestimmt sind.

Es braucht mehr evidenzbasierte Elternbildung

¹¹ Auf der Website des Schweizerischen Bundes für Elternbildung unter «Über uns»: <http://www.elternbildung.ch>.

¹² Vgl. *Elternbildung in der Schweiz*, S. 5, unter: http://www.elternbildung.ch/images/4_Elternbildung_Schweiz.pdf

Schliesslich bestehen auch im Bereich von indizierter familienbasierter Prävention mit bereits auffälligen Jugendlichen Angebote in der Schweiz. Insbesondere wurden seit Ende der 1980er Jahre in verschiedenen Kantonen (vor allem in der deutschsprachigen Schweiz) sowie durch die Pro Juventute Angebote der **SOZIALPÄDAGOGISCHEN FAMILIENBEGLEITUNG** aufgebaut. Die Sozialpädagogische Familienbetreuung besteht aus zeitlich befristeten Interventionen in Familien, die sich in einer akut schwierigen Lebenssituation befinden.

Wie aber bereits in der kollektiven Expertise des Bundesamtes für Gesundheit (2004) über Prävention zu Gunsten gefährdeter Kinder und Jugendlicher festgestellt wurde, sind bisher ganz wenige dieser Angebote so evaluiert, dass sie sich bezüglich ihrer Wirksam-

keit auch nur ansatzweise einschätzen lassen. Es scheinen daher generell alle Anstrengungen sinnvoll, die Massnahmen im Bereich der Elternunterstützung und -bildung vermehrt bezüglich ihrer Wirkungen evaluieren.

Familiäre Prävention und Eltern mit Migrationshintergrund

Immigrierte Eltern mit geringen Bildungsressourcen sind eine wichtige Zielgruppe für familienbasierte Gewaltprävention – verstanden als Teil einer breiten Förderung der psycho-sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Allerdings gibt es überall in der Schweiz zu wenig Programme und Aktivitäten, welche auf die Bedürfnisse von immigrierten Eltern ausgerichtet sind und die angestrebten Zielgruppen **TATSÄCHLICH** zu erreichen vermögen.

Familien mit Migrationshintergrund werden zu wenig erreicht

Tabelle 9: Angebote im Bereich der Elternbildung in der Schweiz:

Bereich	Programme / Angebote – Beispiele
Schwangerschaft / Baby	■ PEKiP (Prager Eltern-Kind Programm) ■ Unstandardisierte Kursangebote zu Schwangerschaft, Baby-massage, Säuglingspflege, Erschöpfungszuständen der Mutter, Schreibabys etc.
Elternbildung	■ Vielfältige unstandardisierte Kursangebote für unterschiedliche Altersgruppen und Elternkonstellationen Standardisierte Programme ■ Triple P (Matthew Sanders) ■ Starke Eltern – Starke Kinder (Deutscher Kinderschutzbund, in der Schweiz im Aufbau) ■ Was Eltern wissen sollten / Ce que les parents devraient savoir (Rerrez, Minzel & Wimmer) ■ STEP – das Systematische Training für Eltern (Dinkmayer, McKay & Dinkmayer) ■ Gordon Familientraining / Familienkonferenz (Thomas Gordon) ■ Etre parents aujourd’hui (Don Gordon)
-	■ Spezifische Angebote für Migrantinnen (FemmesTische, Deutschkurse für Migrantinnen)
Therapieprogramme für Familien von Jugendlichen mit Verhaltensproblemen	■ Verschiedene unstandardisierte Therapieangebote ■ Sozialpädagogische Familienbegleitung (Pro Juventute und andere)

Nicht-medizinische Geburtsvorbereitung und Betreuung

So haben Migrantinnen einen deutlich schlechteren Zugang zur peri- und postnatalen Versorgung in der Schweiz.¹³ Dies betrifft vor allem nicht-medizinische Angebote (etwa Geburtsvorbereitungskurse), die kaum in Anspruch genommen werden. Angesichts der Bedeutung von Prävention in dieser ersten Lebensphase für die spätere psycho-soziale Entwicklung besteht hier ein erhebliches Defizit.

Gegenwärtig sind von verschiedenen Seiten – beispielsweise im Rahmen der Bundesstrategie **MIGRATION UND GESUNDHEIT 2002 BIS 2006** – Bemühungen im Gange, diese Lücken zu füllen.¹⁴ So hat in Basel die **SCHWEIZERISCHE KOORDINATIONSSTELLE FÜR MIGRATION UND REPRODUKTIVE GESUNDHEIT** mit dem Aufbau eines Angebots zur Geburtsvorbereitung für Migrantinnen in mehreren Regionen begonnen.¹⁵ Es wäre für eine langfristige Prävention von Verhaltensproblemen wohl sinnvoll, Bestrebungen zu fördern, welche mütterlichen Stress abbauen helfen, den Aufbau emotional tragender Beziehungen unterstützen und Kompetenzen im Umgang mit Säuglingen vermitteln.

Elternbildung für Migrantinnen und Migranten

Die Angebotslücken für Eltern von Kleinkindern und Kindern im Primarschulalter dürften noch ausgeprägter sein. Gespräche mit Vertreterinnen der Elternbildung ergeben jedenfalls, dass das bestehende Angebot der Elternbildung in erster Linie sozial gut integrierte Mittelschichteltern schweizerischer Nationalität erreicht. Mehrere Faktoren sind dafür verantwortlich, dass Migrantinnen und Migranten nicht ausreichend erreicht werden. Zu Barrieren infolge tiefer Bildung, geringen Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, fehlenden Sprachkenntnissen und anderen Erziehungsvorstellungen kommen materielle Hindernisse wie die Kosten von Elternbildungskursen, oft unregelmässige Arbeitszeiten und die Kosten für eine allfällige Kinderbetreuung während des Kursbesuches hinzu. Erst vor kurzen sind erste Versuche angelaufen, Programme zur Förderung von Erziehungskompetenzen auch in einigen wichtigen Sprachen von Migrantinnen und Migranten anzubieten (Triple P in Albanisch, Türkisch und Portugiesisch).

Unsere eigenen Erfahrungen im Rahmen des Präventionsprojektes **ZIPPS (ZÜRCHER INTERVENTIONS- UND PRÄVENTIONSPROJEKT AN SCHULEN)** zeigen jedoch, dass langfristig angelegte Informations- und Motivationsstrategien notwendig sind, um Elternbildung unter bildungsfernen immigrierten Eltern bekannter zu machen und stärker zu verankern. So ist es im Zürcher Interventions- und Präventionsprojekt an Schulen, zipps, trotz kostenlosem Kursbesuch, fremdsprachigen Kursen, Kinderhütendienst und aufwändiger Werbung nur sehr beschränkt gelungen, die Angehörigen von wenig integrierten fremdsprachigen Minderheiten zum Besuch der Kurse zu bewegen.

Neben anderen Faktoren scheint ein wesentlicher Grund zu sein, dass für eine grössere Akzeptanz solcher Elternbildungsangebote langfristige Informationsarbeit nötig ist, weil die dahinter stehenden Ideen oft ungewohnt sind. Fremdsprachige Kurse müssten daher, begleitet von entsprechender Informationsarbeit, über mehrere Jahre kontinuierlich angeboten werden.

Ein interessanter Ansatzpunkt zur Informationsarbeit ist das Projekt **FEMMES-TISCHE**. FemmesTische wurde 1996 entwickelt und ist ein Projekt der Gesundheitsförderung für Migrantinnen. Es basiert auf der Idee, dass informelle persönliche Kontakte und Gespräche gerade unter bildungsfernen Gruppen oft besser funktionieren als Vorträge oder schriftliche Informationen. Bei FemmesTische laden daher vorher ausgebildete Fachfrauen aus dem jeweiligen Kulturkreis andere Frauen zu sich nach Hause ein, um dort über Gesundheitsprobleme zu sprechen. Die Erfahrungen zeigen, dass dieser Ansatz erfolgreich Migrantinnen zu erreichen vermag und vermutlich die Bereitschaft zu einer weitergehenden Nutzung von Präventionsangeboten stärkt (obwohl keine gesicherten Kenntnisse über die Wirksamkeit vorliegen).

Ansätze zum Erreichen bildungsferner immigrierter Eltern

¹³ Vgl. Newsletter 3/2003 der Fachstelle Gesundheit und Migration der Caritas Schweiz, <http://www.caritas.ch/gesundheit>

¹⁴ Vgl. z.B. den Evaluationsbericht Anna Vettori, Stephan Hammer, Rea Bonzi, Nicolas Schmidt (2005) Zwischenevaluation Projekt *Migration und Reproduktive Gesundheit* im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit (<http://www.bag.admin.ch/cce/studien/migrationgesund/d/reprges05/berichtreprges05.pdf>). Der Bericht kommt zum Schluss, dass eine Beurteilung der erreichten Wirkungen nicht möglich ist.

¹⁵ Weitere Projekte in diesem Bereich sind beispielsweise *conTATTO* in Zürich (Babymassagekurse für Eltern aus verschiedenen Kulturen) oder das (abgeschlossene) *Schulungsprojekt für türkische Mütter und die Frühförderung ihrer Kinder*, Scherer-Korkut, Yesim (1998) Bericht über ein Schulungsprojekt für türkische Mütter und die Frühförderung ihrer Kinder, in: Marie-Meierhofer Institut für das Kind (Hrsg). Startbedingungen für Familien. Zürich: Pro Juventute.

Fazit

- Die Förderung von elterlichen Erziehungskompetenzen in allen Lebensphasen ist ein wirksamer Beitrag zur universellen Prävention von Problemverhalten bei Kindern und Jugendlichen. Sie sollte in der Schweiz systematischer unterstützt werden.
- Vor allem sollten Kursangebote, deren Wirksamkeit wissenschaftlich geprüft wurde und deren Umsetzung einer strengen Qualitätskontrolle unterliegt, in der Schweiz breiter gefördert werden.
- Universelle Prävention erreicht im familiären Bereich immer nur einen Teil der Zielgruppen. Sie sollte daher durch Angebote der selektiven und indizierten Prävention ergänzt werden. Beispielsweise ist darüber nachzudenken, in welchem Masse Eltern von straffälligen oder aggressiven Kindern und Jugendlichen zum Besuch relevanter Elternbildungsangebote verpflichtet werden können.
- Für Eltern mit Migrationshintergrund besteht eine klare Unterversorgung im Bereich der Elternbildung. Es ist geboten, mehr Anstrengungen zu unternehmen, so dass diese Gruppen erreicht werden.

5

Schulische Prävention

Schulische Faktoren

Die Schule ist aus vier Gründen ein zentraler Ort für Gewaltprävention: Erstens, weil Plagen, Drangsalieren und Gewalt auf allen Altersstufen negative Wirkungen auf das Schul- und Lernklima haben, die es zu verhindern gilt; zweitens, weil die Schule die Lebenschancen von Kindern prägt und ihr damit auch eine Verantwortung für die Prävention von Problemverhalten zukommt; drittens, weil schulische Programme ausnahmslos alle Kinder und Jugendlichen erreichen, was heisst, dass sie als Schutzfaktoren gegen schwer beeinflussbare ausserschulische Risikofaktoren (Familie, Nachbarschaft etc.) wirken können; und viertens, weil von der Schule aus Präventionsaktivitäten in Familie, Freizeit und Nachbarschaft angestossen und unterstützt werden können.

Schulische Risikofaktoren

Gewalttätige Jugendliche gehen nicht gern zur Schule

Die Wahrscheinlichkeit von Gewalt korreliert mit schulischen Merkmalen von Jugendlichen. Hierzu gehören **SCHWACHE SCHULISCHE LEISTUNGEN**, eine **TIEFE LEISTUNGSMOTIVATION**, eine **GERINGE BINDUNG AN DIE SCHULE**, **HÄUFIGES SCHWÄNZEN** und **GERINGE BERUFLICHE ASPIRATIONEN**. In nach Leistung abgestuften Schulsystemen (wie in Deutschland und der Schweiz) weisen daher die unteren Schulstufen einen erhöhten Anteil von gewalttätigen Jugendlichen auf. Allerdings haben aggressiv auffällige Kinder bereits in der Primarschule eher schulische Probleme.

Schulprobleme und Gewalt haben gemeinsame Ursachen

Drei Mechanismen sind für diesen Zusammenhang verantwortlich. Zum einen teilen Schulprobleme und aggressives Verhalten viele Ursachen. Zum Beispiel haben Persönlichkeitsmerkmale wie geringe Selbstkontrolle und familiäre Risikofaktoren wie inkonsistente Erziehung sowohl auf die schulische Leistung wie auch auf aggressives Verhalten Auswirkungen (vgl. z.B. Gottfredson und Hirschi 1990). Zweitens können schulische Probleme Stress auslösen und als Folge davon Gewalt und andere Formen von Delinquenz begünstigen (z.B. Agnew 1992). Engel und Hurrelmann (1998) etwa argumentieren, dass schulisches Versagen vor allem dann mit einem erhöhten Risiko für Gewalt einher geht, wenn die Eltern hohe Leis-

tungserwartungen haben, welche die Jugendlichen unter übermässigen Druck stellen. Schliesslich können Delinquenz und Gewalt ihrerseits eine Ursache für schulische Probleme sein (Thornberry 1996). Dies liegt nicht nur daran, dass Schwänzen, Prügeln und Disziplinarstrafen ganz direkt einer schulischen Karriere nicht dienlich sind. Vielmehr kann aggressives Verhalten bereits in der Primarschule zu einer Rückweisung durch sozial kompetente und oft schulisch überlegene Gleichaltrige und damit zu weniger Unterstützung im Lernprozess führen.

Die Wahrscheinlichkeit von Gewalt korreliert ausserdem mit Merkmalen von Schulklassen oder Schulhäusern. Schulhäuser mit einem schlechten Schulklima, einem negativen Lehrer-Schüler-Verhältnis und unklarer oder als ungerecht empfundener Durchsetzung von Regeln haben oft überdurchschnittlich viele Probleme mit Gewalt. Zu einem grossen Teil hat dies mit den individuellen Merkmalen der Schülerinnen und Schüler zu tun, die ein bestimmtes Schulhaus besuchen. Wo viele schwierige Kinder in die Schule gehen, ist in der Regel auch das Schulklima schlecht und das Aggressionsniveau hoch.

Jedoch sind Klassenverbände und Schulhäuser als soziale Einheiten auch **URSÄCHLICH** an der Entstehung von Gewalt beteiligt (Gottfredson 2001; Meier 1997; Riedel und Welsh 2002; Welsh 2001). Mangelnde Klarheit über Verhaltensregeln und inkonsistente Durchsetzung von bestehenden Regeln beispielsweise sind Merkmale von Schulen (und Klassen), die mit einer höheren Wahrscheinlichkeit von Problemverhalten verschiedenster Art einhergehen. Ausserdem unterscheiden sich Schulen im Ausmass, in dem sie Kindern emotionale Unterstützung bieten und beispielsweise dem systematischen Ausschluss von einzelnen Kindern entgegenwirken. Schulen mit geringer emotionaler Unterstützung der Kinder und mangelnder Förderung von Zusammenhalt zwischen den Schülerinnen und Schülern laufen eher Gefahr, mit Gewaltproblemen konfrontiert zu sein. Und drittens haben Schulen eher mit Problemen zu kämpfen, welche Lernfreude und geistige Entwicklung nur unzureichend fördern. Bei

Schulklima

Schlechtes Schulklima und unklare Regeln erhöhen Gewaltisiko

Schulen der Oberstufe kommt schliesslich hinzu, dass die Verfügbarkeit von Drogen, Alkohol oder Waffen auf dem Schulgelände zu einem aggressiven und Gewalt fördernden Klima beiträgt.

Typen schulischer Prävention

Fünf Grundtypen von schulischer Prävention

Man kann daher zwei Arten von schulischer Prävention unterscheiden. Ein erster Ansatz zielt darauf ab, den Schülerinnen und Schülern jene Kompetenzen zu vermitteln, die als Schutzfaktoren dem Entstehen von Verhaltensproblemen entgegenwirken. Ein zweiter Ansatz betrachtet die Schule oder das Klassenzimmer als soziales System und versucht, die Interaktionen und Entscheidungen in einem Schulhaus zu verbessern. In der Regel enthalten konkrete Programme Elemente von beiden Ansätzen. Tabelle 10 zeigt eine Übersicht von fünf Grundtypen von schulischen Präventionsprogrammen, für welche international eine relativ breite Evaluationsliteratur existiert (für eine Übersicht vgl. Gottfredson 2002).

Wir diskutieren im Folgenden jene drei Ansätze, für welche eine Wirkung im Sinne von Gewaltprävention relativ gut dokumentiert ist.

Vorschulische Förderung von Kindern

Ein erster Typus von Interventionen mit einer nachhaltigen Wirkung sind qualitativ hochwertige vorschulische Unterrichtsangebote für gefährdete Kinder im Alter von 3 bis 5 Jahren. Zentrales Ziel ist hier eine gezielte Förderung der kognitiven, sprachlichen und sozialen Entwicklung der Kinder. Soziale und kognitive Kompetenzen gehören zu den wichtigsten direkten Schutzmechanismen gegen die Entstehung von Verhaltensproblemen während der späteren Entwicklung. Gleichzeitig mindern solche Förderprogramme das Risiko von schulischen Problemen, welches ihrerseits einen Risikofaktor für Verhaltensprobleme darstellen. Oft werden sie mit Elternbildungsprogrammen verbunden.

Ein beeindruckendes Programm ist das **PERRY PRESCHOOL PROJECT (PPP)** von Schweinhart, Barnes und Weikart (1993).¹⁶

Das PPP richtet sich an 3- bis 4-jährige Kinder aus benachteiligten Familien. Es verfolgt das Ziel, die spätere Schulleistung der Kinder durch qualitativ hochstehende Vorschulbil-

Beispiel I:
Das Perry
Preschool
Program (PPP)

Tabelle 10: Evidenzbasierte Programme der schulischen Gewaltprävention

Art des Programms	Alter	Bemerkungen
A) Individuell ausgerichtete Programme		
Vorschulische Förderung von sozialen und kognitiven Kompetenzen	3 bis 5 Jahre	Selektiv für belastete Kinder, guter Wirkungsnachweis
Curricula zur Förderung von sozialen Kompetenzen mit kognitiv-verhaltensorientierten Elementen	5 bis 11 Jahre	Universell oder selektiv in belasteten Schulen; guter Wirkungsnachweis
B) Auf Schule ausgerichtete Programme		
Programme zur Verbesserung des Klassen- und Schulhausmanagements	alle Schulstufen	Universell oder selektiv in Schulen mit Problemen; guter Wirkungsnachweis
Mediations- und Konfliktbewältigungsprogramme	alle Schulstufen	Wirksamkeit kontrovers
Informations- und Sensibilisierungskampagnen	alle Schulstufen	Universell; bezüglich Verhalten kein Wirkungsnachweis

¹⁶ Die Webseite des Projektes lautet: <http://www.highscope.org/Research/PerryProject/perrymain.htm>

dung zu verbessern. Damit soll der Zusammenhang zwischen ökonomischer Benachteiligung und schulischem Misserfolg aufgebrochen werden. Vom schulischen Erfolg wird erwartet, dass sich hieraus bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt und eine geringere Verwicklung in die Delinquenz ergeben.

Angebot

Beim PPP handelt es sich um eine zweijährige Intervention mit einem Pensum von 2,5 Stunden pro Tag, 5 Tage pro Woche und 7 Monate pro Jahr. Wöchentliche Hausbesuche durch einen Lehrer sind fester Bestandteil des Programms. Fünf Komponenten tragen zum Erfolg des Modells bei. 1) Der an die Entwicklung des Kindes angepasste Lehrplan betrachtet Kinder als aktive, selbstmotivierte Lernende. Sie können ihre Lernaktivitäten selbst bestimmen und ein spielerischer Umgang mit der Sprache wird besonders gefördert. 2) Kleine Klassen von bis zu 20 Kindern mit mindestens zwei Lehrkräften bürgen für eine unterstützende Lernumgebung und gewähren eine bessere Aufsicht. 3) Die Lehrkräfte sind auf frühkindliche Belange spezialisiert und werden angemessen weitergebildet und begleitet. Sie bauen auch einen aktiven Kontakt zu den Eltern auf. 4) Nebst pädagogischen Angeboten geht das PPP auf andere Bedürfnisse benachteiligter Kinder und ihrer Familien ein, z.B. durch Mittagsangebote oder durch die Vermittlung an andere Sozialdienste. 5) werden Aktivitäten und Leistungen sowohl der Lehrkräfte als auch der Kinder laufend begleitet und evaluiert.

Wirksamkeit

Das High/Scope Perry Preschool Program begann 1970 als randomisierter Feldversuch mit 123 sozio-strukturell stark benachteiligten afro-amerikanischen Kindern im Alter von 3 bis 4 Jahren. Die Entwicklung der Programmteilnehmer und der Kontrollgruppe wurde bis ins Alter von 27 Jahren untersucht.

Dabei zeigten sich für die Teilnehmer des Vorschulprogramms

- 63% weniger Personen mit 5 oder mehr polizeilichen Festnahmen,
- 68% weniger Festnahmen wegen Drogenhandels,
- 26% weniger Empfänger von Sozial- oder Fürsorgehilfen,
- 31% mehr Maturitätsabschlüsse,
- fast doppelt so viele Hausbesitzer,
- drei Mal so viele Personen mit einem Einkommen von mehr als \$ 2000/Monat.

In den Niederlanden wurde das Programm unter dem Namen **KALEIDOSCOOP** eingeführt. Auch dort konnten sorgfältige Evaluationen die Wirksamkeit des Programms nachweisen. Ähnlich gestaltet sich auch das Programm **PYRAMIDE**, das sich aber speziell an Kinder aus Migrantenfamilien in ethnisch-kulturell heterogenen Stadtquartieren wendet.¹⁷ Zusammen mit Kaleidoscoop ist es das einzige Programm, welches gemäss Kriterien von **COMMUNITIES THAT CARE** in den Niederlanden das Prädikat «effektiv» statt nur «vielsprechend» trägt.

In Grossbritannien wird das Ziel einer umfassenden frühzeitigen pädagogischen Förderung von Kindern durch die seit 1997 ins Leben gerufenen **EARLY EXCELLENCE CENTERS** umgesetzt. Sie sind darauf ausgerichtet, in den am stärksten benachteiligten Stadtquartieren die Entwicklung von Kindern in einem frühen Lebensalter gezielt zu fördern und Bildung, Gesundheitsfürsorge, Betreuung sowie Unterstützung und Entlastung von Familien miteinander zu verbinden.¹⁸

Schulcurricula zur Förderung sozialer Kompetenzen

Delinquente und gewalttätige Jugendliche haben häufig Defizite im Bereich **KOGNITIVER UND SOZIALER KOMPETENZEN**, welche sich oft schon in der Kindheit feststellen lassen. **KOGNITIVE KOMPETENZEN** meint ein Bündel von Fähigkeiten zur Wahrnehmung von Anderen und sich selbst und beinhaltet die Fähigkeit, Impulse zu kontrollieren (d.h. zu denken, bevor man handelt), Risiken angemessen einzuschätzen, Gefühle von Anderen richtig zu erkennen, sowie verschiedene Lösungen für eine Problemsituation verfügbar zu haben. **SOZIALE KOMPETENZEN** hingegen meint spezifischer die Fähigkeit, angemessen mit Anderen zu sprechen und zu interagieren, Bedürfnisse zu äussern und Regeln des Zusammenlebens zu befolgen. Fehlende soziale und kognitive Kompetenzen sind als Risikofaktor für Gewalt gebührend belegt. Gleichzeitig sind sie Risikofaktoren für andere Formen von Problemverhalten wie Stehlen oder Schwänzen.

Kognitive und soziale Basiskompetenzen werden ab den ersten Lebensjahren und während der gesamten Kindergarten- und Primarschulzeit erlernt. Vor- und Grundschule bieten einen Rahmen, in dem der Erwerb die-

Umsetzungen in Europa

Was sind soziale Kompetenzen?

Grundidee

¹⁷ Für die englischsprachige Übersicht vgl. <http://www.nizw.nl/Docs/Internationaal/Jeugd/Factsheets/EarlyChildhood.pdf>

¹⁸ Für weitere Information und Links vgl. <http://www.britishcouncil.de/d/education/ecec.htm>

ser Fertigkeiten bewusst gefördert werden kann. Solche Sozialkompetenztrainings bestehen in der Regel aus einem strukturierten Programm von Lektionen, welche in den schulischen Alltag eingebettet sind und deren Umsetzung im Alltag durch konkrete Übungen und Techniken der Generalisierung (z.B. Anwenden von Regeln während des ganzen Schultages) unterstützt wird. Schulische Sozialkompetenztrainings haben den praktischen Vorteil, dass sie die gesamte Zielpopulation (z.B. Kindergarten, Schule) erreichen können, dass sie in der Regel vergleichsweise geringe Kosten verursachen und dass die Umsetzung relativ einfach ist. Sie haben insgesamt einen guten und breit abgestützten Wirkungsnachweis (Lösel und Beelmann 2003).

Beeinflusste Risikofaktoren

Verschiedene Programme zur Förderung sozialer und kognitiver Kompetenzen unterscheiden sich in den Schwerpunkten, die sie bei der Beeinflussung von Risikofaktoren setzen. Allerdings beinhalten fast alle Programme Elemente, welche auf folgende Faktoren Einfluss zu nehmen versuchen.

- Aggressive Schemata der Informationsverarbeitung
- Ungenügende Selbstkontrolle
- Defizite im Umgang mit sozialen Problemen
- Abweichende und aggressive Überzeugungen
- Fehlende Kompetenzen in prosozialer Interaktion

Tabelle 11 zeigt einige der bekannteren und evaluierten Sozialkompetenzprogramme.

Warum sich Programme in einigen Evaluationen als erfolgreich erweisen und andere nicht, ist nicht völlig geklärt. Zwei Faktoren scheinen eine Rolle zu spielen: Zum einen kommt es auf **UMFANG UND QUALITÄT** des Unterrichts an. Wirksame Programme werden in der Regel mindestens während 60 Minuten pro Woche unterrichtet. Der Unterricht wird durch eine sorgfältige Ausbildung vorbereitet und anschliessend im Rahmen einer Qualitätskontrolle betreut. Zudem scheint die **UNTERRICHTSFORM** eine wichtige Rolle zu spielen. Sozialkompetenzprogramme, welche schwer-

Warum sind einige Programme wirksamer als andere?

Tabelle 11: Übersicht über bekannte schulische Sozialkompetenzprogramme

Name	Altersgruppe	Schwerpunkte	Wirksamkeit nachgewiesen
Fit und Stark fürs Leben (Klett Verlag)	Kindergarten bis 4. Klasse	Soziale und emotionale Kompetenzen, Lebenskompetenzen	Ja
I Can Problem Solve (Shure and Spivak) (Deutsch von Lösel, Nürnberg)	4 bis 9 Jahre	Wahrnehmung Problemlösen Umgang mit Anderen Erkennen von Gefühlen	Ja
PATHS (Deutsch als PFAD in Pilotversuch, Eisner)	5 bis 12 Jahre	Emotionale Kompetenzen Selbstkontrolle Soziale Kompetenzen Interpersonelles Problemlösen	Ja
Second Step (Committee for Children) (deutsch als Faustlos)	Kindergarten bis 9. Schuljahr	Empathie Impulskontrolle Umgang mit Wut Problemlösen	Nein (teils widersprüchlich)
Verhaltenstraining für Schulanfänger (Petermann et al. 2002)	1. und 2. Klasse	Soziale und emotionale Kompetenzen	Unbekannt

gewichtig mit aktiver Teilnahme, praktischen Übungen, Rückmeldungen an die Kinder und der Anwendung des Wissens im schulischen Alltag arbeiten, zeigen häufig positive Effekte. Programme, welche eher auf die «klassische» Methode der Wissens- und Kompetenzvermittlung in Schulen wie das Vermitteln der Lerninhalte durch Frontalunterricht, Übungsblätter und eventuell abschliessender Diskussion bauen, können hingegen keine Effekte aufweisen. Kognitiv-verhaltensfokussierte Programme erweisen sich mithin als den «unterrichtenden» Programmen überlegen.

**Beispiel II:
Promoting
Alternative
Thinking
Strategies PATHS**

Zu den am besten evaluierten Programmen gehört das von Mark Greenberg und Carol Kusché entwickelte PATHS (Promoting Alternative Thinking Strategies).¹⁹ Wie es der Name nahe legt, setzt sich das **PROGRAMM ZUR FÖRDERUNG ALTERNATIVER DENK-STRATEGIEN (PFAD)** das Ziel, emotionale und soziale Kompetenzen von Kindern zu fördern und aggressives und anderes Problemverhalten zu mindern, was nicht zuletzt dem Lernprozess zugute kommen soll. PFAD wird als Teil des Lehrplans vermittelt und richtet sich grundsätzlich an alle Kinder im Primarschulalter. Es hat auch bei Kindern mit besonderen Bedürfnissen (schwerhörige, lernbehinderte, gemütskranke oder auch hochbegabte) positive Resultate erzielt.

Angebot

Im Idealfall wird PFAD während der gesamten Primarschulzeit in den ordentlichen Lehrplan aufgenommen. Das Programm wird in der Regel drei Mal wöchentlich in einem Umfang von mindestens 20 Minuten unterrichtet. Der Lehrkraft steht Unterrichtsmaterial zur Verfügung, das ihr hilft, ihren Schülern Selbstkontrolle, emotionale Intelligenz, soziale Kompetenz, positive Beziehungen unter den Schülern sowie Fähigkeiten zur konstruktiven Problemlösung zu vermitteln. Von diesen Kompetenzen wird erwartet, dass durch sie emotionale Störungen und Verhaltensprobleme gemindert werden können. Mit PFAD lernen Kinder, Gefühle zu erkennen, einzuordnen, auszudrücken und mit ihnen umzugehen. Weitere Elemente des Programms betreffen die Unterscheidung zwischen Fühlen und Verhalten, den Aufschub von Belohnungen, Impulskontrolle, und Stressreduktion. Kinder lernen dabei auch Andeutungen und nonverbale Kommunikation zu verstehen, die Perspektive anderer einzunehmen sowie Probleme Schritt um Schritt zu lösen. Die Lehrpersonen werden

ihrerseits in 2- bis 3-tägigen Workshops in das Programm eingeführt. Ihnen stehen während des Programms Berater zur Seite, die sie im Zweiwochenrhythmus aufsuchen.

Für sämtliche einleitend erwähnten Gruppen von Kindern konnten bei Programmabsolventen im Vergleich zu Kontrollgruppen Verbesserungen beim Grad an Selbstkontrolle, dem Verstehen und Erkennen von Emotionen, der Frustrationstoleranz, der Verwendung wirksamerer Konfliktbewältigungsmuster sowie der Denk- und Planungsfähigkeiten festgestellt werden. Entsprechend äusserten «behandelte» Kinder weniger Beklemmungs- und Angstgefühle und wiesen weniger Benehmens- und Gewaltprobleme auf (Greenberg, Kusché, und Mihalic 1998; Kam, Greenberg, und Kusche 2004).

Wirkungen

Programme zur Verbesserung des Schulhausmanagements, des Klassenmanagements und der Durchsetzung von Regeln und Ordnungen

Hier handelt es sich um Programme, welche innerhalb einer Schule klare Verhaltensregeln aufstellen und diese systematisch durchzusetzen versuchen. Programme dieser Art anerkennen, dass Lehrpersonen in ihrer täglichen Arbeit bereits Regeln durchsetzen. Ziel der Präventionsprogramme ist es aber, die Vermittlung von Verhaltensregeln und ihre Durchsetzung im Schulcurriculum zu verankern, die Eltern aktiv einzubeziehen und mit lokalen Medien und politischen Akteuren zusammenzuarbeiten.

Entsprechend enthalten alle Programme, welche eine positive Wirkung nachweisen können, ein ausgearbeitetes Konzept zur Vermittlung von Verhaltensregeln auf verschiedenen Ebenen des schulischen Alltags sowie von Mechanismen zur Qualitätskontrolle der Umsetzung. Oft sind solche Programme mit Massnahmen verbunden, welche bezwecken, die Entscheidungsprozesse und Autoritätsstrukturen in einem Schulhaus so zu verbessern, dass schulische Probleme eher gelöst werden, die Kommunikation zwischen Schule, Eltern und Kindern verbessert wird, und schulische Regeln klarer gefasst und besser durchgesetzt werden. Im weitesten Sinne fallen derartige Projekte also in den Bereich der

SCHULENTWICKLUNG.

¹⁹ Für eine Übersicht vgl. <http://www.colorado.edu/cspv/blueprints/model/programs/PATHS.html>

Auch bei diesen Programmen gilt, dass sich positive Wirkungen nur bei einem klar über den schulischen Alltag hinausgehenden Engagement und einer kontinuierlichen Qualitätskontrolle feststellen lassen.

**Beispiel III:
Anti-Bullying
Programm
von Olweus**

Das bekannteste und international am besten evaluierte Programm in diesem Bereich ist das **ANTI-BULLYING PROGRAMM VON DAN OLWEUS**.²⁰ Das in Norwegen während der frühen 1980er Jahre entwickelte Programm wurde inzwischen mehrfach in Norwegen selbst, in den USA, in England, sowie in Deutschland evaluiert. Es ist in der Schweiz zwar relativ gut bekannt, wurde aber noch nie als Programm umgesetzt und hinsichtlich seiner Wirkung evaluiert.

Angebot

Das Interventionsprogramm richtet sich an sämtliche Schüler in der obligatorischen Schulzeit (1. bis 9. Klasse). Wie es sein Titel andeutet, hat es zum Ziel, das Plagen und körperliche und psychische Drangsalieren im schulischen Kontext zu vermindern und damit verbundene Probleme zu reduzieren. Spezifischer werden vier Ziele verfolgt: 1) Sensibilisierung und Förderung des Wissens um das Bullying-Problem, 2) aktiver Einbezug von Eltern und Lehrern, 3) Entwicklung von Regeln zur Prävention von Bullying, 4) Hilfe und Schutz für Bullying-Opfer.

Das Anti-Bullying-Programm setzt auf drei Ebenen an.

Schulhausebene:

- Bildung von Anti-Bullying-Arbeitsgruppen
- Anonymer Fragebogen zur Erhebung des Ist-Zustandes
- Ausbildung des gesamten Schulhauspersonals
- Entwicklung und Durchsetzung von Schulhausregeln
- Supervisionssitzungen
- Einbezug der Eltern

Klassenebene:

- Umsetzung der Schulhausregeln im Klassenzimmer
- Reflexionssitzungen mit Schülerinnen und Schülern
- Informationssitzungen mit Eltern

Individuelle Ebene:

- Interventionen bei Kindern, die plagen
- Interventionen bei Kindern, die Opfer von Plagen sind
- Gespräche mit allen direkt betroffenen Eltern

Das Anti-Bullying-Programm zeigt aufgrund von Evaluationen, welche den Ansprüchen eines «model programs» genügen, folgende Wirkungen:

Wirkungen

- Substantielle Verminderung selbstberichteten aktiven Bullies sowie entsprechender Opfererfahrungen
- Signifikante Reduktion von anderen Formen selbstberichteten Problemverhaltens (andere Gewalttätigkeiten, Vandalismus, Diebstahl, Schwänzen)
- Signifikante Verbesserung des Schul- und Klassenklimas (positive Beziehungen in der Klasse, positivere Einstellungen zur Schule und zu Hausaufgaben, verbesserte Ordnung und Disziplin)

Ein anderer Ansatz, der Klasse, Schule, und Familie miteinander verbindet, ist das Programm **SKILLS, OPPORTUNITIES, AND RECOGNITION SOAR** von John Hawkins und Richard Catalano, welches jedoch nicht kommerziell vertrieben wird. Es basiert auf umfangreicher Grundlagenforschung der beiden Programmentwickler. Auf der Klassenebene absolvieren die Lehrpersonen ein Trainingsmodul, welches interaktives Unterrichten, kooperatives Lernen sowie die klare Durchsetzung von Regeln im Klassenzimmer unterstützt. Zudem enthält das Programm für alle Altersstufen der Grundschule Unterrichtseinheiten, in denen altersgerecht Kompetenzen wie Kommunikation, Konfliktlösung, Verhandeln, Verständnis und Nein-Sagen vermittelt werden.

**Beispiel IV:
Skills, Opportu-
nities, and
Recognition
SOAR**

Parallel dazu erhalten die Eltern auf freiwilliger Basis ein Programm zur Unterstützung von Erziehungskompetenzen angeboten, welches ebenfalls altersgerecht ausgestaltet ist. Während beispielsweise im ersten Schuljahr sieben Kurseinheiten zur besseren Unterstützung des Kindes und für besseren Umgang mit Problemen angeboten werden, wird im sechsten Schuljahr ein Kurs von fünf Einheiten zum Umgang mit Drogenproblemen vermittelt.

Das Programm SOAR kann inzwischen signifikante kurz- und langfristige Effekte nachweisen (Hawkins, Catalano, und Arthur 2002). Obwohl das Programm im sechsten Schuljahr endet, wiesen teilnehmende Schüler im elften Schuljahr weniger gewalttätiges Verhalten, weniger Problemverhalten an der Schule, weniger exzessiven Alkoholkonsum und weniger Trunkenheit am Steuer auf.

²⁰ Für eine Übersicht vgl. <http://www.colorado.edu/cspv/blueprints/model/programs/BPP.html>

Schulische Gewaltprävention in der Schweiz

Stand der Prävention Ende der 1990er Jahre

Im Jahr 1999 gab die **SCHWEIZERISCHE KONFERENZ DER KANTONALEN ERZIEHUNGSDIREKTOREN** eine Studie in Auftrag, um Aktivitäten der Kantone gegen Gewalt an Schulen auf der Primar- und der Sekundarstufe zu beschreiben (Stauffer 1999). Obwohl die Studie festhält, dass sie nur auf Informationen der kantonalen Stellen beruht und Projekte einzelner Schulen und Gemeinden nicht systematisch erfasst, vermittelt sie einen guten Überblick über den Stand der Dinge gegen Ende der 1990er Jahre. Die Studie hält unter anderem folgende Kernaussagen fest:

- Die meisten Kantone verfügen über **MERKBLÄTTER UND BROSCHÜREN** zum Thema Gewalt und Gewaltprävention an der Schule. Sie enthalten oft Informationen darüber, wie bei Gewaltvorkommnissen zu reagieren ist, welche Ansprechpartner in Krisensituationen zur Verfügung stehen, welche Grundprinzipien zu berücksichtigen und bei welchen Beratungsstellen weitere Informationen verfügbar sind. Bei der Durchsicht einiger dieser Dokumente fällt auf, dass die vorgeschlagenen Präventionsaktivitäten in der Regel sehr allgemein beschrieben sind. Durchgehend betont wird die Bedeutung von internen Klassenregeln, Schulhausreglementen und Richtlinien, welche sich auf Gewalt und Plagen beziehen und Regeln des Zusammenlebens definieren.
- Es besteht in der Schweiz ein breites Angebot von **WEITERBILDUNGSKURSEN** für Lehrerinnen und Lehrer zum Thema Gewalt an Schulen. Kurse werden vor allem von pädagogischen Fachhochschulen und privaten Anbietern mit entsprechender Spezialisierung angeboten. Die Art der vermittelten Information variiert stark zwischen den Angeboten.
- Die Gewaltproblematik wird in erster Linie mit den bestehenden Mitteln und im Rahmen der bestehenden Strukturen angegangen. Zusätzliche Mittel stehen kaum zur Verfügung.
- Vier Fünftel der Kantone verwiesen auf konkrete Präventionsprojekte. Im Mittelpunkt standen **INFORMATIONSKAMPAGNEN UND MEDIATIONSPROJEKTE**. Allerdings gibt es kaum ein Projekt, das hinsichtlich seiner Wirkungen evaluiert wurde.

In den sechs Jahren seit der Publikation des Berichtes hat sich die schulische Gewaltprävention in der Schweiz dynamisch weiter entwickelt. Aus unserer Perspektive sind drei Entwicklungen hervorzuheben.

Neuere Entwicklungen

- In mehreren Kantonen, bzw. Städten wurden inzwischen gross angelegte Pilotversuche mit neuen Ansätzen begonnen, welche wissenschaftlich begleitet und auf ihre Wirkung hin evaluiert werden. Beispiele hierfür sind das Projekt **RESEAU RESPECT** in Genf (1999–2004), das **BERNER PRÄVENTIONS-PROGRAMM GEGEN GEWALT IM KINDERGARTEN** (Francoise Alsaker, Universität Bern), das **PROGRAMM ZUR FÖRDERUNG ALTERNATIVER DENKSTRATEGIEN (PFAD)** in der Stadt Zürich (Manuel Eisner, University of Cambridge und Universität Zürich), die Entwicklung und praktische Überprüfung eines **FORTBILDUNGSPROGRAMMS FÜR LEHRPERSONEN ZUM ABBAU VON RECHTS-EXTREMER GEWALT UND ETHNISIERTEN KONFLIKTEN AN SCHULEN DER SEKUNDARSTUFE** (Fritz Oser, Universität Fribourg), sowie das Forschungs- und Entwicklungsprojekt **ELTERN UND SCHULE STÄRKEN KINDER, ESSKI** (Pädagogische Hochschulen Zürich und Aargau zusammen mit Universität Fribourg).
- Zweitens lassen sich in verschiedenen Kantonen Ansätze zu einer verbesserten finanziellen und infrastrukturellen Ausstattung sowie einer Professionalisierung der schulischen Gewaltprävention beobachten. Hierzu gehört beispielsweise die verbreitete Einführung von Schulsozialarbeitern – oft mit einem ausdrücklichen Präventionsauftrag, der Aufbau von kantonalen oder städtischen Fachstellen sowie die Erweiterung von Aus- und Weiterbildungsangeboten.
- Schliesslich hat das Feld der schulischen Gewaltprävention in den letzten Jahren wichtige Impulse aus den Bemühungen um die Förderung einer «gesunden Schule» erhalten, wobei die Stützung der psychischen und körperlichen Gesundheit über alle Altersstufen zu einem wichtigen Anliegen geworden ist.

Informations- und Sensibilisierungskampagnen

Informations- und Sensibilisierungskampagnen dominieren

Die Rückmeldungen auf unsere kleine Umfrage bei den Kantonen zeigen, dass Informations- und Sensibilisierungskampagnen nach wie vor zu den häufigsten Präventionsansätzen gehören. Solche Massnahmen können sehr unterschiedlich gestaltet sein. In der einfachsten Form bestehen sie aus dem Verteilen von Broschüren (z.B. Broschüre **GEMEINSAM GEGEN GEWALT**), einzelnen Vorträgen von Aussenstehenden (z.B. Vortrag **GEMEINSAM FÜR EINE GEWALTFREIE SCHULE**, Kantonspolizei Zürich in Kloten) oder Filmvorführungen. Umfangreichere Massnahmen können aus Intensivtagen oder ganzen Themenwochen (z.B. **FRIEDENSWOCHE** der Kantonspolizei Bern, vielerorts Aktionen der Kampagne **GEMEINSAM GEGEN GEWALT**) unter Einschluss von Ausstellungen, Exkursionen, Theatergruppen, oder Postern und Erkennungszeichen (z.B. **RUBAN VERT – LE RESPECT, ÇA CHANGE L'ÉCOLE**, Bulle) bestehen. Keine dieser reinen Informationskampagnen wurde unseres Wissens hinsichtlich ihrer Wirksamkeit evaluiert.

Hingegen gibt es zwei Evaluationen von erzieherisch-informierend ausgerichteten Unterrichtseinheiten. Die Studie von Eser-Davolio **FREMDENFINDLICHKEIT, RASSISMUS UND GEWALT – EINSTELLUNGSVERÄNDERNDEN SCHULPROJEKT MIT BERUFSCHÜLERN** prüfte mit einem quasi-experimentellen Design, inwiefern ein 2-tägiges erlebnispädagogisches Programm Vorurteile gegen Asylbewerber abbauen und Antisemitismus entgegenwirken kann (Eser-Davolio 2000). Die Ergebnisse unmittelbar nach der Durchführung waren positiv. Ein Jahr nach dem Programm waren aber bezüglich Vorurteilen gegen Ausländer keine Effekte und bezüglich Antisemitismus ein negativer Effekt zu beobachten. Eine weitere Evaluation des von der Schweizerischen Flüchtlingshilfe angebotenen Sensibilisierungsprogramms **SOLIDARITÄT IST LERNBAR** zeigte zwar einen Wissenszuwachs, aber keine Verbesserung hinsichtlich Empathie und Vorurteilen.²¹

Diese Befunde entsprechen den Ergebnissen der internationalen Forschung, welche generell feststellt, dass Informationskampag-

nen zur Reduktion von Gewalt nicht geeignet sind. Dies scheint unabhängig von der Intensität, der Darreichungsform und auch des Inhaltes der Kampagnen zu gelten. Informationskampagnen können Wissen vermitteln und auf Probleme aufmerksam machen, eignen sich aber kaum dazu, langfristige Verhaltensänderungen herbeizuführen.

Ein Projekt, das Komponenten der herkömmlichen Erziehung enthält, aber in seiner Intensität und didaktischen Komplexität klar über einen blossen Ansatz der Wissensvermittlung hinausgeht, ist die laufende Studie von Oser zur **PRÄVENTION VON RECHTSEXTREMISMUS UND ETHNISCHER GEWALT IN SCHULEN DER OBERSTUFEN** (15- bis 17-Jährige).²² In dem Projekt wird zunächst ein Lehrerbildungsprogramm entwickelt, welches auf Prinzipien der Friedenserziehung basiert. Es wird anschliessend über einen Zeitraum von 3 bis 4 Monaten vermittelt. Die Anlage der Studie mit einem Kontrollgruppendesign wird es erlauben zu beurteilen, ob sich die Wahrnehmungsmuster und die Gewaltbereitschaft von Jugendlichen durch eine qualitativ hochwertige und gut umgesetzte Friedenserziehung positiv verändern lassen. Erste Ergebnisse sind im Herbst 2006 zu erwarten.

Mediations- und Konfliktlösungsprogramme

Seit etwa 10 Jahren haben **MEDIATIONS-, PEACEMAKER-, UND STREITSCHLICHTERPROGRAMME** in der Schweiz grosse Verbreitung gefunden.²³ Der Grundgedanke ist, ältere und vorbildliche Schüler darin auszubilden, bei Konflikten einzugreifen, schwächere Schüler zu schützen, und wenn nötig Hilfe bei Lehrpersonen zu suchen. Mediations- und Peacemakerprojekte werden in allen Altersstufen vom Kindergarten bis zur Oberstufe angeboten. In der deutschsprachigen Schweiz handelt es sich meist um lokale Projekte in einzelnen Schulen. In der französischen und italienischen Schweiz wurde zwischen 2001 und 2003 ein interkantonales Projekt zur Förderung einer Mediationskultur umgesetzt.²⁴

In der Schweiz wurden bisher keine methodisch abgestützten Ergebnisevaluationen von Mediationsprogrammen durchgeführt –

Schulmediation ist in der Schweiz beliebt – die Wirkung ist unsicher

²¹ <http://www.bebi.ch/webseiten/seminare/sfh/Schlussb.pdf>

²² Vgl. die Kurzbeschreibung im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 40+: <http://www.nfp40plus.ch>

²³ Beispielsweise angeboten durch das National Coalition Building Institute Schweiz (www.ncbi.ch) oder das Programm *Peace-Force* von Roland Gerber (www.heureka-beratung.ch/peace.htm)

²⁴ Das réseau respect, vgl. www.reseau-respect.ch

es gibt keine Kenntnisse, ob diese Programme wirksam sind. Die internationale Forschungsliteratur kommt bezüglich der Wirksamkeit dieser Programme zu unterschiedlichen Befunden. Eine 1989 durchgeführte systematische Analyse von 14 evaluierten Studien fand bei keinem Projekt positive Auswirkungen auf Gewalt und Konflikt (Lam 1989). Keine Wirkung wurde auch in den meisten jüngeren Studien gefunden (vgl. z.B. Orpinas, Kelder, Frankowski, Murray, Zhang, und McAlister 2000).

Hingegen gibt es positive Evaluationsergebnisse für Programme, welche intensiv betreut werden und mit Elementen des Sozialkompetenztrainings ergänzt sind. Dies gilt beispielsweise für das Programm **RIPP (RESPONDING IN PEACEFUL AND POSITIVE WAYS)**, das in multikulturellen Schulen in den USA bei 6. bis 8. Klassen geprüft wurde.²⁵ Es ist zu beachten, dass das Programm eine 5-tägige Ausbildung der Vermittler sowie wöchentlich eine 45-minütige Unterrichtslektion in Sozialkompetenzen voraussetzt – eine Intensität, die kein Mediationsprogramm in der Schweiz erreicht.

Sozialkompetenzprogramme

Versuche zur Förderung von Sozialkompetenz in der Schweiz

Eine Neuerung der letzten Jahre ist die versuchsweise Einführung von Programmen zur Förderung von Sozialkompetenzen im Kindergarten- und Grundschulalter. Unseres Wissens sind gegenwärtig in der Schweiz drei Feldversuche im Gang, welche solche Programme wissenschaftlich evaluieren.

An 60 Kindergärten in Bern wird gegenwärtig unter Leitung von Francoise Alsaker eine überarbeitete und verbesserte Version des **BERNER PRÄVENTIONSPROGRAMMS GEGEN MOBBING IN KINDERGARTEN UND SCHULE** überprüft. Das Programm basiert auf einem Training von Lehrkräften, welche ihrerseits die einzelnen Präventionsschritte mit ihren Schülerinnen und Schülern erarbeiten. Im Verlauf von 5 bis 6 Sitzungen werden Themen eingeleitet, welche in den jeweiligen Klassen von den Lehrkräften umgesetzt werden. Zu diesen Themen gehören: Früherkennung, Thematisieren, Verhaltensverträge, konsequentes (positives und negatives) Sanktionieren sowie Stärkung von sozialen Fertigkeiten.

In der Stadt Zürich wird seit Herbst 2005 im Rahmen eines randomisierten Feldversuchs das erstmals ins Deutsche übertragene Sozialkompetenzprogramm PATHS (deutsch: **PFAD**) bei 60 Schulklassen des zweiten Schuljahrganges während eines Jahres erprobt. Aufgrund des grossen Anteils von ausländischen Kindern in vielen Primarschulen der Stadt Zürich wird dieses Projekt auch darüber Auskunft geben, ob sich solche Programme in ethnisch-kulturell heterogenen Quartieren bewähren. Die Umsetzung von PFAD wird im Sinne einer Qualitätssicherung intensiv begleitet.

Schliesslich wird im Rahmen des Forschungsprojektes **ESSKI – ELTERN UND SCHULE STÄRKEN KINDER** der Fachhochschule Aargau Nordwestschweiz, FHA, dem Institut für Familienforschung und Beratung der Universität Fribourg, der Pädagogischen Hochschule Zürich, PHZH, und der Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme, SFA, eine Ausbildung der Lehrpersonen in der Umsetzung des Programms **FIT UND STARK FÜRS LEBEN** realisiert.

Diese drei Forschungsprojekte werden in den nächsten Jahren erstmals empirisch abgestützte Folgerungen darüber zulassen, inwiefern Sozialkompetenzprogramme auf verschiedenen Altersstufen positive Wirkungen erzielen.

²⁵ Vgl. <http://modelprograms.samhsa.gov/pdfs/FactSheets/RiPP.pdf>

Fazit

- Eine frühe – d.h. im 3. bis 5. Altersjahr – Förderung der kognitiven und sozialen Entwicklung von Kindern aus benachteiligten Verhältnissen und mit einer Belastung durch Risikofaktoren in vorschulischen Programmen und unter Einbezug der Eltern stellt ein wirksames Mittel dar, ihre psychosoziale Entwicklung zu fördern, ihre schulischen Chancen zu verbessern und langfristig Problemverhalten vorzubeugen. In den Niederlanden und Grossbritannien existieren bereits solche Programme in ethnisch-kulturell heterogenen, benachteiligten Stadtkreisen. Entsprechende Programme in der Schweiz sind in Erwägung zu ziehen.
- Programme zur Förderung kognitiver und sozialer Kompetenzen, welche das Einüben solcher Kompetenzen im schulischen Alltag einschliessen, haben sich in vielen Evaluationen als wirksam erwiesen. Es scheint sinnvoll, dass zukünftige Massnahmen vermehrt solche Programme berücksichtigen sollten.
- Besondere Herausforderungen stellen sich in Schulen, welche durch einen hohen Anteil von Kindern mit erhöhten Risikofaktoren gekennzeichnet sind. Dies sind oft Schulen in unterprivilegierten städtischen Quartieren mit einer hohen Fluktuation der Wohnbevölkerung und einem hohen Anteil von Familien mit Migrationshintergrund. In solchen Schulen ist es oft schwieriger, Eltern für eine Unterstützung schulischer Prävention zu gewinnen. Diesem Problem sollte vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt werden.

6 Prävention in Nachbarschaft und Freizeitbereich

In allen Schweizer Städten bestehen zwischen Wohnquartieren erhebliche Unterschiede in der Häufigkeit von Jugendgewalt. Sie sind mit einer Reihe von sozialen Merkmalen verknüpft. Hierzu gehören vor allem das Ausmass **SOZIALER BENACHTEILIGUNG** (z.B. gemessen durch Arbeitslosenquote, Sozialhilfeempfänger, unqualifizierte Berufe), eine **HOHE ETHNISCHE HETEROGENITÄT** (d.h. ein hoher Anteil verschiedener ethnisch-kultureller Gruppen) sowie eine **HOHE FLUKTuation DER WOHNBEVÖLKERUNG** (d.h. eine hohe Frequenz von Umzugsbewegungen). Oft kommen in Quartieren mit einer hohen Gewalthäufigkeit mehrere belastende Risikofaktoren zusammen. Nachbarschaftsbasierte und multizentrische Prävention setzt bei dieser Ausgangslage an.

Nachbarschaften und Gewalt

Kollektive Wirksamkeit in Wohnquartieren

Zu einem beträchtlichen Teil rührt die erhöhte Belastung davon, dass in diesen Quartieren mehr Familien wohnen, bei denen individuelle und familiäre Probleme bestehen. Das Quartier hat hier eigentlich keine direkte Bedeutung, es widerspiegelt bloss die Auswirkungen des Wohnungsmarktes. Viele Forschungsbefunde weisen aber darauf hin, dass Nachbarschaften auch als ursächliche Risikofaktoren eine Rolle spielen. Der wichtigste neuere Ansatz zur Erklärung dieses Zusammenhanges stammt von Sampson, Raudenbush und Earls (1997; 1999). Sie argumentieren, dass **KOLLEKTIVE WIRKSAMKEIT** im Sinne des gegenseitigen Vertrauens und der Bereitschaft, sich aktiv für geteilte Anliegen einzusetzen, der zentrale Mechanismus ist, der zu unterschiedlichen Raten von Jugendgewalt in städtischen Quartieren führt. Geringe kollektive Wirksamkeit eines Wohnviertels kann beispielsweise bedeuten, dass die Netzwerke zwischen Eltern weniger intensiv sind, dass sich Eltern weniger für schulische und quartierbezogene Aktivitäten einsetzen, dass Erwachsene Anzeichen von Problemverhalten weniger Beachtung schenken, oder dass das Vertrauen zwischen verschiedenen Gruppen einer Nachbarschaft gering ist. In der Regel

sind solche Risikofaktoren heute in der Schweiz in Quartieren mit einem überdurchschnittlichen Ausländeranteil höher ausgeprägt.

Nachbarschaftsorientierte Präventionsprogramme können zum einen darauf ausgerichtet sein, als **MULTIZENTRISCHE PROGRAMME** mehrere Ebenen von Risikofaktoren (Familie, Schule und Freizeit) gleichzeitig anzusprechen und derart die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen zu fördern. Zum anderen können Präventionsprogramme bemüht sein, **KOLLEKTIVE WIRKSAMKEIT** in einem Quartier zu stärken und Prozesse in Gang zu setzen, durch die eine effektivere Problemlösung ermöglicht wird.

Typen nachbarschaftlicher Prävention

Das Feld von quartierbasierten Präventionsmassnahmen ist ausserordentlich vielfältig. Gleichzeitig ist über die Wirksamkeit nachbarschaftlicher Prävention weniger gesichertes Wissen vorhanden als bei familiären oder schulischen Massnahmen. Im Folgenden werden fünf Programme beschrieben, welche relativ gut erforscht sind und für weitere Überlegungen in der Schweiz von Interesse sein könnten (Tabelle 12).

Mobilisierungsmodelle – Communities that Care

Wir haben im Kapitel «evidenzbasierte Prävention» die Grundprinzipien der Zusammenarbeit zwischen Forschung und Praxis bei der Auswahl und Realisierung von wirksamen Präventionsprogrammen beschrieben. Für Gemeinden, Quartiere oder Städte stellt sich das Problem, diese Ideen konkret umzusetzen und auf ihre Bedürfnisse anzupassen. Dies gilt vor allem in Quartieren mit einer hohen Belastung durch Risikofaktoren, wo eine Mobilisierung der Gemeinschaft für geteilte Anliegen oft sehr schwierig ist.

Beispiel I: Communities that Care

Das weltweit wohl am besten erprobte und in 500 amerikanischen Nachbarschaften sowie in England, Australien und neun holländischen Städten erfolgreich umgesetzte Instrument, um dieses Problem zu lösen, ist das Programm **COMMUNITIES THAT CARE** von David Hawkins und Richard Catalano (Hawkins, Catalano, und Arthur 2002).²⁶

Angebot

Communities that Care ist kein Präventionprogramm, sondern ein Modell, wie lokale Gemeinschaften zusammen arbeiten können, um

- ein gemeinsames Vorgehen unter Einschluss aller relevanten Gruppen zu entwickeln,
- zu bestimmen, welche Risiko- und Schutzfaktoren in ihrem Umfeld die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen beeinflussen,
- sich besonders jenen Faktoren zuzuwenden, wo der grösste Handlungsbedarf besteht,
- die bestehenden lokalen Ressourcen und allfällige Lücken zu ermitteln,
- ein Präventionskonzept zu entwickeln, das evidenzbasierte Programme den lokalen Bedürfnissen angepasst umsetzt,
- die Massnahmen umzusetzen und zu evaluieren.

Ein zentrales Element von Communities that Care ist die aktive Beteiligung von Quartierorganisationen und -mitgliedern bei der Identifi-

kation der Probleme und der Planung und Umsetzung von Massnahmen. Zu diesem Zweck wird in der Regel eine Steuerungsgruppe von 15 bis 25 Mitgliedern eingesetzt, in der alle Bevölkerungsgruppen eines Quartiers (z.B. Minderheiten, Eltern, Schule, Polizei, Unternehmer, Kirchen) repräsentiert sind. Zentral ist hierbei, dass sie zunächst in einem rund 30-stündigen Ausbildungsprogramm lernen, relevante Informationen über ihr Quartier zu verarbeiten, sich mit evidenzbasierten Präventionsprogrammen auseinanderzusetzen und die Probleme einer qualitativ guten Umsetzung zu erkennen. Communities that Care stellt hierfür relevantes Fachwissen zur Verfügung, hilft bei der Mobilisierung von finanzieller und organisatorischer Unterstützung und begleitet den Prozess mit ausgebildeten Fachpersonen.

Da Communities that Care kein Präventionsprogramm, sondern ein Modell der Identifikation und Umsetzung von verschiedenen Massnahmen ist, kann seine Wirksamkeit kaum bestimmt werden. Evaluationen in Grossbritannien und den Niederlanden zeigen, dass der Erfolg sehr unterschiedlich sein kann (France and Crowe 2005; Jonkman, Junger-Tas und van Dijk, 2005). Er hängt unter anderem davon ab, wie gut die Steuerungsgruppe zusammenarbeitet und tatsächlich Zeit in das

Wirksamkeit

Tabelle 12: Grundmodelle der nachbarschaftsorientierten Prävention

Art des Programms	Alter	Bemerkungen
Communities that Care	alle Altersstufen	Kein Programm, sondern Prozessmodell für wirksame Prävention
Multizentrische Präventionsprogramme	6-18	Universell, selektiv und indiziert einzelne Programme mit gutem Wirkungsnachweis
Multisystemische Therapie	14 bis 18	Indiziert; guter Wirkungsnachweis
Erwachsene Mentoren («Göttis»)	6 bis 18	Selektiv und indiziert
Programme zur Strukturierung von Freizeitaktivitäten	10 bis 18	Universell und selektiv
Problemorientiertes Community Policing	10 bis 18	Universell und selektiv

²⁶ Für weitere Informationen vgl. z.B. <http://www.communitiesthatcare.org.uk>

Programm investiert wird, ob finanzielle und organisatorische Ressourcen für die Realisierung von Massnahmen gefunden werden können und ob die Steuerungsgruppe durch andere Institutionen (Schule, Gemeinde, etc.) unterstützt wird.

Multizentrische Präventionsprogramme

Auf mehreren Ebenen gleichzeitig ansetzen

Zwei wichtige Erkenntnisse der lebenslauforientierten Gewaltforschung sind, dass Gewalt oft das Ergebnis des Zusammenwirkens von familiären, schulischen und nachbarschaftlichen Risikofaktoren ist und dass je nach Ausmass des Problemverhaltens unterschiedlich intensive und der Situation angepasste Interventionen am ehesten Erfolg versprechen.

Von diesen Erkenntnissen ausgehend, wurden in den letzten 20 Jahren Ansätze entwickelt, welche mehrere Ebenen gleichzeitig ansprechen. Das grösste und ehrgeizigste dieser Studien ist das Projekt **FAST TRACK** der Conduct Problems Prevention Research Group, einem Zusammenschluss von renommierten Entwicklungs- und Präventionsforschenden von vier amerikanischen Universitäten.²⁷ Im Rahmen des Projektes erhalten die Kinder in der Interventionsgruppe ab der ersten Klasse der Grundschule über einen Zeitraum von 10 Jahren ein umfassendes Präventionsprogramm, das nach altersspezifischen Bedürfnissen abgestuft ist. Im Primarschulalter erhalten alle rund 3500 Kinder das Sozialkompetenzprogramm PATHS (siehe oben). Für Kinder, bei welchen nach einer sorgfältigen Abklärung von einem erhöhten Risiko für externalisierendes Problemverhalten ausgegangen werden kann, kommen gruppenbasierte Elternbildungsprogramme, Hausbesuche, sowie Kurse zur Förderung von Lesefähigkeiten und sozialen Kompetenzen hinzu.

Im Jugendalter (6. bis 10. Klasse) verlagert sich der Schwerpunkt zu Präventionsmassnahmen, welche ausschliesslich in der Hochrisikogruppe angeboten werden und auf individuelle Bedürfnisse abgestimmt sind. Hierzu gehören schulische Förderungsprogramme, erwachsene Mentoren, die Unterstützung strukturierter Freizeitaktivitäten im Quartier, Bewältigung von familiären Problemen, sowie das Vermitteln von Kontakten zu Institutionen in der Nachbarschaft (Ämter, weiterführende Schulen, etc).

Für die zwischen 1991 und 1993 begonnene Studie liegen inzwischen zahlreiche Evaluationsergebnisse vor.²⁸ Sie zeigen, statistisch abgesichert,

- eine erhebliche Verbesserung von sozialen und kognitiven Kompetenzen,
- weniger aggressives Verhalten zu Hause, in der Schule und in der Freizeit,
- dass weniger Kinder in Sonderklassen unterrichtet werden müssen,
- weniger Festnahmen im Jugendalter,
- deutlich weniger Diagnosen von Verhaltensstörungen.

Positive Effekte können für Knaben und Mädchen sowie für Angehörige aller ethnischen Gruppen beobachtet werden. Aufgrund dieser Ergebnisse wurde das Grundmodell von Fasttrack in verschiedenen Schulen der USA, Grossbritanniens und Kanadas übernommen.

Multisystemische Therapie

Ein zweiter Ansatz, der auf mehreren Wirkungsebenen einschliesslich der Nachbarschaft ansetzt und einen wissenschaftlich gut abgestützten Wirkungsnachweis hat, ist die **MULTISYSTEMISCHE THERAPIE**.²⁹ Sie wurde in den späten 1970er Jahren von Scott Henggeler (Medical University of South Carolina) vor dem Hintergrund der Beobachtung entwickelt, dass bestehende therapeutische Massnahmen für jugendliche Straftäter in der Regel wirkungslos und teuer sind.

Multisystemische Therapie ist eine intensive familien- und kontext-basierte Behandlung, welche die verschiedenen Ebenen von schwerem antisozialen Verhalten bei Jugendlichen (12 bis 17 Jahre) gleichermassen berücksichtigt. Sie basiert auf dem sozialökologischen Modell von Bronfenbrenner. Der multisystemische Ansatz betrachtet Jugendliche als Individuen, welche in ein Netzwerk von Wirkungsebenen eingebunden sind, welches Familie, Gleichaltrige, Schule und Quartier umfasst. Multisystemische Therapie ist darauf angelegt, Risikofaktoren auf allen in Kapitel 2 erwähnten Ebenen wirksam anzugehen.

Beispiel II: Multisystemische Familientherapie

Theoretischer Hintergrund

²⁷ Für weiterführende Informationen vgl. die Website <http://www.fasttrackproject.org>

²⁸ Vgl. die Publikationsliste unter <http://www.fasttrackproject.org/publications.htm>

²⁹ Für weiterführende Information vgl. <http://www.mstservices.com>

Multisystemische Therapie verbindet folgende Ebenen:

- familienbezogene Interventionen (Erziehungspraktiken, Paarbeziehung, psychische Störungen, Substanzmissbrauch der Eltern)
- Veränderung der Beziehung zu Gleichaltrigen
- Förderung der leistungsbezogenen und sozialen Kompetenz in der Schule
- Durchführung von individuellen Interventionen
- Unterstützung der Familie durch staatliche Institutionen

Implementierung und Zugang

Um die Zugangsschwelle zum Behandlungsangebot möglichst tief zu halten und den Verbleib in der Therapie zu optimieren, wird Multisystemische Familientherapie üblicherweise bei der Familie des Jugendlichen zu Hause angeboten. Eine Therapie beinhaltet mehrere Hausbesuche pro Woche und dauert in der Regel 4 Monate. Sie ist damit ein intensives aber relativ kurz dauerndes Programm.

Bei der Umsetzung der Therapie wird ein grosses Gewicht auf systematische und umfassende Qualitätssicherung gelegt.

Nachgewiesene Effekte

Multisystemische Therapie wurde bisher in acht randomisierten Kontrollgruppenversuchen auf seine Wirksamkeit geprüft. Zu den wissenschaftlich dokumentierten Ergebnissen gehören

- Rückgang von Verhaltensproblemen unmittelbar nach der Therapie
- Langfristiger Rückgang von erneuten Festnahmen durch die Polizei um 20 bis 70 Prozent im Vergleich zur Kontrollgruppe
- Reduktion um 47 bis 64 Prozent von Platzierungen in Pflegefamilien oder Heimen
- Verbesserung des Familienklimas und des familiären Zusammenlebens
- Reduktion psychischer Auffälligkeiten der jugendlichen Straftäter

Erwachsene Mentoren

Das Fehlen einer erwachsenen Vertrauensperson, welche einen Heranwachsenden begleitet und unterstützt, gehört zu den zentralen Risikofaktoren für problematische Entwicklungen. Hierauf basieren selektive Präventionsprogramme, welche Kinder in einer instabilen Familiensituation mit sorgfältig ausgewählten und motivierten erwachsenen Mentoren oder «Göttis» zusammenführen.

In den USA ist dieser Ansatz als **BIG BROTHERS – BIG SISTERS, BBBS**, bekannt. Es ist ein auf seine Wirksamkeit hin mehrfach evaluierter Ansatz. Er richtet sich an Kinder und Jugendliche von Alleinerziehenden im Schulalter (6 bis 18 Jahre). Ziel des Programms ist es, Alleinerziehenden eine Erziehungsbeihilfe zu gewähren und den betroffenen Kindern und Jugendlichen sinnvolle Freizeitbeschäftigungen zu eröffnen.³⁰

Beispiel III: Big Brothers – Big Sisters

BBBS zeichnet sich durch rigorose Standards bei der Zusammenführung von Mentor und betreutem Kind aus. Zunächst werden potentielle Freiwillige über das Programm orientiert, wonach sie auf ihre Eignung hin untersucht werden. Der Eignungstest umfasst eine schriftliche Bewerbung, ein ausführliches Bewerbungsgespräch, eine Überprüfung des biographischen Hintergrunds sowie ein Augenschein beim Bewerber zu Hause. Hierdurch sollen Bewerber abgehalten werden, die ihren Schützling psychisch oder physisch gefährden könnten, sowie Bewerber, die nicht in der Lage sind, eine nachsichtige Beziehung aufzubauen oder die nötige Zeit aufzubringen. Voraussetzung der Teilnahme der Kinder und Jugendlichen ist eine schriftliche Bewerbung, worauf sie, wie auch ihr erziehender Elternteil, zu einem persönlichen Gespräch eingeladen werden. Auch hier nimmt der Fallbearbeiter, dem der gesamte Selektions- und Zusammenführungsprozess obliegt, einen Augenschein vor. Damit wird sichergestellt, dass die für das Kind am besten geeignete Vertrauensperson gefunden werden kann. Bei der eigentlichen Zusammenführung werden neben den Bedürfnissen des Kindes, bzw. Jugendlichen und den Fähigkeiten des Freiwilligen auch die Wünsche des Elternteils berücksichtigt.

Angebot und Umsetzung

Mentor oder Mentorin und Schützling treffen sich in der Regel 3 bis 5 Stunden pro Woche während mindestens eines Jahres. Spezifische Ziele und Tätigkeiten werden zusammen mit dem Fallbearbeiter besprochen. Es wird festgelegt, worauf besonders geachtet werden muss, damit die Beziehung für beide (nicht nur für das Kind) bereichernd und befriedigend verläuft. Spezifischer kann es auch darum gehen, schulisch voranzukommen, den Horizont zu erweitern, Beziehungen zu anderen Kindern oder Jugendlichen aufzubauen etc.

³⁰ Die Website des Programms findet man unter: <http://www.bbbsa.org>. Eine Übersicht über die Forschungsergebnisse findet man unter McGill, D.E., Mihalic, S.F., & Grotper, J. K. (1998). Blueprints for Violence Prevention, Book Two: Big Brothers Big Sisters of America. Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence (www.colorado.edu/cspv/blueprints/model/programs/BBBS.html).

Wirksamkeit

Für das BBBS-Programm liegen Evaluations-ergebnisse aufgrund eines Kontrollgruppen-
designs vor (1000 Programmteilnehmende;
1992/93 realisiert). Nach 18 Monaten wiesen
Programmtteilnehmende eine 46% tiefere Rate
von Drogengebrauch auf (bei Jugendlichen
aus ethnischen Minderheiten betrug dieser
Unterschied gar 70%) als die Kontrollgruppe,
bei Alkohol betrug der Unterschied 27%. Sie
neigten zu rund 30% weniger zu Gewalt, er-
zielten dafür bessere schulische Leistungen
und waren der Schule gegenüber auch positiver
eingestellt. Die Qualität ihrer Beziehung zu
ihren Eltern (oder einem Elternteil) aber auch
zu Gleichaltrigen erwies sich als signifikant
besser im Vergleich zur Kontrollgruppe.

Strukturierte Freizeitaktivitäten

*Reine Freizeit-
programme sind
nicht wirksam –
ein klarer Bezug
zu Erziehungs-
zielen ist wichtig*

Eine weitere Gruppe von Programmen,
die als vielversprechend eingestuft werden
können, sind Massnahmen zur Strukturierung
von Freizeitaktivitäten bei Kindern und Ju-
gendlichen in benachteiligten und ethnisch
heterogenen Stadtquartieren.

Programme, die in diesem Bereich eva-
luiert wurden und positive Ergebnisse vorwei-
sen können, sind durchwegs für Kinder und
Jugendliche attraktive, aber auf klare **ERZIE-
HERISCHE ZIELE** ausgerichtete, **SOZIALE
KOMPETENZEN STÄRKENDE** und **DIE EL-
TERN EINBEZIEHENDE** Programme.

Nach bisherigem Kenntnisstand ohne
GEWALTPRÄVENTIVEN NUTZEN sind dem-
gegenüber Programme, die sich weitgehend
auf das Anbieten von Freizeitaktivitäten be-
schränken. Auch hier ist der Forschungsstand
jedoch spärlich.

BOYS AND GIRLS CLUBS OF AMERICA,
ein Programm zur ausserschulischen Förde-
rung von Kindern und Jugendlichen in margi-
nalisierten Stadtteilen der USA, ist relativ gut
evaluiert.³¹ Als Jugendzentren konzipiert, bie-
ten diese Programme Kurse in sechs Bereichen
an: künstlerische Aktivitäten, Weiterbildung
und Unterstützung bei Schulaufgaben, frei-
willige Hilfe im Quartier und demokratische
Willensbildung, soziale und kognitive Kom-
petenzen, Sportaktivitäten sowie technologi-
sche Kompetenzen.

Zur Wirksamkeit dieser strukturierten
Aktivitätsprogramme liegen mehrere positive
Evaluationen mit einem guten Forschungs-
design vor (Schinke, Orlandi, und Cole 1992).
Ergebnisse zeigen, dass Jugendliche, welche
an den Programmen teilnahmen, ihren Dro-
genkonsum reduzierten, bessere Schulleistun-
gen aufwiesen, verbesserte Kontakte mit ih-
ren Eltern hatten und weniger häufig von der
Polizei festgenommen wurden.

Problemorientiertes «community policing»

Auf der Ebene von nachbarschaftsorien-
tierter Prävention von Jugendgewalt ist die
Polizei ein wichtiger Partner. Zwar hat nach ei-
ner Welle des Enthusiasmus in den 1990er Jah-
ren die Begeisterung für **COMMUNITY POLI-
CING** als Modell für nachbarschaftsorientierte
Polizeiarbeit eher wieder nachgelassen. Aber
es gibt nachbarschaftsorientierte Ansätze,
welche auf theoretischen Überlegungen zu
Risiko- und Schutzfaktoren basieren und alles
in allem als vielversprechend beurteilt werden.

Ein wichtiger Ansatz geht von der Beob-
achtung aus, dass Jugenddelinquenz in Quar-
tieren hoch ist, in denen die Bereitschaft der
Bevölkerung tief ist, sich an Recht und Ord-
nung zu halten, die Neigung zur Zusammen-
arbeit mit der Polizei gering ist und die Poli-
zei wenig Vertrauen genießt. In der Schweiz
wie in allen westlichen Gesellschaften ist das
Misstrauen gegenüber der Polizei unter im-
migrierten Minderheiten besonders hoch und
die Bereitschaft zu einer gemeinsamen Prob-
lembewältigung tief. Daher scheint es vielver-
sprechend, in ethnisch durchmischten und
wirtschaftlich benachteiligten Stadtquartie-
ren eine verbesserte **VERTRAUENS BASIS**
zwischen Bevölkerung und Polizei zu schaf-
fen. Hierbei ist es nach Ergebnissen von Sko-
gan (Skogan und Hartnett 1999) wichtig, alle
Bevölkerungsgruppen in den Prozess der Prob-
lemidentifikation und der Problemlösung ein-
zubinden und zu beteiligen. Derartige Pro-
gramme zur Bildung von Vertrauen haben
sich inzwischen in einigen Evaluationen als
wirksame Massnahmen zur Reduktion von
Kriminalität erwiesen, obwohl die Evidenzen
keineswegs eindeutig sind (Partenoster,
Brame, Bachman, und Sherman 1997).

**Vertrauen
zwischen Bevöl-
kerung und
Polizei aufbauen**

³¹ Für einen Eindruck vgl. z.B. <http://www.bgcb.org>

Quartierbezogene Prävention in der Schweiz

Nutzung bestehender Quartierstrukturen

In vielen Schweizer Städten haben Quartiere eine alte und lebendige Tradition von historisch verankerten Vereinen, lokalen öffentlichen Institutionen und Freizeitangeboten. Jedoch ist nicht zu übersehen, dass in den vergangenen 30 Jahren viele Quartiere eine massive Veränderung der Bevölkerungsstruktur erfahren haben, welche die lokalen Strukturen vor neue Herausforderungen stellen. So weisen viele Indikatoren darauf hin, dass innerhalb der Städte das Ausmass von räumlicher Segregation zugenommen hat und ethnisch-kulturelle Minderheiten stärker in einzelnen Wohnquartieren konzentriert sind. Bisherige Erfahrungen im Ausland und in der Schweiz zeigen, dass es in solchen Quartieren besonders schwierig ist, die Anwohner für Präventionsprogramme zu gewinnen.

Wir glauben allerdings, dass es wichtig ist, nachbarschaftsbasierte Prävention mit in die Überlegungen einzubeziehen. Es werden im Folgenden vier Projekte geschildert, welche aus unserer Perspektive interessante Ansätze verfolgen.

supra-f – ein multisystemischer evidenzbasierter Ansatz der indizierten Prävention

Beispiel IV: supra-f

Das bei Weitem grösste und wichtigste Präventionsprojekt mit einer multizentrischen Ausrichtung in der Schweiz ist das Forschungsprogramm **SUPRA-F DES BUNDESAMTES FÜR GESUNDHEIT**. Supra-f ist ein Programm zur Suchtprävention und Gesundheitsförderung bei gefährdeten Jugendlichen im Alter von 11 bis 20 Jahren in Gemeinden und basiert auf Prinzipien der evidenzbasierten Prävention.

Angebot

Es besteht aus 12 ambulanten supra-f-Zentren in der deutschen und französischen Schweiz. Hier sollen die Jugendlichen in schwierigen Lebenssituationen mit schulischen, sozialpädagogischen und psychologischen Interventionen so unterstützt werden, dass sich ihre Situation in Schule oder Berufslehre stabilisiert. Gleichzeitig werden eine Verbesserung des psychischen Befindens und eine Abnahme des Substanzkonsums angestrebt.

Entsprechend der oft mehrfachen Belastung von gefährdeten Jugendlichen bieten supra-f-Zentren in Koordination mit anderen Fachstellen eine Vielzahl sozialpädagogischer und schu-

lischer Förderungsmassnahmen an, wobei sich die Intensität des Angebotes zwischen Zentren unterscheidet. Zu den Angeboten gehören

- Stützunterricht
- Aufgabenhilfe
- Sprachförderung
- Kommunikations- und Sozialtraining
- Gruppengespräche
- Einzelberatung
- gemeinsames Mittagessen
- Freizeitgestaltung

Die Massnahmen unterscheiden sich in den verschiedenen Zentren je nach Bedürfnislage. Das Projekt **VERT.IGO** in Zürich, beispielsweise, richtet sich an Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 13 und 20 Jahren aus dem Quartier Grünau, die ohne Ausbildungs- oder Arbeitsplatz sind, Schul- oder Ausbildungsschwierigkeiten haben, andauernde Verhaltensauffälligkeiten zeigen (aggressives Verhalten, Ziel- und Orientierungslosigkeit, Delinquenz etc.) und/oder straffällig geworden sind. Das Zentrum bietet ein sozial und ökonomisch orientiertes Arbeits- und Integrationsprojekt mit geschützten, sozialpädagogisch begleiteten Ausbildungs- und Arbeitsplätzen, die in eine Tagesstruktur eingebettet sind.

Unter den als gefährdet eingestuft und der supra-f-Studie zugewiesenen Jugendlichen sind knapp die Hälfte ausländischer Nationalität.

Die ersten Ergebnisse weisen auf eine gute Wirksamkeit der Massnahmen hin. Im Vergleich zur Kontrollgruppe hatten die Teilnehmenden ein besseres aktives Bewältigungsverhalten. Zudem zeigte sich eine merkliche Reduktion von delinquentem Verhalten. Die Verbesserung konnte sowohl bei der jüngeren als auch bei der älteren Teilnehmergruppe beobachtet werden.

Wirkungen

Nachbarschaftliche Konfliktlösung

Ein interessantes Mehrebenenprojekt, das auch die Quartierebene einschliesst, ist das Präventionsprojekt **CHILI – DAS HEISSE KONFLIKTTTRAINING FÜR COOLE KÖPFE**, welches vom Schweizerischen Roten Kreuz seit 2000 angeboten wird. 1999 wurde chili erarbeitet und mit verschiedenen Pilotgruppen getestet. Anfänglich war es als einwöchiges Konflikttraining für 13- bis 20-Jährige konzipiert. Während des Trainings sollen sich Jugendliche ihrer Verhaltensmuster vor und in Konfliktsituationen bewusst werden und ihre Handlungskompetenzen im Umgang mit Konflikten

chili – das heisse Konflikttraining für coole Köpfe

erweitern. Das Training besteht aus verschiedenen Modulen: Konfliktbearbeitung, Selbstwahrnehmung sowie Kommunikation bilden die Themenschwerpunkte.

Inzwischen wurde das Kernprogramm durch ein Programm für Kinder (**CHILI FÜR KINDER**), ein Programm für Schulen und Schulgemeinden sowie ein Programm auf der Ebene von Stadtquartieren ergänzt. Am ersten umfassenden Schulhaus-Projekt nahmen im aargauischen Dottikon 650 Kinder und Jugendliche sowie alle Lehrkräfte teil. Im kulturell durchmischten Quartier Tscharnergut im Westen von Bern wurde erstmals **CHILI FÜR QUARTIERE** umgesetzt. Es existieren allerdings bisher keine Wirkungsevaluationen des Programms.

Auch die Angebote des Vereins **TASKFORCE INTERKULTURELLE KONFLIKTE TIKK** zielen darauf ab, Konflikte im öffentlichen Raum zu bearbeiten. TikK ist eine Beratungs- und Fachstelle für interkulturelle Konflikte und Gewalt im öffentlichen Raum. Es leistet vor Ort unmittelbare Hilfe und bietet Gemeinden, Schulen und anderen Organisationen neben direkter Unterstützung bei der Präventionsarbeit auch Weiterbildungskurse an. Thematisch reicht das Spektrum von Gewalt zwischen meist jugendlichen, gemischt-ethnischen Gruppierungen, über Vandalismus, Drohungen und Tötlichkeiten unter Annahme eines kulturellen Hintergrundes bis hin zu Übergriffen auf Ausländerinnen und Ausländer, z.B. von Seiten der Polizei. Über die Wirksamkeit liegen keine wissenschaftlich gesicherten Kenntnisse vor.

*Taskforce
interkulturelle
Konflikte –
TikK*

Fazit

- In sozial wenig privilegierten und ethnisch-kulturell stark durchmischten Quartieren ist die Mobilisierung der Wohnbevölkerung für Präventionsanliegen, der Aufbau von Vertrauen und die aktive Beteiligung aller Gruppen eine wichtige Voraussetzung für die Umsetzung von Präventionsmassnahmen. Gut umgesetzte Modelle der gemeinsamen Problemlösung nach dem Ansatz von Communities that Care können helfen, solche Prozesse in Gang zu setzen.
- Es ist gerade in ethnisch-kulturell durchmischten Quartieren anzustreben, dass Migrantinnen und Migranten sowie die Polizei gemeinsam in Präventionsprojekte, aber auch in Massnahmen der problemorientierten Polizeiarbeit einbezogen werden.
- Ein quartierbezogenes «Götti»-Programm, bei dem gefährdete Jugendliche mit Migrationshintergrund einen Mentor erhalten, ist eine in der bestehenden Forschung abgestützte Strategie, die weiter zu bedenken wäre.
- Angebote im Freizeitbereich sind nach aktuellem Wissensstand als Präventionsmassnahmen nur sinnvoll, wenn ihnen ein klarer und attraktiv umgesetzter pädagogischer Auftrag zugrunde liegt.

7

Erkenntnisse und Folgerungen

Im Folgenden werden die wichtigsten Erkenntnisse und Folgerungen dieses Berichtes zusammengefasst.

Kernaussagen zu evidenzbasierter Gewaltprävention

Es gibt kaum Individuen, die im Jugendalter unvermittelt anfangen, sich gewalttätig zu verhalten. Karrieren aggressiven Verhaltens beginnen meist in der Kindheit. Daher ist Prävention sinnvoll, die in frühen Lebensphasen einsetzt und sich am langfristigen Aufbau von Lebenskompetenzen orientiert.

Gewalt und Aggression sind ein Teilaspekt eines Bündels von externalisierendem Problemverhalten. Viele Risikofaktoren und Schutzfaktoren, welche die Wahrscheinlichkeit von Gewalt beeinflussen, gelten in ähnlicher Weise für viele andere Formen von externalisierendem Problemverhalten. Die Prävention von Jugenddelinquenz, von Drogenkonsum und von Gewalt sollten als Einheit im Rahmen einer Förderung von Lebenskompetenzen betrachtet werden.

Um die Prävention von Jugendgewalt in der Schweiz nachhaltig wirksamer zu gestalten, empfehlen wir in diesem Bericht einen Public-Health-Ansatz, der auf Prinzipien der evidenzbasierten Prävention beruht. Evidenzbasierte Gewaltprävention erfordert eine enge Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis sowie einen internationalen Austausch über Erfahrungen und Wissen.

Gewaltprävention, wie wir sie in diesem Bericht vorgestellt und empfohlen haben, ist Teil einer allgemeineren Gesundheitsförderung und fügt sich ein in Zielsetzungen im Bereich der Prävention von Substanzkonsum und der Förderung von psychischer und körperlicher Gesundheit. Bei der Umsetzung von Gewaltprävention sollte auf allen Altersstufen und in allen Interventionsbereichen auf mögliche Synergien mit anderen Präventionszielen geachtet werden.

Ein Weg zum Aufbau einer Kultur von evidenzbasierter Prävention in der Schweiz wäre die Schaffung einer Fachstelle auf

Bundesebene, welche Informationen über Forschungsergebnisse für die Praxis aufbereitet und beratend bei der Umsetzung und Evaluation von Prävention tätig ist.

Qualitativ hochwertige Umsetzung ist entscheidend dafür, dass die Ergebnisse von Programmen, welche sich in der Forschung als wirksam erwiesen haben, auch in die Praxis übertragen werden können. Eine gute Qualitätskontrolle von Gewaltprävention erfordert allerdings finanzielle und organisatorische Ressourcen.

Jugendliche mit Migrationshintergrund

Jugendliche mit Migrationshintergrund haben bei einer Reihe von familiären, schulischen, nachbarschaftlichen und individuellen Risikofaktoren eine erhöhte durchschnittliche Belastung. Wirksame Prävention sollte auf diese Risikofaktoren einwirken.

Insgesamt erfordert wirksame Gewaltprävention mit und für immigrierte Minderheiten nicht grundsätzliche andere inhaltliche Ansätze oder Programme als diejenigen, welche sich nach bisherigem Forschungsstand insgesamt als wirksam erwiesen haben.

Allerdings sind Gruppen mit Migrationshintergrund und wenig Bildungsressourcen in der Regel für die Beteiligung an Präventionsanliegen schwer zu motivieren. Viele bisherige Ansätze zum Erreichen immigrierter und bildungsferner Minderheiten sind enttäuschend verlaufen.

Eine sorgfältige Abklärung der besonderen Bedürfnisse und Ressourcen, Überlegungen zur allfälligen Anpassung von Programmen auf kulturelle Besonderheiten, sowie die Vorbereitung einer Präventionsmassnahme durch frühe Information und Einbezug von Minderheitenorganisationen können entscheidend helfen, eine Massnahme erfolgreich umzusetzen.

Präventionsbemühungen benötigen immer die aktive Unterstützung der jeweiligen Gemeinschaft. Bei bildungsfernen und kultu-

rell wenig assimilierten immigrierten Gruppen muss besonderes Gewicht darauf gelegt werden, langfristig ein Verständnis und eine aktive Unterstützung von Präventionsanliegen aufzubauen.

Ausserdem unterscheiden sich viele Migrantengruppen von der Schweizer Bevölkerung sowohl bezüglich Überzeugungen und Werthaltungen, welche für Gewaltprävention relevant sind (z.B. Erziehungsfragen, Erwartungen an die Schule, Vertrauen in staatliche Instanzen), wie auch hinsichtlich ihrer durchschnittlich geringeren Bildung und wirtschaftlichen Situation. Bei der Umsetzung von Gewaltprävention muss vermehrt auf diese Unterschiede Rücksicht genommen werden. Wo geboten, sind Präventionsprogramme an die jeweils spezifischen Bedürfnisse und Rahmenbedingungen anzupassen.

Integration von Präventionsmassnahmen

Wir haben in diesem Bericht gezeigt, dass evidenzbasierte Prävention auf drei Achsen unterschieden werden kann: (1) Auf der Zeitachse der individuellen Entwicklung vom Säugling zum Jugendlichen nach der Altersstufe, in der sie ansetzt; (2) auf der Achse der zu beeinflussenden Faktoren entsprechend der Ebene (d.h. Familie, Schule, Nachbarschaft), auf der Risikofaktoren reduziert oder Schutzfaktoren aufgebaut werden sollen; und (3) entlang der Achse der ins Auge gefassten Zielgruppen nach universeller, selektiver und indizierter Prävention.

Wir sind der Auffassung, dass darauf hin gearbeitet werden sollte, Prävention entlang aller drei Achsen aufeinander abzustimmen, um möglichst optimale Wirkungen zu erzielen. So legt etwa die bisherige Forschung nahe, dass sich mit zunehmendem Alter auch zunehmend selektive und indizierte Massnahmen eignen. Auch bei der präventiven Erschliessung der Lebenssphären empfiehlt sich ein nach Alter gestuftes Vorgehen, indem Frühprävention auf der Ebene der Familie ansetzt, während Schule und Nachbarschaft erst später erschlossen werden.

Teilbereich Familie

Die Förderung von elterlichen Erziehungskompetenzen in allen Lebensphasen ist ein wirksamer Beitrag zur universellen Prävention von Problemverhalten bei Kindern und Jugendlichen. Sie sollte in der Schweiz systematischer unterstützt werden.

Im Sinne einer breiten Frühförderung sollten zusätzliche Anstrengungen unternommen werden, durch eine intensive nicht-medizinische Unterstützung während und nach der Schwangerschaft gesundheitliche Risiken von gefährdeten Müttern zu reduzieren und Erziehungskompetenzen aufzubauen.

Angebote der Elternbildung, deren Wirksamkeit wissenschaftlich geprüft wurde und deren Umsetzung einer strengen Qualitätskontrolle unterliegt, sollten in der Schweiz breiter gefördert werden.

Universelle Prävention erreicht im familiären Bereich immer nur einen Teil der Zielgruppen. Sie sollte daher durch Angebote der selektiven und indizierten Prävention ergänzt werden. Beispielsweise ist darüber nachzudenken, in welchem Masse Eltern von straffälligen oder aggressiven Kindern und Jugendlichen zum Besuch relevanter Elternbildungsangeboten verpflichtet werden können.

Für Eltern mit Migrationshintergrund besteht eine klare Unterversorgung im Bereich der Elternbildung. Es ist geboten, mehr Anstrengungen zu unternehmen, so dass diese Gruppen erreicht werden. Insbesondere bedeutet dies, Elternbildungskurse in den verbreitetsten Migrantensprachen anzubieten.

Viele bestehende Angebote der Elternbildung wenden sich an Eltern von Kindern im Kindergarten oder Primarschulalter. Elternbildung für Eltern von Jugendlichen sollte vermehrt gefördert und hinsichtlich ihrer Wirkungen evaluiert werden.

Teilbereich Schule

Eine frühe – d.h. im 3. bis 5. Altersjahr erfolgende – Förderung der kognitiven und sozialen Entwicklung von Kindern aus benachteiligten Verhältnissen und mit einer Belastung durch Risikofaktoren in vorschulischen Programmen und unter Einbezug der Eltern stellt ein wirksames Mittel dar, ihre psychosoziale Entwicklung zu fördern, ihre schulischen Chancen zu verbessern und langfristig Problemverhalten vorzubeugen. In den Niederlanden und in Grossbritannien existieren bereits solche Programme in ethnisch-kulturell heterogenen benachteiligten Stadtkreisen. Wir regen an, entsprechende Programme in der Schweiz in Erwägung zu ziehen.

Programme zur Förderung kognitiver und sozialer Kompetenzen, welche das Einüben solcher Kompetenzen im schulischen

Alltag einschliessen, haben sich in vielen Evaluationen als wirksam erwiesen. Wir sind der Auffassung, dass zukünftige Massnahmen vermehrt solche Programme berücksichtigen sollten.

Besondere Herausforderungen stellen sich in Schulen, welche durch einen hohen Anteil von Kindern mit erhöhten Risikofaktoren gekennzeichnet sind. Dies sind oft Schulen in unterprivilegierten städtischen Quartieren mit einer hohen Fluktuation der Wohnbevölkerung und einem hohen Anteil von Familien mit Migrationshintergrund. In solchen Schulen ist es oft schwieriger, Eltern für eine Unterstützung schulischer Prävention zu gewinnen. Diesem Problem sollte vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Teilbereich Nachbarschaft / Quartier

In sozial wenig privilegierten und ethnisch-kulturell stark durchmischten Quartieren ist die Mobilisierung der Wohnbevölkerung für Präventionsanliegen, der Aufbau von Vertrauen und die aktive Beteiligung aller Gruppen eine wichtige Voraussetzung für die Umsetzung von Präventionsmassnahmen. Gut umgesetzte Modelle der gemeinsamen Problemlösung nach dem Ansatz von *Communities that Care* können helfen, solche Prozesse in Gang zu setzen.

Es ist gerade in ethnisch-kulturell durchmischten Quartieren anzustreben, dass Migrantinnen und Migranten sowie die Polizei gemeinsam in Präventionsprojekte, aber auch in Massnahmen der problemorientierten Polizeiarbeit einbezogen werden.

Ein quartierbezogenes «Götti»-Programm, bei dem gefährdete Jugendliche mit Migrationshintergrund einen Mentor erhalten, ist eine in der bestehenden Forschung abgestützte Strategie, die weiter zu bedenken wäre.

Angebote im Freizeitbereich sind nach aktuellem Wissensstand als Präventionsmassnahmen nur sinnvoll, wenn ihnen ein klarer und attraktiv umgesetzter pädagogischer Auftrag zugrunde liegt.

Im Bereich der selektiven Prävention scheinen besonders Ansätze der multisystemischen Therapie vielversprechend, welche verschiedene Lebensbezüge von Jugendlichen berücksichtigen und sozialpädagogische, familiäre und schulisch-berufliche Interventionen miteinander verbinden.

Zitierte Literatur

- Agnew, Robert. 1992. «Foundation for a General Strain Theory of Crime and Delinquency.» *Criminology* 30: 47–87.
- Bundesamt für Gesundheit/Office fédéral de la santé publique. 2004. *Entwicklungschancen fördern. Prävention zu Gunsten gefährdeter Kinder und Jugendlicher. Empfehlungen einer kollektiven Expertise*. Bern: BAG/OFSP.
- Bandura, Albert. 1973. *Aggression: A Social Learning Analysis*. Englewood Cliffs.
- Bronfenbrenner, Urie. 1979. *The Ecology of Human Development*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Burow, F., M. Asshauer und R. Hanewinkel. 1998. *Fit und stark fürs Leben. 1. und 2. Schuljahr. Persönlichkeitsförderung zur Prävention von Aggression, Rauchen und Sucht*. Leipzig: Ernst Klett Grundschulverlag.
1999. *Fit und stark fürs Leben. 3. und 4. Schuljahr. Persönlichkeitsförderung zur Prävention von Aggression, Rauchen und Sucht*. Leipzig: Ernst Klett Grundschulverlag.
- Cierpka, Manfred. 2004. *FAUSTLOS – Ein Curriculum zur Förderung sozial-emotionaler Kompetenzen und zur Gewaltprävention für den Kindergarten*. Göttingen: Hogrefe.
- Eisner, Manuel, Patrik Manzoni und Denis Ribeaud. 2000. *Gewalterfahrungen von Jugendlichen; Opfererfahrungen und selbst berichtete Gewalt bei Schülerinnen und Schülern im Kanton Zürich*. Aarau: Sauerländer.
- Eisner, Manuel, Patrik Manzoni, Denis Ribeaud und Ruth Schmid. 2003. *Wirksame Gewaltprävention und -intervention bei Kindern und Jugendlichen in der Stadt Zürich (Interner Bericht Stadt Zürich)*.
- Eisner, Manuel und Denis Ribeaud. 2003. «Erklärung von Jugendgewalt – eine Übersicht über zentrale Forschungsbefunde.» Pp. 182–206 in *Kriminalität und Gewalt im Jugendalter. Hell- und Dunkelfeldbefunde im Vergleich*, herausgegeben von J. Raithel und J. Mansel. Weinheim: Juventa.
- Edwards, Ruth W., Pamela Jumper-Thurman, Barbara A. Plested, Eugene R. Oetting, Louis Swanson. 2000. «Community Readiness: Research to Practice.» *Journal of Community Psychology*, 28 (3): 291–307.
- Engel, Uwe und Klaus Hurrelmann. 1998. *Was Jugendliche wagen*. Juventa. Weinheim.
- Eser Davolio, Miryam. 2000. *Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt. Festgehaltenes durch Projektunterricht verändern*. Bern: Haupt.
- Estrada, Felipe. 1997. «The Development of Juvenile Delinquency in Sweden.» *Nordisk Tidskrift for Kriminalvidenskab* 84: 153–169.
- Farrington, David P. 1998. «Predictors, Causes, and Correlates of Male Youth Violence.» Pp. 421–476 in *Youth Violence (Crime and Justice Vol. 24)*, edited by M. Tonry and M. H. Moore. Chicago: University of Chicago Press.
- Farrington, David P. and Brandon C. Welsh. 2002. «Family-Based Crime Prevention.» Pp. 22–55 in *Evidence-Based Crime Prevention*, edited by L. W. Sherman, D. P. Farrington, B. C. Welsh, and D. L. Mackenzie. London: Routledge.
- France, Alan und Iain Crow. 2005. «Using the Risk Factor Paradigm in Prevention: Lessons from the Evaluation of Communities that Care.» *Children and Society*, 19 (2): 172–184.
- Gelles, R.J. und M.A. Strauss. 1988. *Intimate Violence; The Causes and Consequences of Abuse in the American Family*. New York: Simon and Schuster.
- Gottfredson, Denise. 2001. *Schools and Delinquency*. Cambridge: Cambridge University Press.
2002. «School-based Crime Prevention.» Pp. 56–164 in *Evidence-Based Crime Prevention*, edited by L. W. Sherman, D. P. Farrington, B. C. Welsh, and D. L. Mackenzie. London: Routledge.
- Gottfredson, Michael T. und Travis Hirschi. 1990. *A General Theory of Crime*. Stanford: Stanford University Press.
- Greenberg, Mark T, Carol Kusché und S.F. Mihalic. 1998. *Blueprints for Violence Prevention, Book Ten: Promoting Alternative Thinking Strategies (PATHS)*. Boulder, CO: Center for the Study and prevention of Violence.
- Hawkins, David F., Richard F. Catalano und Mike Arthur. 2002. «Promoting science-based prevention in communities.» *Addictive Behaviors* 27: 951–976.

- Hawkins, David J., Todd Herrenkohl, David F. Farrington, Devon Brewer, Richard F. Catalano and Tracy W. Harachi. 1998. «A Review of Predictors of Youth Violence.» Pp. 106–146 in *Serious and Violent Offenders; Risk Factors and Successful Interventions*, edited by R. Loeber and D. P. Farrington. Thousand Oaks: Sage.
- Huizinga, David and Cynthia Jakob-Chien. 1998. «The Contemporaneous Co-Occurrence of Serious and Violent Juvenile Offending and Other Problem Behaviors.» Pp. 47–67 in *Serious and Violent Offenders; Risk Factors and Successful Interventions*, edited by R. Loeber and D. P. Farrington. Thousand Oaks: Sage.
- Jongman, Harrie B., Josine Junger-Tas and Bram van Dijk. 2005. «From behind dikes and dunes: communities that care in the Netherlands.» *Children and Society*, 18 (2): 105–116.
- Jessor, Richard, Mark S. Turbin, Frances M. Costa, Qi Dong, Hongchuan Zhang and Changhai Wang. 2003. «Adolescent Problem Behavior in China and the United States: A Cross-National Study of Psychosocial Protective Factors.» *Journal of Research on Adolescence* 13: 329ff.
- Kam, Chi Meng, Mark T. Greenberg and Carol A. Kusche. 2004. «Sustained Effects of the PATHS Curriculum on the Social and Psychological Adjustment of Children in Special Education.» *Journal of Emotional and Behavioral Disorders* 12: 66–78.
- Killias, Martin et P. Lamon. 2000. «La criminalité augmente avec des nuances.» *Crimscope*.
- Lam, J. A. 1989. *The impact of conflict resolution programs on schools: A review and synthesis of the evidence. Second edition.* Amherst, MA: National Association for Mediation in Education. ED 358 535.
- Loeber, Ralph and T.J. Dishion. 1983. «Early Predictors of Male Delinquency: A Review.» *Psychological Bulletin* 94: 68–99.
- Loeber, Ralph und Marc LeBlanc. 1990. «Toward a Developmental Criminology.» Pp. 375–473 in *Crime and Justice, An Annual Review*, edited by M. Tonry and N. Morris. Chicago: Chicago University Press.
- Loeber, Rolf and Dale Hay. 1997. «Key Issues in the Development of Aggression and Violence from Childhood to Early Adulthood.» *Annual Review of Psychology* 48: 371–410.
- Loeber, Rolf and Magda Stouthamer-Loeber. 1986. «Family Factors as Correlates and Predictors of Juvenile Conduct Problems and Delinquency.» Pp. 29–149 in *Crime and Justice (Vol. 7)*, edited by M. Tonry and N. Morris. Chicago: Chicago University Press.
- Lösel, Friedrich und Andreas Beelmann. 2003. «Effects of Child Skills Training in Preventing Antisocial Behavior: A Systematic Review of Randomized Evaluations.» *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 587: 84–109.
- Lösel, Friedrich und Thomas Bliesener. 2003. *Agression und Delinquenz unter Jugendlichen; Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen.* München: Luchterhand.
- McCord, Joan. 1991. «Family Relationships, Juvenile Delinquency, and Adult Criminality.» *Criminology* 29: 397–417.
- Meier, Ulrich. 1997. «Gewalt im sozialökologischen Kontext der Schule.» Pp. 225–260 in *Forschung über Gewalt an Schulen; Erscheinungsformen und Ursachen, Konzepte und Prävention*, herausgegeben von H. G. Holtappels, W. Heitmeyer, W. Melzer, and K.-J. Tillmann. Weinheim und München: Juventa.
- Mihalic, S.F. and K. Irwin. 2003. «Blueprints for Violence Prevention: From Research to Real-World Settings—Factors Influencing the Successful Replication of Model Programs.» *Youth Violence and Juvenile Justice* 1: 307–329.
- Moffitt, Terrie E., Avshalom Caspi, Michael Rutter and Phil A. Silva. 2001. *Sex Differences in Antisocial Behaviour; Conduct Disorder, Delinquency, and Violence in the Dunedin Longitudinal Study.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Olds, David L., C.C.R. Henderson, R. Chamberlin and R. Tatelbaum. 1986. «Preventing Child Abuse and Neglect: A Randomized Trial of Nurse Home Visitation.» *Pediatrics* 78: 65–78.
- Olweus, Dan. 1979. «Stability of Aggressive Reaction Patterns in Males: A Review.» *Psychological Bulletin* 86: 852–857.
- Orpinas, Pamela. 1999. «Who is violent? Factors associated with aggressive behaviors in Latin America and Spain.» *Pan American Journal of Public Health* 5: 232–244.
- Orpinas, Pamela, Steve Kelder, Ralph Frankowski, Nancy Murray, Qing Zhang and Alfred McAlister. 2000. «Outcome evaluation of a multi-component violence-prevention program for middle school students: The Students for Peace project.» *Health Education Research* 15: 45–58.
- Paternoster, Raymond, Bobby Brame, Ronet Bachman and Lawrence W. Sherman. 1997. «Do fair procedures matter? The

- effect of procedural justice on spouse assault.» *Law and Society Review* 31: 163–204.
- Petermann, Franz, Nicole Gerken, Heike Natzke und Hans-Jörg Walter. 2002. *Verhaltens-training für Schulanfänger*. Schöningh: UTB.
- Riedel, Marc und Wayne N. Welsh. 2002. *Criminal Violence: Patterns, Causes, and Prevention*. Los Angeles: Roxbury Press.
- Rössner, Dieter, Britta Bannenberg und Landeshauptstadt Düsseldorf. 2002. *Düsseldorf Gutachten: Empirisch gesicherte Erkenntnisse über kriminalpräventive Wirkungen*. Düsseldorf: Landeshauptstadt Düsseldorf.
- Sampson, Robert, Stephen E. Raudenbush und Felton Earls. 1997. «Neighborhoods and Violent Crime: A Multilevel Study of Collective Efficacy.» *Science*, 277 (5328): 918–924.
- Sanders, Matthew R. 1999. «Triple P-Positive Parenting Program: Towards an Empirically Validated Multilevel Parenting and Family Support Strategy for the Prevention of Behaviour and Emotional Problems in Children.» *Clinical Child and Family Psychology Review* 2: 71–89.
- Schinke, Steven P., Mario A. Orlandi and Kristin C. Cole. 1992. «Boys and girls clubs in public housing developments: Prevention services for youth at risk.» *Journal of Community Psychology* 28: 118–128.
- Schweinhart, Lawrence, Helen V. Barnes und David P. Weikart. 1993. *Significant Benefits the High-Scope Perry Preschool Study Through Age 27*. Ypsilanti: Perry/Scope Press.
- Sherman, Lawrence W., David P. Farrington, Brandon C. Welsh and Doris Layton MacKenzie. 2002. *Evidence-Based Crime Prevention*. London: Routledge.
- Shure, Myrna B. and G. Spivak. 1978. *Problem-Solving Techniques in Childrearing*. San Francisco, Calif.: Jossey-Bass.
- Skogan, Wesley G. and Susan M. Hartnett. 1999. *Community Policing, Chicago Style*. Oxford: Oxford University Press.
- Smith, C. and T.P. Thornberry. 1995. «The Relationship between Childhood Maltreatment and Adolescent Involvement in Delinquency.» *Criminology* 33: 451–479.
- Stauffer, Martin. 1999. *Massnahmen gegen Gewalt an Schulen. Ergebnisse einer IDES-Umfrage in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein (Bericht im Auftrag der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren)*. Bern.
- Terlouw, Gert-Jan and Gerben Bruinsma. 1994. «Self-Reported Delinquency in the Netherlands.» Pp. 102–130 in *Delinquent Behavior Among Young People in the Western World*, edited by T. J. Junger, G.-J. Terlouw, and M. W. Klein. Amsterdam: Kugler.
- Thornberry, Terrence P. 1996. «Empirical Support for Interactional Theory; A Review of the Literature.» Pp. 198–235 in *Delinquency and Crime; Current Theories*, edited by D. F. Hawkins. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tolan, Patrick H. and Deborah Gorman-Smith. 1998. «Development of Serious and Violent Offending Careers.» Pp. 68–85 in *Serious and Violent Offenders; Risk Factors and Successful Interventions*, edited by R. Loeber and D. P. Farrington. Thousand Oaks: Sage.
- Tremblay, Richard E., Daniel S. Nagin, Jean R. Séguin, Mark Zoccolillo, Philip D. Zelazo, Michel Boivin, Daniel Pérouse and Christa Japel. 2004. «Physical Aggression During Early Childhood: Trajectories and Predictors.» *PEDIATRICS* 114: e43–e50.
- Utting, D., J. Bright and C. Henricson. 1993. *Crime and the Family*. London: Family Policy Studies Centre.
- Vazsonyi, Alexander, Lloyd Pickering and Marianne Junger. 2001. «An empirical test of a general theory of crime: A four-nation comparative study of self-control and the prediction of deviance.» *Journal-of-Research-in-Crime-and-Delinquency* 38: 91–131.
- Welsh, Wayne N. 2001. «Effects of Student and School Factors on Five Measures of School Disorder.» *Justice Quarterly* 18: 401–437.
- Wiborg, G. und R. Hanewinkel. 2001. «Persönlichkeitsentwicklung, Gesundheitsförderung, Lebenskompetenzen, Sucht- und Gewaltprävention in der Schule.» *Prävention* 24: 46–59.
2003. *Eigenständig werden. Persönlichkeitsentwicklung, Gesundheitsförderung, Lebenskompetenzen, Sucht- und Gewaltprävention in der Schule. Evaluation des Programms für Schüler der Klassenstufe 1 im Freistaat Sachsen*. Kiel.
- Wilmers, Nicola, Dieter Enzmann, D. Schaeffer, K. Herbers, W. Grewe und Peter Wetzels. 2002. *Jugendliche in Deutschland zur Jahrtausendwende: Gefährlich oder gefährdet? Ergebnisse wiederholter, repräsentativer Dunkelfelduntersuchungen zu Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen 1998–2000*. Heidelberg: Nomos.

Prévention de la violence chez les jeunes



Voies vers une politique de prévention
fondée sur l'évidence scientifique

Documentation sur la politique
d'intégration



2006 publié
par la Commission
fédérale des étrangers CFE

**Auteurs:**

Manuel Eisner, Denis Ribeaud et Stéphanie Bittel

Nous tenons ici à remercier Simone Prodoliet, Stephanie Schönholzer, Kathie Wiederkehr, Michele Galizia et Christof Meier pour leurs commentaires et leurs suggestions sur les versions précédentes du présent rapport. Nos remerciements vont aussi à tous les services spécialisés des cantons qui, grâce à leurs informations, nous ont aidés à garder une vue générale de l'état de la prévention de la violence en Suisse.

Traduction:

Vision Translations Küsnacht

Editrice:

Commission fédérale des étrangers CFE
Quellenweg 9
3003 Berne-Wabern
031 325 91 16
eka-cfe@bfm.admin.ch
www.eka-cfe.ch

Page de couverture:

Photo Ursula Markus
(Exposition «La Suisse plurielle»)



Prévention de la violence chez les jeunes

Voies vers une politique de prévention fondée sur
l'évidence scientifique

Manuel Eisner, Denis Ribeaud et Stéphanie Bittel

Table des matières

Avant-propos	5
Introduction	8
1 Violence chez les jeunes en Suisse	10
2 Trajectoire de vie et violence	16
3 Prévention de la violence fondée sur l'évidence scientifique	25
4 Prévention au niveau de la famille	33
5 Prévention au niveau de l'école	41
6 Prévention au niveau du voisinage et des loisirs	51
7 Résultats et conclusions	58
Bibliographie	61

Avant-propos

«La violence chez les jeunes» est un sujet qui est fréquemment développé tant par les médias qu'en politique. L'augmentation des actes de violence – fait que l'on déplore – occupe souvent le cœur du débat. L'appel à des mesures de fermeté en est le corollaire. On met l'accent sur une catégorie de jeunes qui ressort particulièrement dans les statistiques: les jeunes d'origine étrangère.

Que peut-on en conclure? Les jeunes gens de nationalité étrangère sont-ils davantage prédisposés à la violence que les jeunes suisses? Faut-il élaborer des programmes spéciaux de prévention de la violence et de la criminalité pour les jeunes d'une origine spécifique?

Une statistique différenciée est nécessaire

Une analyse attentive des études statistiques révèle deux choses. D'une part, en ce qui concerne la saisie des actes de violence, il existe des différences considérables dans la manière dont les données ont été saisies. De fait, il n'y a pas, à l'échelon national, de pratique uniforme dans la prise en compte des actes délictueux. Il existe donc un flou: lors d'un événement lié à la violence, additionne-t-on plusieurs actes commis par un seul auteur présumé ou chaque événement est-il pris en considération en tant qu'acte distinct? Un délit commis par plusieurs individus est-il saisi comme un seul ou comme plusieurs actes? D'autre part, on relève des distorsions qui sont dues au fait que la saisie des actes délictueux ne précise que le sexe, l'âge et la nationalité. Rien n'est spécifié quant au statut de séjour ou au cadre socio-économique. Les résultats de la recherche indiquent pourtant que la violence physique tend à se produire beaucoup plus fréquemment dans les milieux socialement défavorisés qui sont proportionnellement plus élevés chez les immigrés. Il s'avère ainsi que le critère de la nationalité joue un rôle secondaire par rapport au milieu social.

Manipuler très soigneusement les statistiques et leurs interprétations est l'un des postulats que la Commission fédérale des étrangers (CFE) a défendu à plusieurs reprises. D'ailleurs, dans cet ordre d'idées, elle a aussi relevé que dans les statistiques il existe un amalgame entre les suspects ou les auteurs présumés d'actes délictueux et les auteurs réels et que dans les articles de presse portant sur les statistiques de la criminalité on évoque

les suspects comme s'ils avaient effectivement commis des délits. Par ailleurs, la même prudence est de mise lorsqu'on cite un accroissement des actes de violence commis par des jeunes d'origine étrangère. Certes, la situation sociale de nombreux jeunes étrangers constitue dans une certaine mesure un facteur de risque. Des études révèlent cependant que la population est plus encline à dénoncer des délits commis par ce groupe de personnes.

Les chercheurs qui étudient de manière approfondie les phénomènes de la violence et de la criminalité déplorent aussi depuis de nombreuses années l'existence d'un système de données aussi insuffisant qu'imprécis et estiment qu'il est urgent d'élaborer une statistique différenciée. Des premiers pas ont été faits dans cette direction, mais il faudra sans aucun doute encore un certain temps jusqu'à ce que l'on dispose de bases de données apurées en conséquence.

Nouveau domaine d'intervention dans le cadre de l'encouragement de l'intégration des étrangers

Dans le cadre de la révision de l'Ordonnance sur l'intégration des étrangers (OIE) entrée en vigueur le 1^{er} février 2006, il existe un nouveau domaine d'encouragement auquel des aides financières de la Confédération peuvent être accordées. Aux termes de l'article 16, lettre m de l'ordonnance précitée, des subventions peuvent être accordées en particulier pour promouvoir des projets de «prévention de la violence et de la délinquance». La désignation d'un nouveau domaine d'intervention en corrélation avec l'encouragement de l'intégration des étrangers, proposé par le Conseil fédéral, se fonde sur les mesures préconisées à la suite du rapport établi à la demande du conseiller fédéral Christoph Blocher sur la «migration illégale». Le catalogue des douze domaines énumérés dans l'ordonnance, dont les projets d'intégration peuvent être encouragés financièrement par des contributions de la Confédération, a donc été augmenté d'un treizième.

La CFE, mandatée par l'Office fédéral des migrations (ODM) pour gérer le crédit de la Confédération en faveur du domaine de l'intégration des étrangers – actuellement d'un montant de 14 millions de francs – et pour recevoir les demandes de financement de projets, les examiner et faire des recommanda-

tions à l'attention de l'ODM, a été priée par ce dernier de bien vouloir réserver, pour l'exercice 2006, une partie dudit crédit à des projets spécifiques relatifs à la prévention de la violence. Sur la base de cette situation initiale et face aux multiples demandes qui pourront lui être transmises, la CFE a opté pour une procédure spécifique: clarifier en premier lieu quels projets ou quels programmes il y a lieu de considérer comme efficaces. Cette manière de procéder tient compte du fait que, pour les années 2004 à 2007, il existe un programme de points forts établissant déjà une priorité pour cinq des domaines à encourager.

La Confédération, qui peut soutenir financièrement des projets depuis 2001, comprend l'encouragement de l'intégration au sens large du terme. Les projets d'intégration contribuent grandement à une cohabitation harmonieuse de la population autochtone et immigrée. Dans une perspective plus large, cette intégration contribue à la cohésion sociale. Elle ouvre des horizons et crée des possibilités de participation et de rencontre.

Le souhait de pouvoir réaliser des projets en faveur de groupes spécifiques de la population étrangère n'est pas controversé, bien au contraire. On part ainsi de l'idée qu'il est nécessaire de prévoir des mesures particulières en faveur de groupes bien définis selon leur origine ou leur nationalité. En effet, des projets axés sur l'origine des personnes peuvent faire sens, mais la vaste expérience issue du travail lié à l'intégration des étrangers révèle qu'une spécificité fondée uniquement sur l'origine des personnes n'est pas un critère suffisant en vue de résoudre un problème. Dans de nombreux cas – voire dans la plupart – une situation donnée est la résultante des effets conjoints de divers facteurs sociaux, économiques et psychologiques. Ce phénomène s'applique également au domaine de la prévention de la violence et des actes délictueux pour les étrangers.

Causes multiples – piste pluridimensionnelle

Les ouvrages de référence traitant du phénomène de la violence sont extrêmement nombreux. Même en considérant qu'il existe de nombreuses approches théoriques différentes, les chercheurs qui se penchent sur ce phénomène sont unanimes à confirmer que la violence est engendrée par de multiples facteurs. La notion sans doute la plus importante est que la violence – exercée et subie – existe dans toutes les sociétés de notre planète. Elle existe depuis toujours, mais son caractère et sa

portée varient bien évidemment en fonction des conditions cadre de la société. La violence n'est pas non plus un étalon absolu. Par conséquent, l'attitude d'une société face à la violence n'est pas uniforme. Lorsque l'on s'interroge sur ce qu'est exactement la violence, il n'existe pas de consensus. Doit-on appeler violence uniquement la violence physique? Qu'en est-il de la violence psychique ou même des dispositions sociales qui engendrent une violence structurelle, à savoir celle par laquelle des groupes de personnes spécifiques sont systématiquement défavorisés? Comment répondre au postulat selon lequel le comportement violent d'une personne peut d'abord être une réaction liée à sa frustration et à la discrimination dont il est l'objet? Comment des conditions difficiles tant du point de vue social que spatial peuvent-elles influencer sur les rapports humains? Quelle est l'influence des produits des médias et de divertissement qui glorifient la violence pour attirer l'attention du public ou produire des sensations, jouant ainsi un rôle tout à fait déterminant dans notre société?

La CFE est d'avis que la genèse de la violence est liée à des causes sociales mais qu'elle est aussi le résultat de difficultés dans la vie d'un individu. Sur la base de ce constat, la CFE est convaincue que seule la piste pluridimensionnelle permet de prévenir la violence ou tout au moins de la combattre. L'une de ces pistes consistera sans doute à créer un climat social permettant d'ouvrir des perspectives – une sorte de culture de la bienvenue – qui véhiculera auprès des jeunes d'origine étrangère le message qu'ils ont bel et bien leur place dans notre société et qu'ils peuvent y façonner activement leur avenir.

Par rapport à leur intégration, certains jeunes étrangers font la pénible expérience d'être traités comme des citoyens de seconde zone. Non seulement ils sont perçus comme des étrangers, mais ils sont stigmatisés comme des personnes ne faisant pas partie de notre communauté ou comme un segment de la population posant problème. On peut dès lors imaginer combien il leur sera difficile de développer un sentiment d'appartenance à la Suisse. Comment peuvent-ils s'intégrer s'ils sont constamment discriminés en ce qui concerne l'accès à la formation, au marché du travail et au logement?

La CFE a insisté à plusieurs reprises sur le fait que l'ouverture de perspectives et la possibilité de participer étaient des conditions de base pour que les processus d'intégration puissent se dérouler avec succès. Dans ses

recommandations, par exemple à propos des thèmes «Intégration et travail» et «Intégration et habitat», elle a démontré que l'accès non discriminatoire aux ressources de la société était une condition sine qua non d'une cohabitation harmonieuse entre les différents segments de notre population et constituait également le ciment social donnant au tout sa cohésion. Il faut aussi que l'on puisse se déplacer sans crainte et disposer d'espaces libres.

L'élaboration d'une culture de l'estime est une autre dimension souhaitable et un objectif que l'on devrait se faire un devoir de poursuivre. Cette notion implique non le respect des immigrés en tant que personnes, mais la reconnaissance publique des performances et des exemples d'intégration réussie des migrants. On sait non seulement que cette démarche a un effet positif sur l'attitude des autochtones, mais aussi que la présentation de biographies et d'histoires d'immigration réussies motive et encourage les efforts des jeunes migrants pour réussir à leur tour. Cette notion d'estime implique aussi que les efforts particuliers entrepris par les cantons, les communes et des tiers en faveur des immigrés soient reconnus.

Outre les mesures à prendre en ce qui concerne les conditions cadre de notre société et l'opinion publique, il existe un certain nombre de pistes centrées sur l'individu et son évolution.

L'étude «Prévention de la violence chez les jeunes»

Sans s'attarder sur les divers facteurs de risque dans notre société, l'étude rédigée par le criminologue Manuel Eisner avec la collaboration de Denis Ribeaud et de Stéphanie Bittel s'oriente vers une piste qui place l'individu beaucoup plus au centre. En vue de l'élaboration de projets spécifiques pour la prévention de la violence juvénile, les auteurs – mandatés par la CFE et par l'ODM –, ont cherché quels projets pouvaient être considérés comme efficaces et dans quels domaines il y avait lieu d'agir de préférence afin de pouvoir mettre en place des processus judicieux en fonction des ressources – plutôt modestes – à disposition.

Il ne s'agit donc pas dans ce cadre de fournir une analyse de toutes les théories existantes sur le phénomène de la violence chez les jeunes, ni d'énumérer toute la palette d'interventions possibles. De fait, les mesures préconisées en vue d'une prévention de la violence fondée sur l'évidence scientifique s'inscrivent au chapitre d'une politique de prévention qui cherche à réunir des projets et

des programmes efficaces ayant fait leurs preuves dans l'encouragement général de la qualité de vie. Dans une telle perspective, il est possible de ne pas traiter isolément la prévention de la violence mais de l'incorporer dans une promotion d'intégration au sens large.

Pour prévenir tout malentendu: la CFE n'est pas d'avis que les déficits sociaux peuvent être éliminés par la seule voie de projets qui approchent l'individu. En effet, les inégalités sociales et, partant, les phénomènes concomitants indésirables, tels que notamment les actes de violence, ne doivent pas être «pathologisés» et attribués à une prétendue incapacité des personnes concernées d'agir autrement. Les mesures envisageables présentées dans cette étude – et qui ont fait leurs preuves – devraient plutôt contribuer à élargir le regard vers d'autres perspectives: désormais, une politique de prévention à long terme visant à la fois les tranches d'âges et les phases de trajectoire de vie.

Dans ses conclusions, l'étude recommande que les projets soient moins concentrés sur le groupe cible spécifique «jeunes étrangers». Les auteurs affirment que la prévention de la violence chez les jeunes issus de milieux d'immigrés n'exige en principe aucune autre mesure que celles prises pour les jeunes ressortissants suisses. Il est toutefois impératif de se livrer à une réflexion approfondie pour réaliser avec succès des projets qui ne soient pas exclusivement concentrés sur ce groupe d'âge. Il s'agit de se demander comment certaines barrières socio-économiques, linguistiques ou liées à des systèmes de valeurs différents pourraient être franchies.

L'énoncé majeur de ce rapport – à savoir qu'une prévention couronnée de succès devrait commencer le plus tôt possible, tenir compte des milieux sociaux différents et prendre en considération l'environnement familial, scolaire et le voisinage – confirme ce que l'on devrait entendre par le terme intégration: tant un processus concernant l'individu qu'une tâche dévolue à la société tout entière. Autrement dit, l'intégration implique une participation qui touche toute la population et tous les domaines de la vie. C'est donc dire que la prévention de la violence ne doit pas se limiter à combattre des symptômes mais aussi soutenir les processus d'intégration de telle manière à ce qu'ils favorisent une cohabitation harmonieuse de toutes les couches de la population.

Simone Prodolliet
Commission fédérale des étrangers

Introduction

L'inquiétude que suscite la violence des jeunes depuis des années en Suisse a donné naissance à un vaste éventail institutionnel englobant des services spécialisés ainsi que des mesures de prévention et d'intervention en matière de violence. A cela viennent s'ajouter de multiples projets et programmes menés par des spécialistes. Malgré cela, il est évident qu'il subsiste toujours d'importantes lacunes qui peuvent se résumer en quatre domaines:

- les connaissances concernant **L'EFFICACITÉ DES MESURES ACTUELLES DE PRÉVENTION** sont extrêmement lacunaires;
- l'intégration de la prévention de la violence dans **UNE PROMOTION DE LA SANTÉ GLOBALE ET DE LONG TERME** n'est que partielle;
- l'harmonisation des mesures de prévention pour les **DIFFÉRENTES TRANCHES D'ÂGES, DOMAINES DE VIE SOCIALE ET GROUPES DE POPULATION** est insuffisante;
- **LES GROUPES DE POPULATION PEU INTÉGRÉS** ne sont atteints que partiellement.

Le présent rapport présente des suggestions pour aborder ces problèmes. Il se concentre particulièrement sur la question de savoir comment faire pour que les messages concernant la prévention de la violence des jeunes atteignent mieux les groupes de population immigrée, et dans quelle mesure il faut pour cela faire preuve de réflexions spécifiques.

Efficacité des mesures de prévention

La violence et la prévention de la violence des jeunes sont devenues un problème de société majeur en Suisse au cours des vingt dernières années. Parallèlement, les idées et les programmes de prévention les plus divers ont été débattus publiquement et partiellement mis en pratique. Leur diffusion a été facilitée par le fait que la prévention est une préoccupation pour laquelle presque personne ne peut rester indifférent. La prévention vise à éviter des comportements indésirables grâce à des mesures appropriées, sans lesquelles il serait probable que ces comportements se produiraient.

Il faut toutefois se poser la question de savoir si une mesure de prévention produit réellement l'effet visé. Est-elle efficace? A-t-elle peut-être des effets négatifs? Il est surprenant de constater que ces questions n'ont été posées que récemment en Suisse et dans d'autres pays d'Europe de l'Ouest avec la résonance nécessaire. C'est pourquoi, en Suisse, il n'existe pas encore un seul programme de prévention de la violence dont l'efficacité aurait été démontrée par des résultats scientifiques.

Le présent rapport s'attache donc au fait que la prévention de la violence devrait plus que jamais être guidée par les principes de **LA PRÉVENTION BASÉE SUR L'ÉVIDENCE SCIENTIFIQUE**. La prévention fondée sur l'évidence scientifique signifie que les programmes doivent être évalués au moyen de recherches approfondies et bien menées afin de pouvoir exclure avec un maximum de certitude les effets nocifs et de démontrer leur effet positif. Cette idée directrice a surgi il y a seulement quelques années, et les projets de recherche correspondants ne donneront des résultats que dans les prochaines années. Bien sûr, nous disposons déjà de nombreux résultats à l'échelle internationale, principalement fondés sur des études américaines. C'est pourquoi le présent rapport présente une sélection de programmes scientifiquement évalués afin d'alimenter la discussion en Suisse.

Prévention de la violence comme élément de promotion globale de la santé

Nous savons depuis longtemps que la violence fait partie d'un ensemble de comportements problématiques des jeunes parmi lesquels la toxicodépendance (p. ex. consommation de drogues et d'alcool), les problèmes scolaires et professionnels, différents types de comportements à risques (p. ex. les courses automobiles dans la circulation routière, les relations sexuelles non protégées) ainsi que les relations de couple instables. Nombre de ces problèmes comportementaux ont des origines communes et exigent des mesures préventives similaires.

C'est pourquoi nous pensons que la prévention de la violence ne devrait pas être menée comme une activité isolée. Ce rapport se fonde plutôt sur une perspective de santé publique, comme celle formulée récemment

par l'Alliance de prévention de la violence de l'OMS (**WHO'S VIOLENCE PREVENTION ALLIANCE**).¹ Cette Alliance aborde en effet la prévention de la violence comme un élément de la promotion globale des chances et des compétences de vie des enfants et des jeunes.

Prévention globale de la violence dans les étapes et domaines de vie sociale

La violence ou la propension à la violence ne peut pas être reliée à une seule cause. Elle est plutôt le résultat du concours d'un grand nombre d'influences externes et internes. Pour classer ces dernières, il faut les comprendre comme différents niveaux d'action sur l'évolution de l'individu à chaque phase de sa trajectoire de vie. Parmi les principaux niveaux d'influence, il faut citer l'individu lui-même (p. ex. sa personnalité), sa famille (p. ex. l'éducation reçue), l'école (p. ex. les expériences d'apprentissage) et le voisinage (p. ex. la cohésion).

La probabilité de violence parmi les jeunes augmente proportionnellement aux influences défavorables subies au cours des différentes phases et dans les différents domaines de vie. Pour cette raison, le présent rapport se place dans une perspective qui tient équitablement compte d'approches préventives visant différentes tranches d'âges et différents niveaux d'action.

Atteindre les groupes de population les moins intégrés

Dans toutes les sociétés modernes, les auteurs comme les victimes de violence sont majoritairement des membres de groupes économiquement et socialement défavorisés. En Suisse, la majorité de ces personnes sont des immigrants provenant d'Etats non occidentaux.

Cependant, les messages des programmes de prévention atteignent d'abord les couches moyennes de la population socialement intégrée. Les personnes et les groupes socialement moins intégrés, moins instruits et atteints de différents problèmes sont, de ce fait, plus difficiles à sensibiliser aux questions de prévention. Il s'en suit la réalisation de la maxime selon laquelle «on ne prête qu'aux riches».

Le présent rapport montre les difficultés particulières qui peuvent se présenter au sein de la famille, à l'école et dans le voisinage ainsi que les possibilités de les surmonter. Il part du principe que la prévention de la violence des jeunes ayant un vécu d'immigrants ne demande en fait pas d'autres mesures que celle de la violence des jeunes helvètes. Nous sommes toutefois d'avis que la mise en œuvre de mesures efficaces atteignant tous les groupes à risque demande une réflexion particulière, notamment en ce qui concerne la manière de surmonter les barrières linguistiques, culturelles et socio-économiques.

¹ World Health Organisation Violence Prevention Alliance: Building Global Commitment for Violence Prevention, Geneva.

1 Violence chez les jeunes en Suisse

Une évaluation réaliste de la situation est cruciale pour une prévention efficace. C'est pour établir la base nécessaire à cela que nous avons choisi ici d'illustrer des indicateurs sélectionnés de l'évolution de la violence des jeunes et des difficultés rencontrées par les groupes de population immigrée. Par **VIOLENCE DES JEUNES**, nous entendons l'exercice ou la menace de violence physique par des personnes âgées de 12 à 18 ans. Toutefois, comme les statistiques officielles sont fondées sur des limites d'âge un peu différentes, nous sommes contraints d'en tenir compte dans notre évaluation.

Evolution

Données disponibles

Pour évaluer l'évolution de la violence des jeunes au cours des 20 dernières années, nous disposons pour l'essentiel de la **STATISTIQUE POLICIÈRE DE LA CRIMINALITÉ EN SUISSE**. La **STATISTIQUE DES JUGEMENTS PÉNAUX DES MINEURS** n'existant que depuis 1999 en Suisse est encore trop récente pour permettre une évaluation fiable des tendances. Le **SONDAGE SUISSE DE VICTIMISATION** (Killias et Lamon 2000) englobe l'ensemble de la population résidente et ne permet donc des conclusions que très limitées quant aux jeunes. En revanche, il n'existe à ce jour aucune chronologie d'enquêtes spécialisées de délinquance et de victimisations auto-rapportées parmi les jeunes utilisant un plan d'étude identique.

Depuis son début en 1982 la **STATISTIQUE POLICIÈRE DE LA CRIMINALITÉ EN SUISSE (SPC)** recense les délits, le nombre total des auteurs de délits et celui des mineurs auteurs de délits.² Jusqu'en 1995, cette dernière rubrique comprenait les auteurs de délits âgés de 7 à 18 ans, tandis que depuis 1996, elle s'arrête aux auteurs de moins de 16 ans.

Le nombre de délits de violence commis par des jeunes enregistrés dans les SPC a beaucoup augmenté depuis 1990 environ. Le graphique 1 montre l'évolution de trois infractions, à savoir **LES LÉSIONS CORPORELLES**,

LE BRIGANDAGE ainsi que **LA MENACE, LA CONTRAINTE ET L'EXTORSION ET LE CHANTAGE**. Les chiffres indiqués se rapportent toujours aux taux de criminalité pour 100 000 personnes de la même tranche d'âge, à savoir 7 à 17 ans pour les années allant de 1982 à 1995 et 7 à 15 ans pour 1996 à 2004.

Les chiffres indiquent une nette augmentation au cours des 20 dernières années. L'enregistrement de jeunes suspectés de délits de brigandage et de lésions corporelles est aujourd'hui trois fois supérieur que vers le milieu des années 1980, tandis qu'ils sont huit fois plus élevés concernant les menaces et les contraintes. L'augmentation des arrestations de suspects mineurs est à peu près parallèle à celle des suspects adultes.

Dans le domaine des infractions contre la propriété privée, les SPC n'indiquent aucune augmentation, ni pour les jeunes, ni pour les adultes. Au contraire, les chiffres concernant différents délits, notamment les vols de véhicules et les cambriolages, indiquent un net recul.

Les chiffres de la police déforment l'évolution réelle

L'évolution serait vraiment préoccupante si l'augmentation des jeunes suspectés de délits de violence correspondait à la réalité. Pour de nombreuses raisons, il est probable que l'augmentation de la violence des jeunes telle que reflétée par les statistiques policières est en grande partie due à la tendance accrue de la population à dénoncer ainsi qu'à une systématisation des enregistrements par la police.

1. Les Pays-Bas et la Suède ont aussi connu une augmentation explosive de la violence des jeunes enregistrée par la police depuis le début des années 1990. Toutefois, ces deux pays disposent également de chronologies fondées sur des enquêtes menées auprès de jeunes et donc indépendantes de la police. Ces enquêtes basées sur des informations directes de victimes ou d'auteurs de violence n'indiquent aucune augmentation au niveau des victimes ou

Augmentation des délits de violence enregistrés

Motifs de prudence concernant l'augmentation mise en évidence par la statistique policière

² Pour être plus précis, les statistiques policières de la criminalité portent sur les «auteurs présumés». Les données sont enregistrées lorsqu'une enquête policière renforce la présomption de culpabilité et que le cas est transmis aux autorités de poursuites pénales.

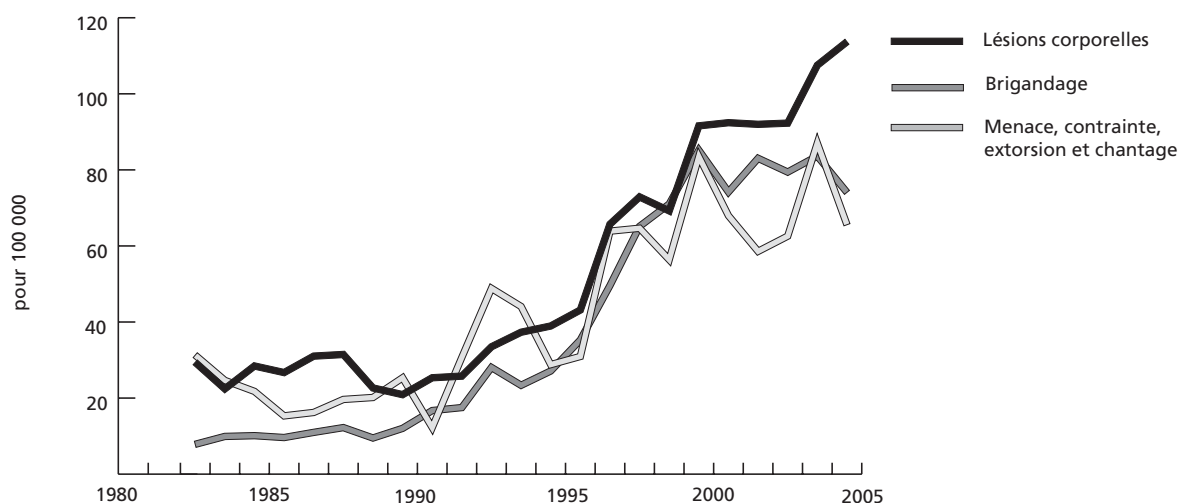
des auteurs. Les études comparatives entre les statistiques policières et les enquêtes arrivent toutes à la conclusion que les informations provenant des jeunes eux-mêmes constituent une meilleure base pour évaluer l'évolution réelle (Estrada 1997).

2. Entre 1998 et 2005, l'Institut de recherche criminologique de Basse Saxe, en Allemagne (Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen, KFN) a mené plusieurs enquêtes sur la violence des jeunes dans les villes. Les chiffres de toutes les villes allemandes portant sur cette période indiquent un net recul de la violence tant d'après les informations des victimes que d'après celle des auteurs. Parallèlement, les statistiques policières allemandes indiquent que la violence des jeunes a continué d'augmenter. Selon les analyses menées par le KFN cette augmentation est du moins partiellement due au fait que dès le début des années 1990 les jeunes eux-mêmes, les enseignants et même les parents sont nettement plus disposés à dénoncer. Cela vaut particulièrement lorsque des personnes étrangères agressent des jeunes Allemands (Wilmers, Enzmann, Schaeffer, Herbers, Grewe et Wetzels 2002).

3. Une réelle augmentation massive de la violence des jeunes devrait également se traduire par une augmentation des délits de violence avec conséquences graves pour les victimes. Ici, il s'avère qu'aucun signe ne semble indiquer une hausse. Le graphique 2 illustre l'évolution de trois formes d'actes de violence parmi les plus graves, à savoir: homicides, brigandages avec armes à feu et lésions corporelles avec armes blanches. Selon les statistiques criminelles suisses, ce serait vers 1991 que ces trois formes de violence grave auraient connu un pic, diminuant d'un tiers environ depuis. Les statistiques policières sont reconnues être des indicateurs fiables des actes de violence grave et il nous semble improbable que la violence des jeunes ait exclusivement progressé parmi les formes moins graves.

C'est pour ces raisons que nous supposons que la violence des jeunes n'a pas progressé de manière massive au cours des 10 à 15 dernières années.

Graphique 1: Jeunes suspectés de délits de violence, 1982–2005, pour 100 000 personnes d'une même tranche d'âge



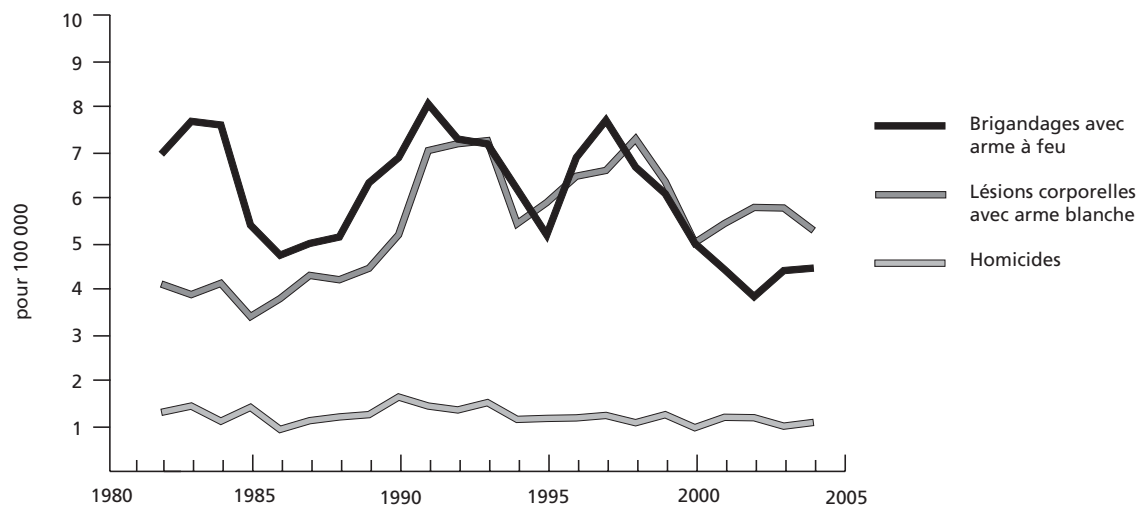
Source: Office fédéral de la police, Statistique policière de la criminalité.

Violence en fonction de la nationalité selon les statistiques criminelles

La SPC ne contient que trop peu de données concernant la nationalité et la situation de séjour des suspects. Il faut en effet préciser qu’aucune information sur la nationalité, la situation de séjour (p. ex. avec permis de séjour, permis annuel, requérant d’asile), sur l’âge ou

le sexe des suspects n’est publiée. Seule la différence entre les étrangers **DOMICILIÉS OU NON DOMICILIÉS** en Suisse est faite depuis 1988, sans toutefois spécifier le critère pris en considération pour déterminer le domicile. Le tableau 1 indique la part de suspects étrangers pour les différents délits sur le total de tous les suspects domiciliés en Suisse.

Graphique 2: Graves délits de violence en Suisse de 1982 à 2004 pour 100 000 habitants



Source: Office fédéral de la police, Statistique policière de la criminalité.

Tableau 1: Pourcentage de suspects étrangers domiciliés en Suisse sur l'ensemble des suspects domiciliés en Suisse, 1988, 1994 et 2004

% de personnes de nationalité étrangère	Homicide	Lésions corporelles	Brigandage	Menace	Viol
1988	30%	38%	31%	36%	51%
1994	41%	48%	38%	48%	59%
2004	47%	53%	57%	50%	62%

Source: Office fédéral de la police, Statistique policière de la criminalité.

Les chiffres indiquent une augmentation sensible du pourcentage de délinquants étrangers au cours des 15 dernières années. Aujourd'hui, entre 47 et 62% des suspects de délits de violence sont de nationalité étrangère. Que la comparaison soit faite sur la base de l'ensemble de la population étrangère (environ 22% de la population résidente) ou sur celle de la population masculine âgée de 15 à 30 ans (soit environ 28% de la population résidente), force est de constater que cette tranche de population est nettement plus exposée.

Les jeunes étrangers surreprésentés dans les jugements pénaux pour violence

La Statistique policière de la criminalité Suisse ne permet pas de différencier les jeunes suspects en fonction de leur nationalité. Il faut pour cela se baser sur la Statistique suisse des jugements pénaux des mineurs (cf. tableau 2). Cette statistique montre qu'entre 2001 et 2003, en moyenne 40% de toutes les condamnations pénales pour actes de violence ont été prononcées contre des jeunes de nationalité suisse, tandis que 57% l'ont été contre des jeunes étrangers domiciliés en Suisse et 3% contre des jeunes non domiciliés en Suisse. En comparant ces chiffres avec la répartition de la population résidant en Suisse, cela équivaut à une représentation trois à quatre fois supérieure.

Origine et situation sociale: violence de jeunes des milieux de l'immigration

La classification opérée par les statistiques officielles par **SUISSES ET ÉTRANGERS** répond à un critère purement légal, à savoir la possession d'un passeport suisse. Cette classification suggère une dichotomie trompeuse et encourage bien évidemment des mouvements xénophobes. De plus, elle est inutilisable sur le plan de l'analyse qui doit être plus précise pour mieux comprendre ce que cachent ces chiffres officiels. Il faut analyser plus précisément la relation entre le vécu de migration et le contexte social. Nous nous fondons pour cela sur les données de l'enquête zurichoise auprès des jeunes (Eisner, Manzoni, Ribeaud 2000). Bien que cette enquête date de 1999, elle est adéquate pour cerner le cœur du problème.

La classification par «étrangers» et «Suisse» est trompeuse

Le tableau 3 illustre le pourcentage de violence autoreportée (c.-à-d. de jeunes qui avouent avoir commis au moins un délit de violence au cours de leur vie) répartis en différents groupes. Ces groupes ne sont pas subdivisés par nationalité, mais selon l'expérience de migration des parents. Nous regroupons donc les jeunes en fonction de l'immigration des parents et de leur pays d'origine. Parallèlement, nous indiquons quelques caractéristiques du contexte socio-économique du groupe d'immigrés concerné.

Tableau 2: Nationalité de jeunes jugés pour infractions de violence, moyenne 2001–2003

	Homicide intentionnel	Lésions corporelles	Brigandage	Extorsion et chantage	Menace et contrainte	Séquestration
Suisses	54%	38%	36%	34%	45%	38%
Etrangers domiciliés en Suisse	39%	60%	62%	62%	53%	49%
	Atteintes contre l'intégrité sexuelle	Emeute	Violence contre autorités / fonctionnaires	Total des jugements pour infractions de violence		
Suisses	37%	67%	46%	41 %		
Etrangers domiciliés en Suisse	62%	33%	45%	57 %		

Source: Office fédéral de la police, Statistique policière de la criminalité.

Le risque d'exposition à la violence dépend de la situation sociale et du vécu de migration

Les évaluations montrent que les jeunes ayant un vécu de migration ne sont **PAS GLOBALEMENT** surreprésentés concernant l'exercice de violence. Les jeunes dont les parents ont immigré en Suisse en provenance de pays industrialisés occidentaux (principalement Allemagne, Autriche, Etats-Unis et bénéficiant généralement d'une formation et de qualifications professionnelles de haut niveau) sont **MOINS** exposés que les jeunes Suisses. En revanche, les jeunes dont les parents ont immigré en provenance de l'ex-Yougoslavie, d'Italie, de Turquie ou encore d'autres pays du Sud de l'Europe (Espagne, Portugal, Grèce) indiquent une exposition **SUPÉRIEURE**.

Le tableau donne également une idée de la différence de vécu et de contexte familial entre ces groupes. Par exemple, 40% des jeunes Turques ne disposent pas d'une propre chambre, tandis que c'est le cas que pour 6% des jeunes Suisses. Les pères turcs sont 60% à ne pas bénéficier d'une formation professionnelle et 25% des mères turques n'ont pas terminé leur formation scolaire – des situations familiales que pratiquement aucun jeune suisse ne connaît.

Dans l'ensemble, ce tableau indique un état de fait crucial, à savoir que le risque d'exposition à la violence des différents groupes d'immigrés est essentiellement lié à la situation sociale du groupe de population immigrée.

Tableau 3: Actes de violence avoués selon nationalité, jeunes de 15 ans dans le canton de Zurich, 1999

	Acte de violence au cours de l'année précédente	Pas de chambre individuelle	Père sans formation professionnelle	Mère sans certificat scolaire
Suisse	12%	6%	2%	< 1%
Etats occidentaux industrialisés	8%	5%	2%	< 1%
Ex-Yougoslavie	18%	43%	28%	12%
Autres pays du Sud de l'Europe	22%	28%	40%	12%
Italie	24%	18%	34%	11%
Turquie	25%	40%	60%	25%

Source: Enquête auprès des jeunes dans le canton de Zurich, Eisner, Manzoni, Ribeaud (2000).

Quatre points clés

- Au cours des 20 dernières années la violence grave n'a pas augmenté en Suisse; elle a même tendance à baisser depuis le début des années 1990. Il est probable que la forte augmentation de la violence parmi les jeunes telle que reflétée par les statistiques policières est le fruit d'une sensibilisation accrue de la société, d'une plus grande disposition à porter plainte et d'une systématisation des enregistrements.
- Les jeunes de nationalité étrangère sont clairement surreprésentés dans les statistiques policières criminelles et de jugements pénaux des mineurs. Cette surreprésentation ressort également dans les données des enquêtes de délinquance autoreportée et de victimisation – elle n'est donc pas un artéfact des statistiques. Atteindre ces groupes est donc une condition sine qua non pour une prévention efficace.
- Les jeunes immigrés socialement privilégiés sont moins exposés au risque de violence que les jeunes suisses. En revanche, les groupes de jeunes de parents immigrés ayant peu de formation et une moins bonne situation professionnelle sont plus exposés.
- Un grand nombre de mesures de prévention requièrent la participation active des familles. De ce fait, il faut mieux les axer pour atteindre aussi les familles d'immigrés ne parlant pas la langue du pays et ayant un faible niveau de formation.

2

Trajectoire de vie et violence

Les jeunes sont presque toujours les premiers suspectés lorsqu’il est question de violence dans les médias ou les milieux politiques. Cette attitude peut se justifier par le fait que bon nombre d’actes de violence entraînant des poursuites pénales et des conséquences particulièrement lourdes pour les victimes (brigandage, viol, lésions corporelles, meurtre) sont commis par des adolescents ou des jeunes adultes et atteignent un pic entre 17 et 24 ans environ.

Cependant, cette focalisation sur les jeunes altère la vision des réalités décisives pour une prévention efficace. Ainsi, la violence et l’agression sont des comportements observables dans toutes les tranches d’âges et la violence de l’adolescent n’est donc qu’une étape dans une trajectoire de vie (cf. p. ex. Loeber et LeBlanc 1990; Tremblay, Nagin, Séguin, Zoccolillo, Zelazo, Boivin, Pêrusse et Japel 2004). Dans ce contexte, il faut souligner que bon nombre de facteurs qui agissent sur la violence des jeunes se développent durant l’enfance, voire plus tôt dans la trajectoire de vie.

Dans ce chapitre, nous expliquons pourquoi **UNE PERSPECTIVE DE TRAJECTOIRE DE VIE** constitue une base essentielle pour une prévention durable de la violence ainsi que les facteurs qui peuvent mener à la violence au cours des différentes étapes de la vie et les domaines dans lesquels les jeunes issus de milieux d’immigrants sont exposés à des risques accrus.

L’évolution normale tend à la diminution des agressions physiques

Aujourd’hui, la recherche sur la trajectoire de vie permet de retracer l’évolution de l’agression physique depuis le stade du nourrisson à l’âge adulte. Elle montre que la violence se manifeste différemment en fonction de l’âge, et que les formes d’agression sont liées à des champs d’actions typiques selon les tranches d’âge ainsi qu’aux modifications liées à l’évolution (cf. p. ex. Loeber et Hay 1997) (tableau. 4).

Tableau 4: Manifestations de violence et d’agression dans la trajectoire de vie

Age (ans)	Importants champs comportementaux	Manifestations d’agression et de violence
0 à 2	Mère, père, fratrie	Accès de colère; agressions
2 à 4	Parents, fratrie, crèche, place de jeux	Accès de colère, destructions d’objets, coups et morsures
5 à 11	Parents, jardin d’enfants, école primaire, place de jeux, garderie, autres enfants	Tracasseries, bagarres, destructions d’objets, agressivité sur les animaux
12 à 16	Ecole, groupes d’amis, loisirs sans adultes, premières relations intimes	Menaces, chantages, bagarres, violence en groupes
17 à 25	Groupes d’amis, école, loisirs, relations intimes	Violence en groupes, brigandage, lésions corporelles, violence sexuelle
25+	Famille, ses propres enfants, travail, loisirs	Lésions corporelles, violence en relation avec l’alcool, violence familiale

Les agressions physiques se raréfient lorsque l'âge augmente

Les études menées sur la répartition des agressions physiques dans différentes tranches d'âge montrent que, jusqu'à un certain point, ce type de violence constitue un comportement conflictuel normal dans la petite enfance et qu'il est observé chez la majorité des enfants. Les accès de colère et le règlement de conflits par le biais d'agressions physiques diminuent chez la plupart des enfants à partir de l'âge de 3 ans environ et pendant toute la période de scolarité primaire (Tremblay et al. 2004).

Le processus de raréfaction de la violence continue au fil des ans. Une étude néerlandaise démontre, par exemple, que la prévalence de la violence, à savoir le nombre de personnes qui l'exercent, passait de 26% à l'âge de 14 à 15 ans, à 20% à 16 ans et à 17% à 20 ans (Terlouw et Bruinsma 1994).

Un sondage que nous avons mené en 2002 auprès de 400 responsables de formation à Zurich (Eisner, Manzoni, Ribeaud et Schmid 2003) montre la même évolution. Nous avons interrogé ces personnes sur la fréquence à laquelle elles observaient des comportements agressifs dans leur classe. L'évaluation des réponses a montré que la majorité des formes d'agressions verbales et physiques s'exprimaient au jardin d'enfants. Ensuite, les enseignants observent une diminution constante de ces comportements au fil des degrés des écoles primaire et secondaire.

Ces études mènent à la conclusion importante que la prévention de la violence dans la trajectoire de vie n'empêche pas le développement de quelque chose qui n'existait pas auparavant. Elle soutient et promeut plutôt un développement normal au cours duquel les enfants acquièrent de plus en plus de **COMPÉTENCES SOCIALES** qui leur permettent de contrôler leurs impulsions agressives et leur offrent des alternatives à la violence dans leurs interactions quotidiennes (Loeber et Hay 1997).

Continuité de la violence dans la trajectoire de vie

Quelle est la persistance des tendances agressives dans la trajectoire de vie?

Qu'il s'agisse de nourrissons, d'enfants, de jeunes ou d'adultes, il existe des différences marquées au niveau des tendances comportementales agressives entre les individus dont un petit pourcentage fait preuve d'une tendance agressive particulièrement élevée. La recherche longitudinale a étudié dans quelle mesure ces différences concernaient les mêmes individus au cours de diffé-

rentes étapes de vie. Autrement dit, à quel point l'agressivité constituait une caractéristique persistante au cours de l'évolution d'un être humain.

Les résultats montrent que les différences entre les individus restent **RELATIVEMENT PERSISTANTES** au cours de la trajectoire de vie. Ainsi, des personnes montrant une forte propension à la violence dans une phase précoce de la vie ont une probabilité accrue de rester violentes par la suite (Tolan et Gorman-Smith 1998). Par exemple, des petits enfants considérés comme agressifs par des observateurs neutres sont plus souvent impliqués dans des bagarres à l'école primaire que la moyenne; l'agressivité montrée entre 6 et 11 ans est un facteur permettant de prédire la délinquance grave et la violence entre 15 et 25 ans. Enfin, la violence exercée à un jeune âge est un indicateur de probabilité de violence à l'âge adulte. Les corrélations sont élevées (environ 0.60 à 0.70) sur des périodes de 2 à 4 ans, tandis qu'elles baissent sur des intervalles plus longs (Moffitt, Caspi, Rutter et Silva 2001; Olweus 1979).

Cela signifie également qu'un grand nombre de changements intervient au cours des différentes tranches d'âge. La violence et l'agressivité ne sont pas une prédestination biographique, mais le fruit de l'influence jouée par l'afflux de différents événements dans les différentes phases de vie. Une prévention axée sur la trajectoire de vie peut contribuer à réduire les potentiels agressifs à différentes phases de vie et à influencer positivement le développement d'un individu.

Violence et autres formes de problèmes comportementaux dans la trajectoire de vie

Dans toutes les phases de vie, l'agressivité physique est liée à une série d'autres problèmes comportementaux (ce que l'on appelle la comorbidité) (tableau 5).

On constate, par exemple, que les jeunes violents commettent souvent des délits contre la propriété privée, tels les vols à l'étalage ou les cambriolages, ont une consommation excessive d'alcool ou de drogues et font l'école buissonnière (absentéisme). L'enquête menée auprès de jeunes dans le canton de Zurich a montré que 72% de ceux qui avaient commis des actes de violence physique au cours de l'année précédente avaient également commis un délit d'atteinte à la propriété privée. De plus, 67% d'entre eux consommaient des drogues illégales et 53% consommaient de l'alcool au

La violence est en corrélation avec d'autres problèmes comportementaux

moins une fois par mois (cf. Eisner, Manzoni et Ribeaud 2000). Ces chiffres sont nettement plus élevés que dans le groupe de référence n'ayant pas exercé d'actes de violence. La corrélation avec d'autres formes de problèmes comportementaux se renforce encore lorsque la comparaison se limite aux jeunes ayant commis plusieurs actes de violence. De nombreuses études empiriques confirment de telles corrélations (cf. la vue d'ensemble donnée par Huizinga et Jakob-Chien 1998).

La constatation que la violence et l'agression sont des éléments d'un syndrome de problèmes comportementaux dans toutes les

phases de vie est importante pour la prévention. Elle signifie en effet qu'une prévention efficace de la violence aura normalement des effets positifs sur d'autres domaines de vie sociale et que la prévention de la violence est un élément d'une promotion plus générale des chances de vie.

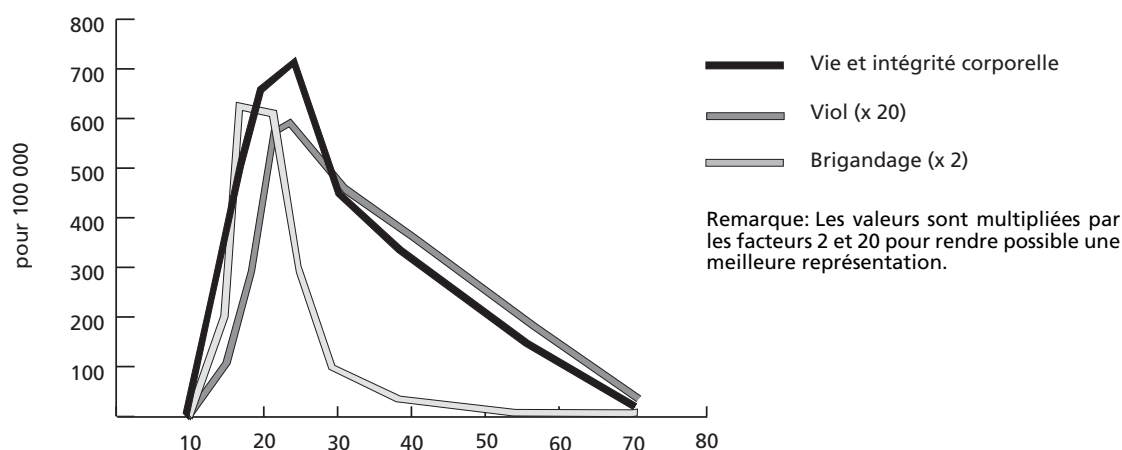
Courbe d'âges de la violence poursuivie pénalement

Dans toutes les sociétés occidentales, les délits faisant l'objet de poursuites pénales (à savoir les homicides, les lésions corporelles, les brigandages, les viols) suivent une évolution

Tableau 5: Problèmes comportementaux associés à l'agressivité à différentes phases de vie

Age	Problèmes comportementaux liés à l'agressivité et à la violence
Nourrisson/tout petit	Caractère difficile, rétif, colérique
Scolarité primaire	Problèmes émotionnels, déficit d'attention, impulsivité, vol
Adolescence	Délinquance, alcoolisme, toxicodépendance, promiscuité, exposition aux accidents, absentéisme scolaire
Adulte	Délinquance, alcoolisme, toxicodépendance, chômage, relations instables, problèmes psychiques

Graphique 3: Courbe d'âges des délits de violence par 100 000 habitants
Délits contre la vie et l'intégrité corporelle, brigandage, viol



Source: Statistique policière criminelle du canton de Zurich, 1999–2004.

typique en fonction de l'âge (graphique 3). Nous illustrons ce que nous appellerons la **COURBE D'ÂGES** au moyen des données du canton de Zurich. Ces chiffres indiquent le taux d'auteurs d'actes de violence pénalement poursuivis enregistrés par la police par rapport à la moyenne de la population résidente entre 1999 et 2004. Il apparaît que le pourcentage augmente fortement à partir de 12 ans environ et atteignent un pic vers 20 ans.

Le caractère de la violence change en fonction de l'âge des jeunes

Comme nous l'avons déjà dit, cette augmentation en cours d'adolescence ne correspond pas vraiment à un accroissement du nombre d'individus commettant des actes de violence. Elle signale plutôt un changement du type de violence ainsi qu'une augmentation des sanctions juridiques dans la mesure où l'individu est tenu pour responsable de ses actes.

Ainsi, au cours de l'adolescence le risque que la violence prenne des formes plus graves, soit parce que les individus gagnent en force physique, soit parce qu'ils ont accès à des armes, s'accroît. De plus, les actes de violence passent de l'école, du chemin de l'école et des environs de la maison vers des endroits plus anonymes (p.ex. centres pour jeunes, centre ville) d'où une plus grande probabilité de dénonciation à la police. Enfin, à cet âge, la violence devient un phénomène de groupe, et les rixes entre groupes rivaux ou les actes de brigandage constituent des formes typiques de manifestation de violence juvénile. Il faut encore noter que l'écart entre les sexes grandit lui aussi, indiquant que la majorité des actes de violence sont

commis par des jeunes de sexe masculin. Même si les enfants et les jeunes exercent généralement la violence entre individus du même sexe, le pourcentage de violence entre individus de sexe différents augmente, principalement sous forme d'actes de violence sexuelle commis par des garçons contre des filles.

A partir de l'âge de 20 ans environ, la fréquence des délits de violence diminue. Toutefois, cette baisse ne doit pas faire oublier que la grande majorité des délits est commise par des adultes. En effet, près de 80% des délits contre l'intégrité corporelle et la vie ainsi que près de 85% de tous les viols sont commis par des adultes.

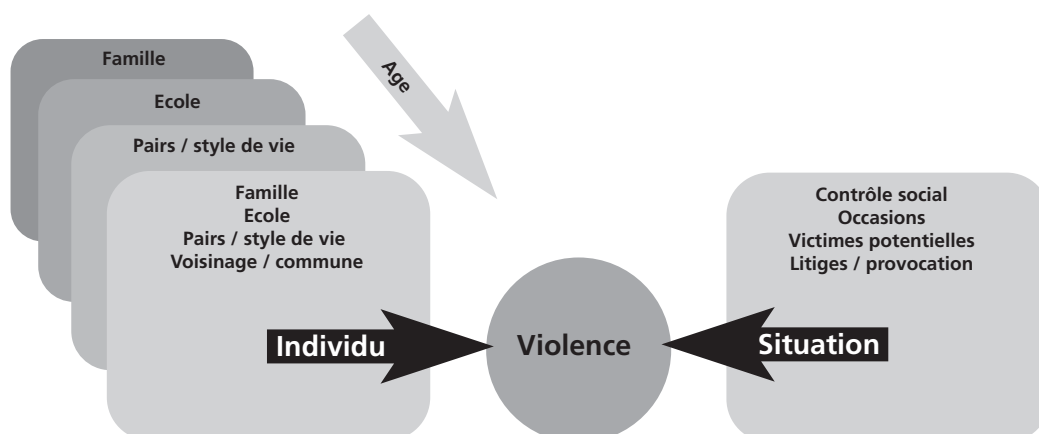
La majorité des délits de violence sont commis par des adultes

Les études criminologiques sur la trajectoire de vie ont plusieurs fois analysé les relations entre la violence sanctionnée par le code pénal dans la jeunesse et les comportements agressifs pendant l'enfance. Les résultats montrent que l'intensité de la violence exercée par les jeunes était plus élevée chez les individus qui, dans leur enfance, avaient démontré dans une mesure considérable des comportements agressifs inadéquats pour leur âge (cf. p. ex. Loeber et Hay 1997).

Causes et facteurs de risque

Le graphique 4 montre un modèle utile pour la recherche en matière de prévention illustrant la relation entre différents niveaux d'action et l'apparition de la violence. Il met en évidence trois dimensions:

Graphique 4: Modèle pluridimensionnel d'occurrence de violence au cours de la trajectoire de vie



Situation et disposition

Premièrement, ce graphique illustre qu'un événement de violence concret est le résultat de l'interaction entre l'individu et la situation. L'individu apporte ses conceptions, ses attentes et ses intentions dans une situation. Des situations telles que la provocation d'un camarade de classe, le manque de contrôle social dans une rue la nuit, le fait d'être refoulé par un portier de discothèque constituent, quant à elles, des occasions de se comporter avec violence. La prévention peut donc s'appliquer tant au niveau de la situation qu'à celui de la tendance individuelle. Dans le présent rapport, nous nous limitons toutefois aux mesures tendant à agir sur l'apparition de tendances agressives dans la trajectoire de vie. La représentation de mesures visant les situations exigerait en effet une analyse supplémentaire.

Différents niveaux d'action

Deuxièmement, ce modèle tient compte du fait qu'un individu subit différents niveaux d'influences au cours de chaque étape de sa vie. La différenciation entre l'individu (qui agit sur lui-même), la famille, l'école, les pairs/les loisirs ainsi que le voisinage s'est avérée utile en matière de recherche pour la prévention, car chacun de ces niveaux présente une manière différente de l'aborder. L'importance des niveaux varie en fonction des phases de vie. Au cours de la première phase de vie, les personnes de référence du cercle familial jouent un rôle prépondérant. L'école vient s'y ajouter à partir de l'âge de 5 ou 6 ans. Plus tard, les contacts extrascolaires avec des pairs prennent de l'importance et l'espace d'action s'élargit.

Il serait cependant erroné de penser que les niveaux sont indépendants les uns des autres. Les caractéristiques d'un quartier, telles que par exemple le manque de confiance ou de réseaux peuvent déjà avoir un impact sur la vie au sein de la famille dès les premières années de vie. Il semble ici utile de différencier les **FACTEURS DE RISQUE PROXIMAUX ET DISTAUX**. Les **FACTEURS DE RISQUE PROXIMAUX** sont les causes et les mécanismes immédiatement vécus par l'enfant ou le jeune (p. ex. le style d'éducation des parents). Les **FACTEURS DE RISQUES DISTAUX**, quant à eux, sont plus éloignés de la réalité de vie de la personne et agissent indirectement sur la trajectoire de vie, par le biais des facteurs proximaux (p. ex. statut socio-économique).

Vue d'ensemble des facteurs de risque

Le tableau 6 résume, pour chaque niveau d'action, les principaux facteurs de risque généralement reconnus par la recherche actuelle. Il ne s'agit pas ici d'une liste complète des principales influences, mais d'une énumé-

ration de celles que nous pouvons considérer comme étant scientifiquement bien fondées (pour des vues d'ensemble, cf. Eisner et Ribeaud 2003; Farrington 1998; Hawkins, Herrenkohl, Farrington, Brewer, Catalano et Harachi 1998; Loeber et Dishion 1983; Lösel et Bliesener 2003).

Causes et facteurs de risque chez les jeunes de milieux immigrés

Nous avons montré au chapitre 1 que tant les statistiques policières que les résultats des enquêtes indiquaient que les jeunes souffrant d'une situation sociale défavorisée et provenant de milieux de migrants avaient plus tendance à commettre des actes de violence que les jeunes suisses. Sur le plan de la prévention, deux questions paraissent primordiales: les facteurs de risque d'agression sont-ils identiques parmi différentes cultures, ce qui permettrait en principe d'appliquer les mêmes approches préventives ou avons-nous besoin d'explications différentes en fonction des cultures et donc de programmes spécifiques aux personnes issues d'autres milieux culturels? Quels sont les facteurs de risque qui font que certains groupes sont plus exposés que la moyenne et est-il possible de les influencer par des mesures adéquates?

Plusieurs études comparatives dans différentes cultures ont été menées au cours des dernières années pour analyser ce qui détermine les problèmes comportementaux parmi les jeunes dans les sociétés d'Europe de l'Est, d'Asie ou d'Afrique. Les résultats de ces études ont montré que, pour l'essentiel, les mécanismes générateurs de violence étaient les mêmes dans les différentes cultures (cf. p. ex. Jessor, Turbin, Costa, Dong, Zhang et Wang 2003; Orpinas 1999; Vazsonyi, Pickering et Junger 2001).

Cela signifie que les différences constatées entre groupes de jeunes ne sont pas dues à des causes totalement **DIFFÉRENTES**, mais à des différences au niveau de **L'EXPOSITION** au mêmes facteurs de risque, voire au manque de facteurs de protection. De ce fait, il n'est pas nécessaire d'appliquer une prévention fondamentalement différente pour les jeunes de milieux d'immigrés. Ici, la prévention doit d'abord identifier les facteurs de risque pour lesquels l'exposition est particulièrement forte et sur lesquels elle peut avoir une influence pour prendre ensuite des mesures efficaces.

Facteurs de risque dans différentes cultures

Nombre de facteurs de risque ont les mêmes effets dans différentes cultures

Tableau 6: Importants facteurs de risque de violence et d'agression à différentes phases de vie

Nourrissons et tout petits

Individu	■ Agitation, déficit d'attention, impulsivité ■ Manque de tolérance à la frustration ■ Modèles de perception hostiles
Famille	■ Abus de substances pendant la grossesse ■ Complications à l'accouchement ■ Parents montrant peu de chaleur émotionnelle ■ Maltraitance, délaisement ■ Mère surchargée, dépressive ■ Situation socio-économique basse

Ecoliers (école primaire)

Individu	■ Agitation, déficit d'attention, impulsivité ■ Disposition élevée à s'exposer à des risques ■ Manque de tolérance à la frustration ■ Compétences sociales restreintes ■ Attitude préconisant la violence
Famille	■ Parents montrant peu de chaleur émotionnelle ■ Manque de surveillance parentale ■ Style d'éducation inconsistant et inefficace ■ Manque d'intérêt des parents pour les activités de l'enfant ■ Violence des parents, abus, délaisement ■ Disputes entre les parents
Ecole et loisirs	■ Problèmes scolaires et manque de motivation ■ Peu apprécié de ses pairs ■ Application floue du règlement de l'école ■ Climat négatif dans l'école

Jeunes

Individu	■ Peu de maîtrise de soi, disposition élevée à s'exposer à des risques ■ Manque de compétences sociales ■ Normes de masculinité légitimant la violence ■ Consommation d'alcools et de substances entraînant une dépendance, délinquance
Famille	■ Style d'éducation non systématique et inefficace ■ Désintérêt des parents
Ecole	■ Echec scolaire ■ Application floue du règlement de l'école ■ Climat négatif dans l'école
Pairs et style de vie	■ Prévalence dans le groupe d'amis de normes préconisant la violence ■ Délinquance/violence dans le groupe ■ Style de vie axé sur l'action ■ Consommation de contenus médiatiques encourageant la violence
Voisinage et environnement social	■ Milieu socialement défavorisé ■ Manque de cohésion dans le quartier ■ Mobilité élevée (fréquents déménagements) ■ Criminalité/problèmes de drogue dans le quartier ■ Manque d'engagement pour les préoccupations communes

Tableau 7: Exposition accrue à des facteurs de risque sélectionnée de jeunes étrangers par rapport à des jeunes suisses¹

Facteur de risque	Turquie	Ex-Yougoslavie	Méditerranée occidentale ²
Situation sociale de la famille			
Statut social des parents	+++	+++	+++
Allocations de soutien	+++	++	0
Père chômeur	+++	++	0
Personnalité			
Faibles compétences sociales*	+++	+	+
Normes encourageant la violence*	+++	++	0
Environnement familial			
Disputes entre les parents	+	+	0
Faible soutien émotionnel des parents	+++	+	0
Violence parentale	+++	+	0
Ecole			
Aspirations scolaires	0	++	0
Manque de soutien parental	+++	+++	+
Succès scolaire	+++	+++	++
Voisinage et loisirs			
Quartier de résidence défavorisé	+++	++	+
Organisation des loisirs axée sur l'action *	++	++	+
Prévalence dans le groupe d'amis de normes encourageant la violence	+++	++	+

Remarques:

¹ Nombre de cas étudiés (m/f): Suisses 1830 (854/970); Turquie 89 (42/47); ex-Yougoslavie 243 (119/123); Europe de l'Ouest 275 (136/139). Etant donné que l'étude se base sur les données du canton de Zurich et sur l'année 1999, les indications sont à considérer de manière approximative.

² Italie, Espagne, Portugal.

Les facteurs de risque avec * ne concernent que les jeunes garçons.

Les analyses sont fondées sur les différences de moyennes entre le groupe de jeunes de milieux immigrés et le groupe de jeunes suisses et sont exprimées en écarts-types.

+++ Exposition nettement accrue au facteur de risque ($h > .60$)

++ Exposition moyennement accrue au facteur de risque ($h .40-.60$)

+ Exposition légèrement accrue au facteur de risque ($h .20-.40$)

0 Pas d'exposition accrue au facteur de risque.

L'enquête menée auprès des jeunes dans le canton de Zurich nous permet d'analyser les facteurs de risques auxquels certains groupes de jeunes issus de milieux immigrés sont plus exposés que les jeunes suisses. Nous avons résumé les résultats de cette analyse dans le tableau 7. Le nombre de «+» indique la mesure dans laquelle nous avons décelé une exposition plus marquée d'un groupe immigré par rapport aux jeunes suisses.

**Facteurs de
risque pour les
minorités de
milieux immigrés**

Les chiffres indiquent que les jeunes de milieux de migrants sont plus exposés à toute une série de facteurs de risque que les jeunes suisses.

■ **SITUATION SOCIALE DE LA FAMILLE:**

Les jeunes de milieux de migrants sont souvent issus de familles ayant une situation socio-économique défavorable. En effet, comparés aux parents suisses, les parents immigrés bénéficient en moyenne d'une formation moindre, de moins bonnes qualifications professionnelles et sont plus exposés au risque du chômage et aux difficultés économiques. S'il est vrai qu'une situation sociale plus basse n'est pas un facteur de risque direct pour les problèmes comportementaux, elle peut toutefois constituer un facteur aggravant lorsqu'elle est combinée à d'autres facteurs.

- **ENVIRONNEMENT FAMILIAL:** La probabilité que les enfants et les jeunes ne reçoivent pas une éducation adéquate est plus élevée dans les familles de milieux de migrants que dans les familles suisses. C'est en effet dans les groupes de migrants ayant le moins de formation que la probabilité que les parents apportent peu d'attention et d'affection à leurs enfants, que les parents se disputent et que les enfants vivent la violence dans le cercle familial est la plus grande. Tous ces aspects sont des facteurs de risque directs pour l'exercice de la violence.

- **ECOLE:** Les jeunes de milieux de migrants sont en moyenne exposés à une série de facteurs de risques scolaires qui vont de pair avec une disposition accrue à la violence. Les parents ayant moins de ressources de formation peuvent généralement apporter moins de soutien et d'informations concernant la réalisation d'objectifs scolaires. De ce fait, leurs enfants risquent plus de rencontrer des problèmes scolaires dès le degré primaire et ils restent en moyenne à des niveaux de formation plus bas que les jeunes suisses au cours du degré secondaire.

- **VOISINAGE ET LOISIRS:** Les enfants et les jeunes issus de milieux de migrants grandissent généralement dans des quartiers citadins caractérisés par une densité accrue de facteurs favorisant la violence des jeunes. Parmi ces facteurs, il faut citer les problèmes sociaux tels que la vente de drogues, la prostitution et la violence des adultes auxquels viennent s'ajouter d'autres facteurs tels que le manque de cohésion sociale dans le quartier et des déménagements plus fréquents.

- **PERSONNALITÉ:** Les compétences sociales acquises au cours de la trajectoire de vie constituent une importante protection contre le développement futur de violence. Les jeunes de milieux de migrants bénéficient en moyenne de compétences sociales moins différenciées que les jeunes suisses. De plus, la probabilité qu'ils aient assimilé des modèles encourageant la violence est plus élevée.

Ces analyses suggèrent que les stratégies de prévention qui pourraient réduire efficacement la surreprésentation de jeunes de milieux de migrants sont celles qui agissent positivement sur les pratiques d'éducation des parents, améliorent les compétences sociales, réduisent les modèles agressifs de résolution des problèmes, améliorent les succès scolaires et les structures des activités de loisirs.

Trois points clés

- Pratiquement aucun jeune ne commence à manifester spontanément des comportements violents. Les «carrières» agressives débutent généralement durant l'enfance. C'est pourquoi il est judicieux d'appliquer les mesures de prévention très tôt et de les axer sur la mise en place à long terme de compétences de vie.
- La violence et l'agression ne sont que des aspects d'un ensemble de problèmes comportementaux externalisants. Nombre de facteurs de risque comme de protection qui influencent la probabilité de violence s'appliquent similairement à nombre de formes de problèmes comportementaux externalisants. Il s'agit de considérer globalement la prévention de la délinquance juvénile, de la toxicomanie et de la violence dans le cadre d'une promotion des compétences de vie.
- Les jeunes de milieux de migrants sont en moyenne plus exposés à une série de facteurs de risques familiaux, scolaires, de voisinage et individuels accrus sur lesquels une prévention efficace devrait porter.

3

Prévention de la violence fondée sur l'évidence scientifique

Dans l'ensemble, en Suisse, le problème ne tient pas au fait que la prévention de la violence est insuffisante. Il tient au fait que l'on ne sait pas si les mesures appliquées sont utiles, néfastes ou inutiles. Pour être crédible, la prévention de la violence doit réellement être capable de réduire la violence. Le présent rapport part du principe qu'un projet de **SANTÉ PUBLIQUE** tenant compte de la recherche sur la trajectoire de vie et reposant sur une prévention fondée sur l'évidence scientifique contribuerait grandement à une politique de prévention plus efficace (Sherman, Farrington, Welsh et MacKenzie 2002).

Principe de la prévention fondée sur l'évidence scientifique

La prévention fondée sur l'évidence scientifique part du principe que l'efficacité de la prévention peut être vérifiée au moyen de recherches empiriques bien menées dont les résultats réunis peuvent permettre de tirer des conclusions fiables sur les points suivants:

- quelles mesures de prévention sont efficaces,
- quelles mesures sont inefficaces,
- quelles mesures sont néfastes,
- comment mettre efficacement en œuvre dans la pratique les mesures qui se sont révélées efficaces dans le cadre de la recherche,
- comment adapter les mesures efficaces aux besoins des différents groupes de population,
- quels sont les aspects de la mise en œuvre pratique de mesures de prévention qui permettent d'obtenir des effets positifs.

En cela, la prévention fondée sur l'évidence scientifique s'ancre à l'identification correcte des facteurs de risque et de protection liés à la violence, ainsi qu'à la mise en œuvre de mesures capables soit de réduire les facteurs de risque, soit de renforcer les facteurs protecteurs, sans oublier la preuve de l'efficacité apportée par des études d'évaluation méthodiques et réfléchies.

Facteurs de risque et de protection

LES FACTEURS DE RISQUE et de **PROTECTION** sont des caractéristiques de l'individu, de la situation, de l'environnement familial et scolaire, du voisinage et de la société qui,

en l'état actuel des connaissances, sont très vraisemblablement les causes pouvant mener à la violence. **LES FACTEURS DE RISQUE** sont ceux en présence desquels la probabilité de violence est accrue. En revanche, les **FACTEURS DE PROTECTION** sont les caractéristiques qui permettent à un individu de ne pas développer de problèmes comportementaux même en présence de facteurs de risque.

Les facteurs de risque et de protection ne sont pas de simples **INDICATEURS**. En effet, les indicateurs sont des caractéristiques de classification permettant de différencier des personnes sans toutefois donner aucune indication permettant de comprendre la violence. Parmi les indicateurs, on peut citer l'âge, le sexe et la nationalité. Par exemple, il est correct d'affirmer que les hommes commettent plus d'actes de violence que les femmes, mais cela n'explique en rien pourquoi. De même, la nationalité est un simple indicateur qui n'a aucune valeur explicative et n'apporte aucune réponse objective à la question de savoir si la couleur d'un passeport pourrait avoir une influence sur la probabilité de violence.

Pour avoir des chances de succès, la prévention doit réduire soit les facteurs de risque qui sont à l'origine de la violence, soit favoriser les facteurs de protection qui empêchent la violence. Les mesures de prévention se distinguent en fonction de différents critères et il est particulièrement utile de distinguer entre la prévention universelle, sélective et indiquée.

Trois principaux types de prévention

La **PRÉVENTION UNIVERSELLE** vise un groupe global, sans que celui-ci soit forcément exposé à des facteurs de risque particuliers. Elle offre les mêmes mesures à tous les membres du groupe. Il s'agit, par exemple, de cours pour femmes enceintes ou de programmes de promotion des compétences sociales menés dans les écoles. Les programmes universels sont proactifs et visent à aider. Parmi les principaux avantages de la prévention universelle, il faut citer le fait que les mesures qu'elle applique ne

Prévention universelle, sélective et indiquée

stigmatisent personne et qu'elles permettent d'agir à grande échelle. En revanche, elles présentent l'inconvénient d'être souvent liées à de gros investissements, que les moyens disponibles sont répartis sur un grand nombre de personnes et que leurs effets sont fréquemment faibles.

LA PRÉVENTION SÉLECTIVE vise des groupes ou des individus spécifiques qui se distinguent par une exposition accrue à des facteurs de risque. Ces groupes sont donc plus exposés au risque de faire preuve de comportements violents. Il est généralement nécessaire de cerner précisément les problèmes et les causes possibles pour définir les groupes concernés. Les programmes qui s'adressent à des groupes exposés présentent l'avantage que les moyens disponibles peuvent être investis de manière ciblée, là où ils peuvent apporter des résultats. En revanche, ils présentent le risque de stigmatiser les groupes sociaux visés comme étant potentiellement violents.

Enfin, les programmes de **PRÉVENTION INDIQUÉE** s'adressent aux individus qui ont démontré des problèmes comportementaux et pour lesquels les mesures appliquées visent à améliorer leur développement. Il peut, par exemple, s'agir de programmes thérapeutiques pour les jeunes délinquants.

Comment la recherche aboutit-elle à des «évidences»?

Concepts de recherche pour vérifier les effets de la prévention

Dans la pratique de la prévention actuelle, un grand nombre de projets s'accompagnent d'évaluations qui, en règle générale, contiennent aussi des commentaires sur l'efficacité probable des mesures prises. Il s'agit le plus souvent d'évaluations qualitatives des processus, donc d'estimations sur la manière dont le projet a été mis en œuvre et sur la satisfaction des utilisateurs ou de mesures de variables sélectionnées prises avant et après le programme. Ces deux manières de procéder ne sont toutefois **PAS** considérées comme constituant des preuves d'efficacité dans le cadre de la recherche sur la prévention fondée sur l'évidence scientifique.

L'idée selon laquelle les effets positifs démontrés scientifiquement impliquent des exigences accrues au niveau de l'installation de recherche semble faire l'unanimité. Les quatre principales exigences (Sherman, Farrington, Welsh, und MacKenzie 2002) sont les suivantes:

COMPOSITION ÉQUIVALENTE DU GROUPE

TÉMOIN: Pour démontrer l'effet d'une mesure sur un groupe spécifique, il faut que la composition du groupe témoin qui ne participe pas à l'intervention soit aussi équivalente que possible à celle du groupe spécifique. Cette identité de composition est indispensable, car c'est le seul moyen qui permet de vérifier si le groupe «traité» montre les changements désirés par rapport au groupe témoin «non traité». Idéalement, la répartition entre les individus des deux groupes se fait de manière aléatoire ou si ce n'est pas possible, les groupes sont composés en fonction d'une série de critères permettant d'assurer la plus grande similitude entre les deux (Matched Group Design = composition assortie des groupes).

Critères pour la prévention fondée sur l'évidence scientifique

EFFET DURABLE: La preuve démontrée de l'effet visé constitue un second critère. Cela implique généralement que différents observateurs puissent constater un effet. Par exemple, dans le cadre d'une mesure de prévention scolaire, il faut que la réduction de violence soit constatée tant par les enfants eux-mêmes que par le personnel enseignant et par des observateurs indépendants. De plus, il est généralement demandé que les effets puissent être constatés non seulement juste après l'intervention, mais aussi pendant une période allant au-delà.

CONFIRMATION PAR D'AUTRES ÉTUDES:

Pour qu'un programme de prévention soit considéré comme étant fondé sur l'évidence scientifique, il faut qu'il soit avéré efficace par plusieurs études. **LES BLUEPRINTS OF VIOLENCE PREVENTION** exigent, par exemple, qu'un programme démontre son efficacité concernant les effets visés dans le cadre d'au moins trois essais sur le terrain avant de pouvoir être considéré comme étant «fondé sur l'évidence scientifique». Souvent, on fera en sorte qu'au moins une des études soit réalisée par un groupe de recherche autre que celui qui a développé le programme.

IDENTIFICATION DES MÉCANISMES:

Les effets positifs démontrables des mesures de prévention peuvent avoir des raisons très différentes. C'est pourquoi actuellement, une étude doit souvent démontrer les mécanismes qui ont permis d'obtenir un effet. Par exemple, il faudrait idéalement pouvoir démontrer qu'une mesure visant à améliorer la gestion d'une classe a réellement permis aux écoliers de mieux connaître les règles de vie en commun et de ce fait, de mieux les respecter.

La collaboration entre la recherche et la pratique

Ce qui précède permet de comprendre que la vérification des effets des mesures de prévention exige un gros travail de recherche qui prend souvent plusieurs années. Entreprendre de telles recherches complètes est rarement possible ni raisonnable dans la pratique. L'exploitation utile des résultats de la recherche sur la prévention fondée sur l'évidence scientifique exige donc une étroite collaboration entre la recherche et la pratique dont les principaux éléments sont illustrés par le graphique 5.

LA RECHERCHE EN MATIÈRE DE PRÉVENTION exploite ces résultats pour développer des mesures agissant sur des facteurs causals à différentes phases de vie. Ici, pour augmenter les résultats, il faut réaliser des études d'évaluation bien pensées sur le plan méthodique permettant de tirer des conclusions fiables sur l'efficacité des interventions. Pour cela, on conduira le plus souvent des études expérimentales observant le développement d'individus sur plusieurs périodes au moyen d'un groupe témoin composé de manière aléatoire.

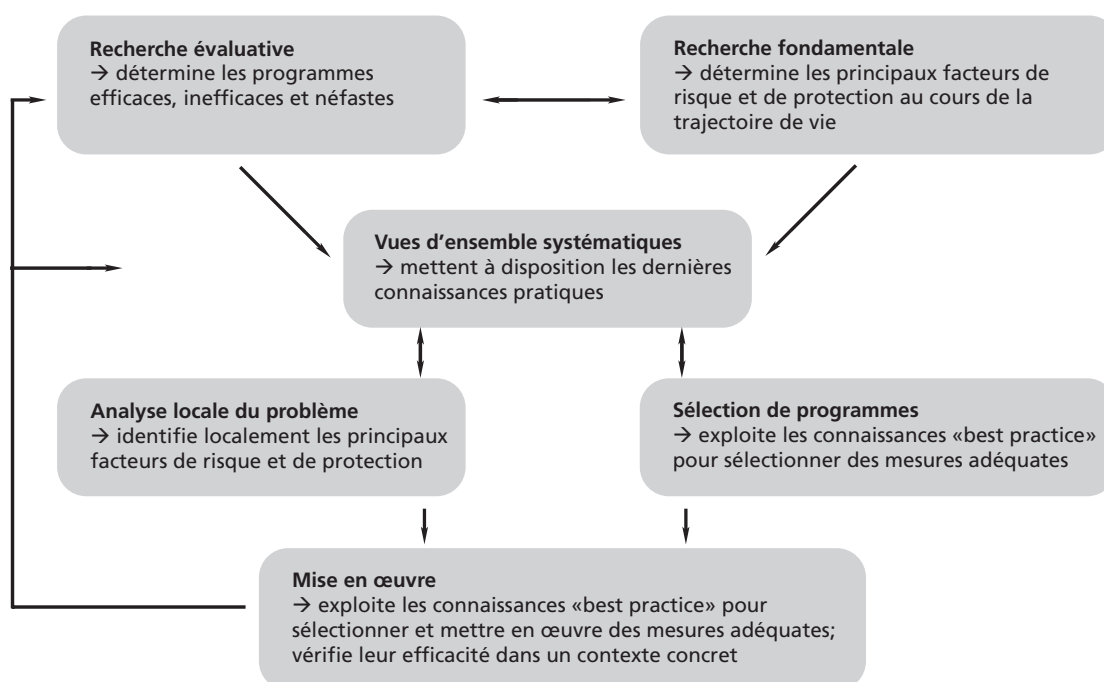
Pour faire progresser le développement et la mise en œuvre de la prévention fondée sur l'évidence scientifique, il faut réunir et résumer les connaissances issues d'études scientifiques sous forme de **VUES D'ENSEMBLE SYSTÉMATIQUES**. Sous l'angle de la recherche, ces vues d'ensembles systématiques sont importantes pour donner une vision fiable des résultats des différentes études. La pratique, quant à elle, a besoin de résumés clairs, compréhensibles et fiables de l'état actuel des connaissances. C'est pourquoi plusieurs projets consacrés à la promotion de la prévention

Vues d'ensemble systématiques de l'état de la recherche

La collaboration entre la pratique et la recherche

LA RECHERCHE FONDAMENTALE s'occupe tout d'abord de décrire les formes de manifestation et le développement de problèmes comportementaux. Elle analyse ensuite les causes, les facteurs de risque et de protection qui agissent à différentes phases de vie. Elle se fonde principalement sur des études dites longitudinales parce qu'elles portent sur le développement d'individus sur plusieurs années, voire décennies. Ces études permettent de sérier les causes et les effets dans le temps.

Graphique 5: Modèle de collaboration entre la pratique et la science



fondée sur l'évidence scientifique établissant des vues d'ensemble systématiques ont vu le jour dans les pays anglophones au cours des 10 dernières années. Ci-après trois projets présentés brièvement:

Travaux réalisés à travers le monde pour une prévention de la criminalité fondée sur l'évidence scientifique

- Les **BLUEPRINTS OF VIOLENCE PREVENTION** constituent la majeure tentative à ce jour de réunir et de résumer des évidences scientifiques concernant l'efficacité de programmes de prévention de la violence. Mené par le Center for the Study and Prevention of Violence de l'Université du Colorado, ce projet a été initié en 1996. Il a déjà enregistré et vérifié l'efficacité de plus de 600 programmes de prévention aux Etats-Unis sur la base de résultats scientifiques. A ce jour, seuls 11 programmes satisfont aux critères nécessaires pour obtenir la mention «efficace» et donc pour être recommandé comme programmes modèles et 18 autres sont jugés «très prometteurs». Des brochures très complètes décrivant de manière détaillée les bases théoriques, l'efficacité, les coûts et les mesures d'assurance qualité peuvent être commandées pour les programmes modèles.

www.colorado.edu/csvp/blueprints

- **CAMPBELL COLLABORATION** est une fondation internationale fondée en 2000 dans le but de réunir les connaissances du monde entier en matière d'intervention et de prévention efficace fondée sur l'évidence scientifique et de les préparer pour les acteurs des milieux pratiques et politiques. La fondation travaille selon la règle: «Qu'est-ce qui est utile? Qu'est-ce qui est néfaste? Sur la base de quelles évidences?» Campbell Collaboration établit des vues d'ensemble sur l'état actuel de la recherche dans les domaines «criminalité et justice», «éducation» ainsi que «Etat social et santé».

La fondation a déjà publié des rapports d'évaluation sur un grand nombre de sujets, parmi lesquels des revues sur l'efficacité des caméras vidéo pour la lutte contre la criminalité, de cours de compétences pour les enfants ou de programmes de formation de groupe pour parents d'enfants de 0 à 3 ans présentant des troubles du comportement.

www.campbellcollaboration.org

- **SHERMAN REPORT – EVIDENCE-BASED CRIME PREVENTION**: Ce rapport qui exerce une grande influence est le résultat d'un projet né en 1996 et dirigé par Lawrence Sherman.

Ce projet avait pour but de faire une évaluation critique des connaissances actuelles sur la prévention efficace de la criminalité. Ce rapport comprend 10 chapitres rédigés par d'éminents chercheurs ainsi que des vues d'ensemble systématiques sur l'état des connaissances en matière de prévention efficace de la criminalité dans les domaines de la famille, de l'école, de la communauté/quartier, du marché du travail, de la situation, de la police et des peines. Ce rapport a évalué un total de 675 programmes dont 28 ont été considérés efficaces.

Outre la version reliée publiée, il existe une version électronique disponible auprès du US Department of Justice sous www.cjcentral.com/sherman/sherman.htm

De telles vues d'ensemble sur l'évaluation de projets de prévention ou de services spécialisés assurant une observation compétente des développements en matière de recherche internationale sur la prévention et préparant les résultats pour la pratique n'existent ni en Suisse, ni dans les pays voisins (France, Allemagne, Autriche, Italie). (Cela tient notamment au fait que jusqu'ici, très peu de recherches systématiques et de qualité sur l'efficacité de la prévention de la violence ont été menées en Europe continentale). Sur ce plan, il est clair que les offres disponibles en Suisse (telles que **DREHSCHIEBE GEWALT-PRÄVENTION** [carrefour prévention violence] de la direction de formation du Canton de Lucerne) sont insuffisantes. Pourtant, vu l'organisation de la prévention de la violence pour de petits territoires (communes, écoles, quartiers), il serait important de mettre en place des structures qui facilitent aux acteurs locaux l'accès aux résultats des recherches axées sur la pratique.

La mise en œuvre de la prévention

Savoir quels programmes fonctionnent ou pas n'est qu'un premier pas. Pour la pratique, il faut ensuite procéder à une analyse de l'état du problème (p. ex. facteurs de risque, offres disponibles) et appliquer des mesures adaptées à la situation.

Il faut ici préciser que les programmes qui ont fait leurs preuves au niveau de la recherche n'aboutissent souvent pas à l'effet espéré dans la pratique. Pour en comprendre la cause, des **ÉVALUATIONS DE PROCESSUS** approfondies ont été effectuées. Ces évaluations montrent que le manque d'effet est fréquemment dû à une **MISE EN ŒUVRE IN-COMPLÈTE ET IMPARFAITE DU PROGRAMME**. C'est pourquoi, ces dernières années, la re-

Nécessité d'un pool d'information

La qualité de mise en œuvre est décisive

cherche a mis au point des critères décisifs pour une mise en pratique réussie (Mihalic et Irwin 2003).³

Critères pour une mise en œuvre réussie et facteurs spécifiques aux cultures

Analyse des besoins et des ressources

Même les meilleurs programmes de prévention fondée sur l'évidence scientifique ne sont pas une panacée universelle qui s'applique partout sans discernement. Chaque projet de prévention doit aller de pair avec une analyse de la situation, principalement l'identification des facteurs de risque et de protection, des ressources et des mesures déjà disponibles ainsi que des difficultés possibles.

Une telle analyse des besoins et des ressources est absolument décisive, particulièrement en ce qui concerne les programmes qui visent des groupes de milieux de migrants, car les connaissances et les expériences réunies dans la société en général ne peuvent être reprises que de manière conditionnelle. Des connaissances sur les idées et valeurs ancrées culturellement dans une communauté, par exemple en ce qui concerne le rôle de la famille ou du comportement des jeunes de sexe masculin, sur les organisations et associations locales ainsi que sur la situation sociale et économique des groupes cibles peuvent contribuer à adapter les programmes de prévention à leurs besoins.

Sélection de programmes de prévention adéquats

Cela englobe aussi le choix de programmes de prévention adéquats. Un bref coup d'œil sur la liste de facteurs de risque énumérés ci-avant permet de se rendre compte que la prévention de la violence touche des domaines (éducation, violence dans le couple, règles scolaires, vie en communauté) dans lesquels sont ancrés de nombreuses idées culturelles ou religieuses. Même en partant du principe que les programmes de prévention poursuivent des objectifs universels et que les principaux facteurs de risque de violence s'appliquent dans toutes les communautés, la prévention de la violence doit tenir compte des particularités culturelles.

Il faut ici souligner un manque singulier de connaissances permettant d'affirmer avec certitude que des programmes fondés sur l'évidence scientifique obtiennent la même efficacité dans différents contextes culturels ou que d'autres n'en ont aucun ou obtiennent même des effets négatifs. Un manque aussi

d'expériences concernant la mesure dans laquelle il est nécessaire et adéquat d'adapter culturellement un programme de formation pour parents, par exemple, pour atteindre et inciter à la réflexion des parents d'un groupe minoritaire.

Les mesures de prévention doivent inciter les personnes et les groupes auprès desquels on veut agir à participer. Cela représente souvent un immense problème dans la pratique et une étude approfondie de la manière qui permettra d'atteindre la population ciblée est une condition sine qua non pour une prévention efficace.

Sur ce plan, les expériences faites dans toute l'Europe ont montré qu'il est d'autant plus difficile de rallier le groupe cible à la cause de la prévention que ses ressources sociales et économiques sont faibles et que l'écart culturel du groupe de migrants avec l'environnement social est grand.

La réponse à la question de savoir comment surmonter ces obstacles d'inhibition n'est pas donnée. Un élément de réponse prometteur est toutefois apporté par le concept de la community readiness (cf. p. ex. Edwards et al. 2000), ce qui signifie le degré de disponibilité d'une communauté locale ou culturelle à accepter et appliquer une mesure de prévention. Cette disponibilité, par exemple pour une formation parentale, a été mise en place et s'est ancrée dans les sociétés occidentales au cours des décennies. Elle n'existe en revanche que peu dans les communautés d'immigrés bénéficiant en moyenne que de faibles ressources de formation. Certaines communautés nieront totalement le problème de la violence, tandis que d'autres en sont conscientes, mais ne sont pas disposées à accepter des mesures correspondantes. Le concept de community readiness part de l'idée que la mise en œuvre d'une mesure de prévention doit être précédée d'une bonne étude de la perception du problème (en général par le biais d'interviews de représentants de la communauté). Il s'agira ensuite de mettre au point des stratégies pour faire prendre conscience du problème.

Les projets de prévention touchent un environnement où existent déjà des mesures, des institutions et des acteurs. Pour être efficaces, les interventions faites dans cet environnement doivent y être adaptées et soute-

Atteindre la population ciblée

Mise en réseau avec les structures et les acteurs

³ Cf. aussi les rapports sous: www.colorado.edu/cspv/publications/otherblueprints.html.

nues par toutes les personnes concernées. S'il est vrai qu'une préparation et une information soignées sont importantes dans tous les cas, elles le sont tout particulièrement dans le cadre de projets touchant des minorités immigrées. Dans les quartiers où plusieurs ethnies et cultures se côtoient, il est particulièrement décisif d'informer d'emblée les organisations minoritaires de la planification et de la mise en œuvre d'un projet et si possible, d'y faire participer activement tout le monde.

Bien organiser le programme

Les responsables de programmes sont souvent dépassés, même dans le cadre de petits projets de prévention, lorsque l'organisation de la mise en œuvre a été insuffisamment planifiée ou que les ressources manquent pour assurer un suivi organisationnel. Les projets efficaces bénéficient généralement de suffisamment de moyens pour planifier et réaliser une mesure de manière compétente. Il faut compter avec un investissement nettement supérieur en temps, planification et organisation pour les projets qui s'adressent aussi ou seulement à des groupes de milieux de migrants.

Fidélité de mise en œuvre

Les programmes efficaces se fondent généralement sur des réflexions approfondies sur la relation entre leurs éléments et la raison pour laquelle ils ont été adoptés. Une mise en pratique efficace exige que les programmes soient réalisés comme ils ont été conçus par ceux qui les ont développés.

Intensité juste du programme

Selon la population visée et le type de prévention (universelle, sélective ou indiquée), il faut des programmes d'une intensité différente pour obtenir des effets. Pour cela, il faut clairement déterminer l'intensité du projet dès le début et y préparer les personnes concernées (p. ex. les enseignants). Les programmes qui ne sont que partiellement mis en œuvre s'avèrent généralement sans effet.

Enthousiasme et formation des responsables de la mise en œuvre

Que ce soit à l'école, dans le cadre d'une formation parentale ou auprès du voisinage, la réalisation de programmes de prévention exige une collaboration aussi active et convaincue que possible de la part d'intervenants bien formés au projet. En effet, un manque de formation et d'enthousiasme empêchera même un programme fondé sur l'évidence scientifique d'obtenir des effets.

Prévention fondée sur l'évidence scientifique en Suisse

Cela ne fait que quelques années que l'on connaît mieux la prévention de la violence fondée sur l'évidence scientifique et menée dans le cadre d'une promotion de la santé au sens large du terme en Suisse.

Quatre grands projets scientifiques consacrés à la violence ou à la délinquance sont actuellement traités en Suisse selon le principe du fondement sur l'évidence scientifique:

■ **BERNER PRÄVENTIONSPROGRAMM GEGEN GEWALT IM KINDERGARTEN UND IN DER SCHULE BE-PROX** (programme bernois de prévention de la violence à l'école enfantine et primaire) (Françoise Alsaker, université de Berne): Cette étude a pour but de vérifier l'efficacité d'un programme de prévention contre le bullying (harcèlement et brutalités entre élèves) au jardin d'enfants et au premier cycle de l'école primaire. Voici les principaux éléments du programme: 1) sensibilisation et diagnostic précoce (différenciation incluse), 2) thématisation: briser le silence et communiquer régulièrement, 3) mettre au point des contrats ou des codes de comportement avec les écoliers, 4) action systématique et application consciente de sanctions positives et négatives, 5) promotion de capacités sociales et de courage civique et 6) participation des parents, amélioration de la communication entre l'école et le foyer. Une première étude a été mise en œuvre en 1998 dans 16 écoles enfantines (8 groupes d'intervention et 8 groupes témoin) et a montré des effets positifs. Une étude étendue sur 1000 enfants dans 60 écoles enfantines est en cours.

Une grande majorité des enfants participants est issue de milieux de migrants. De ce fait, l'étude permettra, vers la fin 2006, des résultats bien fondés sur la manière dont les mesures appliquées agissent sur les enfants de milieux de migrants ayant peu de formation.

■ **PROJET ZURICHOIS SUR LE DÉVELOPPEMENT SOCIAL D'ENFANTS Z-PROSO** (Manuel Eisner, université de Zurich): Ce projet étudie le développement d'environ 1250 enfants entrés à l'école primaire en ville de Zurich après les vacances d'été 2004. Le projet vise principalement à définir la corrélation entre personnalité, famille, voisinage et école concernant d'une part la maturation des compétences prosociales telles que la capacité de compassion – et les problèmes comportementaux, comme déranger les cours, de l'autre. Le

projet englobe l'introduction à l'essai de deux programmes fondés sur le principe de groupes témoins aléatoires qui visent à renforcer durablement les compétences sociales des enfants. Triple P (Positive Parenting Programme) est un programme de cours destiné à apprendre aux parents des techniques de soutien dans le cadre de leurs tâches d'éducation quotidiennes. Le programme PATHS (Promoting Alternative Thinking Strategies) est constitué d'une série de cours prodigués dans les classes pour renforcer les ressources sociales, émotionnelles et cognitives des enfants. En d'autres termes, ces cours aident les enfants à traiter les conflits avec plus de prudence, à mieux comprendre leurs sentiments et à prendre conscience de manière plus appropriée de leurs problèmes.

Du fait de la composition culturelle hétérogène des familles en ville de Zurich, plus de la moitié des enfants participants à l'étude sont issus de milieux de migrants. L'étude permettra de savoir si des mesures de prévention précoce atteignent les enfants de milieux de migrants et si ces mesures montrent des effets. Les résultats sont attendus vers la fin 2006.

■ ELTERN UND SCHULE STÄRKEN KINDER

ESSKI (Parents et école rendent les enfants plus forts) (HES Aargau FHA; l'Institut de recherche et de conseil dans le domaine de la famille de l'Université de Fribourg; Haute école pédagogique de Zurich PHZH; et service spécialisé pour l'alcool et autres problèmes de drogues SFA): Ce projet s'adresse à des enfants de la première à la cinquième année d'école primaire des cantons d'Argovie, Bâle-Ville, Bâle-Campagne, Schaffhouse, Thurgovie et Zurich, aux 52 enseignants des classes choisies ainsi qu'à un millier de parents ou de responsables des écoliers participants. Les effets de deux interventions ont été vérifiés au moyen de groupes témoins composés de manière aléatoire. Les enseignants suivent une vingtaine d'heures de cours de gestion du stress et d'auto-contrôle répartis en cinq modules: fondements, tension et détente au quotidien (scolaire), dialogue interne comme ressource, engagement et distance dans la profession d'enseignant et introduction à l'utilisation de l'instrument d'enseignement Paré et fort pour la vie (Fit und stark fürs Leben). Les parents, quant à eux, suivent une formation Triple-P (voir ci-avant) qui améliore leurs compétences d'éducation. Les résultats des enquêtes seront disponibles dans le courant de l'année 2006.

■ **ETUDE SUPRA-F** (Office fédéral de la santé publique): Ce programme multicentrique pour la prévention des toxicodépendances et la promotion de la santé dans les communes auprès de jeunes en situation de risque, âgés entre 11 et 20 ans, est basé sur la prévention fondée sur l'évidence scientifique. Il englobe 12 centres supra-f répartis en Suisse alémanique et Suisse romande. Des interventions scolaires, socio-pédagogiques et psychologiques doivent aider les jeunes se trouvant dans des conditions de vie difficiles à stabiliser leur situation scolaire ou d'apprentissage. Les premiers résultats montrent que les mesures de l'étude supra-f ont de bons effets.⁴

Près de la moitié des jeunes participants à l'étude supra-f sont de nationalité étrangère. Elle permet donc d'obtenir des résultats empiriquement bien fondés sur l'efficacité de mesures intensives auprès de jeunes issus de milieux de migrants en situation de risque.

⁴ Cf rapports sous www.suchtundaids.bag.admin.ch/themen/sucht/praevention/unterebenen/00414/index.html.

Quatre points clés

- Il est recommandé de désormais axer davantage la prévention de la violence sur les principes de la prévention fondée sur l'évidence scientifique. C'est en effet actuellement le chemin le plus judicieux pour mener une prévention ayant de bonnes chances de déboucher sur des effets positifs.
- La prévention de la violence fondée sur l'évidence scientifique exige une collaboration plus étroite qu'auparavant entre la science et la pratique. Une approche raisonnable consisterait à créer un service spécialisé au niveau fédéral qui traiterait des informations sur les résultats de la recherche au profit de la pratique et contribuerait à la mise en place d'une culture de prévention fondée sur l'évidence scientifique en Suisse.
- Une mise en œuvre de qualité est décisive concernant la transposition pratique des résultats de programmes qui se sont avérés efficaces au niveau de la recherche. Un bon contrôle de qualité de la prévention de la violence exige toutefois des ressources financières et organisationnelles.
- Les groupes de milieux de migrants bénéficiant de peu de ressources de formation sont généralement difficiles à motiver pour la participation à des mesures de prévention. De ce fait, une mise au point soignée des besoins spécifiques et des ressources, des réflexions concernant une adaptation éventuelle des programmes en fonction des particularités culturelles ainsi que la préparation à une mesure de prévention par le biais d'une information précoce et la prise en compte d'organisations de minorités peuvent apporter une aide décisive pour la mise en œuvre réussie d'une mesure.

4

Prévention au niveau de la famille

La famille constitue un point central pour la prévention des développements non conformes chez les enfants et les jeunes, et ce pour deux raisons. La première tient au fait que les **FACTEURS DE RISQUE AU SEIN DE LA FAMILLE** favorisent l'apparition de problèmes de comportement durant l'enfance et la jeunesse. La prévention au niveau de la famille tente d'agir sur ces facteurs de risque. La seconde se fonde sur le fait que personne ne peut mieux promouvoir le développement émotionnel et social de l'enfant que ses parents. Il est donc judicieux de les soutenir dans leurs tâches d'éducation, même si les causes des problèmes de comportement ne sont pas liées à la famille, mais, par exemple, à la personnalité, à l'école ou aux contacts avec les pairs du même âge. La prévention au niveau de la famille peut donc permettre de mettre en place des facteurs de protection contre les développements problématiques.

Facteurs de risque liés à la famille

De la grossesse à l'adolescence, les facteurs de risque liés à la famille agissent sur la probabilité de violence et de délinquance durant la jeunesse (Loeber et Stouthamer-Loeber 1986; McCord 1991; Utting, Bright et Henricson 1993). Ces facteurs se subdivisent en quatre groupes de phénomènes.

Risques physiques et psychiques pendant et après la grossesse

Les facteurs de risque liés à la grossesse et à la période qui suit immédiatement la naissance sont empiriquement bien démontrés. Durant la grossesse, il s'agit principalement de la consommation **D'ALCOOL, DE NICOTINE ET DE DROGUES** et de leurs effets sur le développement du fœtus. Les effets à long terme de la **CHARGE PSYCHIQUE DE LA MÈRE** avant ou même après la naissance, ainsi que la mesure dans laquelle elle se sent surchargée dans les premiers mois de vie du bébé et n'arrive pas à construire une relation émotionnelle positive avec lui, ont eux aussi été maintes fois démontrés.

Relations émotionnelles avec l'enfant

Le manque de **LIENS SOLIDES** et de **SOUTIEN COMME DE CHALEUR ÉMOTIONNELS DE LA PART DES PARENTS** sont des facteurs de risque de comportement agressif importants à toutes les phases de vie jusqu'à

l'adolescence. Cela tient très probablement à des déficits de socialisation. Un manque de soutien émotionnel par les parents rend plus difficile la construction de compétences pro-sociales (p. ex. l'empathie, la confiance, le traitement des conflits) qui, pour leur part, réduisent la probabilité de violence des jeunes.

Le manque de compétences d'éducation des parents constitue un troisième groupe de facteurs d'influence. Par **COMPÉTENCES D'ÉDUCATION**, il faut comprendre un ensemble de techniques et de capacités à soutenir un enfant en fonction de ses possibilités et de réagir de manière adéquate aux problèmes. Un grand nombre d'études ont démontré qu'un manque de rigueur face à des problèmes comportementaux, un manque de soutien aux activités, un manque de suivi ainsi que la violence parentale sont des formes d'expression du manque de compétences d'éducation constituant des facteurs de risque d'apparition de problèmes comportementaux (cf. p. ex. Pfeiffer, Wetzels et Enzmann 1999; Smith et Thornberry 1995). Le manque de compétences d'éducation semble tout particulièrement déboucher sur la violence des jeunes lorsqu'il est combiné à un manque de chaleur et d'amour parental (Farrington 1998).

Les **PROBLÈMES RELATIONNELS ENTRE LES PARENTS** constituent eux aussi un facteur de risque. Les jeunes qui ont été régulièrement témoins de conflits violents entre les partenaires du couple durant leur enfance exerceront eux-mêmes plus souvent la violence (cf. également Gelles et Strauss 1988). Cela est généralement lié aux processus d'apprentissage de gestion des conflits (Bandura 1973). Par exemple, les jeunes qui ont vécu la violence entre leurs parents durant leur enfance auront plutôt des approches qui préconisent la violence. De plus, ils sont plus nombreux que la moyenne à penser que les gens sont enclins à se montrer agressifs ou hostiles vis-à-vis d'eux (Pfeiffer, Wetzels et Enzmann 1999).

En l'état actuel des connaissances, les facteurs de risque liés à la famille ont une corrélation cumulative. En effet, plus les facteurs négatifs sont nombreux et plus ils marquent l'individu de manière intensive et durable,

Compétences d'éducation des parents

Qualité de la relation entre les parents

Corrélation entre les risques liés à la famille

plus le risque de voir se développer différentes formes de problèmes comportementaux durant la jeunesse est grand. Il ne faut toutefois pas oublier ici qu’une grande partie des jeunes qui ont grandi dans des situations familiales très difficiles ne présente pratiquement pas de problèmes comportementaux.

Types fondamentaux de préventions au niveau de la famille

Beaucoup de programmes pédagogiques et thérapeutiques visant à réduire les facteurs de risque liés à la famille et à renforcer les ressources parentales ont été développés au cours des 30 dernières années. En nous basant sur les études de Farrington et Welsh (2002), trois types fondamentaux de prévention sont différenciés (tableau 8). Chacun de ces types s’adresse à différents groupes d’âge et sont fondés sur l’évidence scientifique ayant bien établi qu’ils réduisent efficacement la probabilité de violence et de délinquance.

Grossesse et éducation du petit enfant

Les mesures pendant la grossesse et les premières années de l’enfant constituent un premier groupe de programmes de prévention. Les programmes de prévention fondés sur l’évidence scientifique visent à réduire les risques de santé pendant la grossesse et à améliorer les compétences d’éducation des mères en situation de risque.

LE PROGRAMME PRENATAL/EARLY INFANCY HOME VISITATION BY NURSES PROGRAM⁵ mis au point par David Olds et son équipe (National Center for Children, Families and Communities at the University of Colorado) est celui qui a rencontré le plus de succès et les meilleures évaluations. Il a été développé à la fin des années 1970 et vérifié au cours de trois essais aléatoires avant d’être appliqué dans un grand nombre d’Etats américains.

Exemple I: The Prenatal/Early Infancy Home Visitation by Nurses Program

Ce programme s’adresse à de jeunes femmes enceintes à faible revenu et en situation de risque ainsi qu’à leur enfant à naître. Il s’est fixé pour objectif de prévenir les comportements qui peuvent mettre en danger le développement physique, psychique et social de l’enfant en tenant compte des tissus sociaux existants. Ici, priorité est donnée aux comportements présentant des risques pour la santé pendant la grossesse, parmi lesquels la consommation abusive d’alcool, de drogues et de nicotine. Après la naissance, le programme se concentre sur la promotion des compétences d’éducation, sur les façons d’éviter la maltraitance et l’abandon des enfants ainsi que sur la planification de vie des parents concernés.

Groupe cible & but

L’offre englobe de 1 à 4 visites à domicile par mois d’une sage-femme spécialement formée. Ces visites commencent au début de la grossesse et continuent jusqu’à ce que l’enfant atteigne l’âge de deux ans. La sage-femme aide la future mère à adopter un comportement de santé positif et montre aux parents des possibilités pour un traitement positif du bébé et des éventuels problèmes. Elle prodigue également des conseils professionnels et d’éducation ainsi qu’une information sur les endroits

Contenu

Tableau 8: Trois types fondamentaux de programmes de prévention au niveau de la famille fondés sur l’évidence scientifique

Type de programme	Groupe d’âge	Groupe cible
Programmes au cours de la grossesse et de la petite enfance	0 à 3 ans	sélectif: mères en situation de risque, à faible revenu et à niveau de formation bas
Programmes de formation pour parents	1 à 15 ans	universel, sélectif et indiqué
Programmes thérapeutiques cognitivo-comportementaux pour familles tenant compte de l’environnement social	10 à 18 ans	indiqué: jeunes violents, délinquants ou toxicodépendants et leurs familles

⁵ Pour de plus amples informations, consulter le site officiel sous: www.nursefamilypartnership.org

où trouver une aide continue. Enfin, elle aide la mère à tisser des relations avec les membres de sa famille et ses amis proches.

Efficacité

La première étude pour mesurer les effets du programme a commencé en 1977 (Olds, Henderson, Chamberlin et Tatelbaum 1986). Elle a démontré des effets positifs 15 ans après l'intervention tant en ce qui concerne les mères que les enfants. Elle a en effet constaté une baisse sensible de problèmes comportementaux sociaux et de santé (baisse de 44% des problèmes comportementaux liés à la consommation d'alcool et de drogues, et de 69% des arrestations) ainsi que 31% de nouvelles grossesses en moins et des intervalles plus longs (+2 ans) avant une nouvelle grossesse. L'étude a constaté que, dans le groupe témoin, les maltraitances ou les abandons d'enfants atteignaient 19% contre 4% seulement dans celui des personnes suivies. De même, les familles qui ont bénéficié du programme ont moins fait appel à l'aide sociale car un pourcentage plus élevé des mères ont réussi à trouver un emploi. Les enfants participant au programme ont obtenu de meilleurs résultats scolaires et un taux de fugues inférieur à l'âge de 15 ans (56%), un taux d'arrestations moindre (56%) et moins de consommation d'alcool (56%) que les jeunes du groupe témoin.

Programmes de formation pour parents

Un deuxième groupe de programmes standardisés de formation pour parents avec efficacité démontrée réduisent les problèmes liés à l'éducation et visent à favoriser une éducation positive. Généralement, ces programmes ont instruit les parents sur la manière

- d'observer le comportement de l'enfant et de reconnaître à l'avance des conflits possibles pouvant dégénérer,
- de fixer des objectifs clairs en matière de comportement et de réagir avec rigueur aux problèmes,
- de renforcer les comportements positifs et d'établir une relation émotionnelle protectrice avec leur enfant,
- de promouvoir les compétences cognitives, émotionnelles et sociales de leur enfant.

En outre, ces programmes ne se limitent pas à transmettre des connaissances mais

- exercent et mettent concrètement en œuvre des capacités avec les parents,
- aident les parents à acquérir durablement les bases d'une éducation positive,
- sont fondés sur une intensité minimale de plusieurs unités de cours prodigués par des formateurs qualifiés et soutenus par du matériel sous forme de vidéos et/ou de fiches récapitulatives ainsi que d'un suivi,
- proposent également des variantes intensives incluant aussi la relation de couple en cas de problèmes graves au niveau de l'éducation et du comportement.

Différents programmes standardisés de formation pour parents ont été développés depuis le début des années 1990. Certains englobent désormais des cours destinés à différentes tranches d'âge ainsi que des offres d'intensité variable en fonction des besoins et des problèmes existants.⁶

Le programme de formation pour parents ayant fait l'objet d'une évaluation scientifique le mieux connu en Suisse est le programme **TRIPLE P**. Développé par le psychologue australien Mathew Sanders, le **POSITIVE PARENTING PROGRAM** est mené en Suisse par l'Institut de recherche et de conseil dans le domaine de la famille de l'Université de Fribourg.⁷ Triple P est un programme cognitif comportemental fondé sur les connaissances acquises en matière de facteurs de risque et de protection au niveau de la famille liés à l'apparition de problèmes comportementaux chez les enfants et les jeunes. Le modèle d'intervention Triple P repose sur cinq principes:

- Assurez un environnement sûr et intéressant.
- Incitez votre enfant à apprendre.
- Adoptez un comportement rigoureux.
- Ayez des attentes raisonnables.
- Tenez compte de vos propres besoins.

Triple P englobe aujourd'hui toute une série de programmes subdivisés en fonction de leur degré d'intensité (allant de brochures d'information à des thérapies intensives) et des groupes d'âge (enfants de 0 à 11; adolescents).

Exemple II: Positive Parenting Program (Triple P)

Offre

⁶ La formation familiale Gordon, introduite dans les années 1970 est une expérience pionnière du genre.

⁷ Pour de plus amples informations, voir le site de Triple P Suisse: www.triplep.ch

Les cours Triple-P prodigués en Suisse (niveau 4) visent à permettre aux parents de gérer des situations problématiques complexes et durables en quatre sessions de deux heures déjà. Dans les semaines suivantes, les parents ont la possibilité de bénéficier de quatre conseils téléphoniques avec un formateur Triple P.

Jusqu'ici, les cours Triple-P ne sont proposés en Suisse qu'en allemand, mais, dans le cadre d'essais pilotes, ils sont également disponibles depuis quelques mois en albanais, portugais et turc.

Efficacité

Les cours Triple-P pour la promotion des compétences d'éducation se sont avérés plusieurs fois efficaces dans le cadre de tests aléatoires sur le terrain auprès de familles présentant un profil de risques accrus (cf. p. ex. Sanders 1999). Des effets positifs ont été démontrés sur les plans d'une amélioration du comportement éducatif, du climat familial et de la réduction des problèmes comportementaux d'enfants d'âge préscolaire et à l'école primaire. Ces effets positifs ont même été constatés chez des parents chinois à Hong-Kong présentant des problèmes d'éducation ainsi que chez des minorités en Australie. Les premiers résultats tendent à montrer que le nouveau programme Triple-P pour parents d'adolescents (12 à 14 ans, cours comprenant 8 unités) amène de nettes améliorations au niveau du comportement éducatif, de l'état psychique des parents ainsi qu'à une baisse des conflits entre les partenaires du couple et avec l'adolescent (Sanders 1999).

Variantes Incredible Years

Le programme **INCREDIBLE YEARS**, développé par la psychologue américaine Carolyn Webster-Stratton, part d'une préoccupation similaire. Il s'adresse aux parents d'enfants âgés de 3 à 8 ans présentant des problèmes comportementaux. Il repose sur des résultats d'évaluation très parlants réunis au cours de six tests aléatoires sur le terrain.⁸ Parmi les qualités exceptionnelles de Incredible Years, il faut citer qu'il contient, outre des programmes pour la promotion de pratiques éducatives et de compétences sociales, un module de formation pour les enseignants (construction de relations positives, gestion de problèmes en classe, enseignement de compétences sociales et émotionnelles) ainsi qu'un module destiné aux enfants (émotions, empathie, compréhension des autres enfants, gestion des disputes, règles scolaires, apprendre avec succès). Ce programme est désormais

disponible en anglais, en français, en espagnol, en norvégien et en suédois, mais pas encore en allemand.

Le programme de formation des parents **PARENTS FORTS – ENFANTS FORTS** proposé par l'association allemande de protection des enfants remporte depuis quelques années un succès croissant en Allemagne.⁹ Il vise à aider à réduire le stress lié à l'éducation, à éviter la violence et à construire des compétences de gestion des problèmes. Toutefois, ses effets sur les problèmes de comportement n'ont pas encore fait l'objet d'une évaluation.

Parents forts – enfants forts

Thérapies familiales pour les jeunes délinquants

En l'état actuel des connaissances, la prévention indiquée comprenant des programmes thérapeutiques est la plus prometteuse pour les jeunes déjà violents ou délinquants. Parmi les différentes bases possibles, ce sont les programmes de thérapie familiale cognitivo-comportementaux tenant compte de l'environnement social (école, apprentissage, pairs, voisinage) qui démontrent les meilleurs résultats. Nous esquissons ci-après un concept qui a démontré de bons résultats au niveau de la recherche actuelle, à savoir la thérapie familiale fonctionnelle.

La **THÉRAPIE FAMILIALE FONCTIONNELLE (TFF)** s'adresse aux jeunes âgés de 11 à 18 ans en situation de risque, exposés à la violence ou déjà violents, délinquants ou toxicodépendants ainsi qu'à leurs familles. La TFF tient compte du fait que le milieu ethnique et culturel de cette population est extrêmement diversifié.¹⁰

Exemple III: Thérapie familiale fonctionnelle

La TFF formule cinq objectifs principaux liés les uns aux autres: 1) Il s'agit tout d'abord d'atteindre les jeunes et leurs familles, de les motiver à participer et d'éviter leur abandon avant la fin du programme («engagement»). 2) Elle tente de réduire le négativisme qui règne souvent dans ces familles, de corriger des réactions et des idées émotionnelles inadéquates ainsi que de renforcer la fidélisation au programme, la confiance dans le thérapeute, sans oublier l'espoir et la motivation pour des changements durables («motivation»). 3) Une fois que la fidélisation au programme est satisfaisante, il s'agit de contrôler l'interconnexion du jeune concerné et de sa famille avec diffé-

⁸ Pour de plus amples informations, consulter www.incredibleyears.com

⁹ Pour de plus amples informations, consulter www.starkeeltern-starkekinder.de

¹⁰ Pour de plus amples informations, consulter le site de Functional Family Therapy: www.fftinc.com

rents réseaux. Ce contrôle vise à mettre en évidence les fonctions interrelationnelles des comportements et leur rapport avec des techniques de modification des comportements («évaluation du problème»). 4) Elle vise à améliorer la communication et le soutien mutuel au sein de la famille. Parallèlement, il s'agira d'identifier des solutions possibles pour les problèmes comportementaux et de mettre au point des stratégies efficaces pour modifier les comportements («changement de comportement»). 5) Les ressources de voisinage existantes sont intégrées à la stratégie pour assurer le maintien et la généralisation des changements positifs au sein de la famille («généralisation»).

Offre

Ce programme est dirigé par des thérapeutes familiaux qui suivent individuellement chaque famille dans un cadre clinique. Des programmes TFF qui prévoient un traitement à domicile et qui s'adressent spécialement aux familles de milieux multiethniques exposées à des risques multiples ont été récemment développés. En règle générale, l'investissement thérapeutique ne dépasse pas 10 heures de travail par famille, mais il peut atteindre un maximum de 26 heures dans les cas difficiles (p. ex. après une mesure privative de liberté).

Efficacité

Des tests cliniques ont démontré que la TFF permettait un traitement efficace de jeunes présentant des troubles du comportement et des problèmes de toxicodépendance ou de violence. Elle évite également que ces jeunes aboutissent à des mesures plus restrictives (et plus chères) ou ne doivent recourir à d'autres services sociaux. Le taux de récidive baisse lui aussi de 25 à 50% selon les programmes et les études. Les effets de ce programme perdurent 5 ans après l'intervention.

Prévention au niveau de la famille en Suisse

Peu de soutien à la formation des parents

La nécessité d'inclure les parents dans la prévention et d'améliorer leurs compétences éducatives par des spécialistes est un vieux postulat de la politique familiale suisse. Contrairement à d'autres secteurs sociaux et de formation, le secteur public assure une participation très modeste à la promotion de la formation des parents. C'est ainsi que, dans son rapport publié en 2004, la Fédération suisse pour la formation des parents (FSFP) arrive à la conclusion que la formation des parents en Suisse «est à peine perceptible, ne bénéficie

de pratiquement aucun soutien financier et est principalement assurée par des bénévoles».¹¹ Un quart seulement des cantons suisses compte des organisations faitières qui mettent en réseau la formation des parents avec les secteurs sociaux et éducatifs et fournissent un travail d'information.

Les écarts régionaux concernant la diffusion d'offres de formation de parents et de l'implantation de la formation des parents sur un plan plus étendu du secteur social et de formation sont énormes. Zurich est leader dans ce domaine, depuis que le canton a ancré le principe de la formation des parents dans sa loi sur la protection de la jeunesse, grâce à des services régionaux pour la formation des parents et une offre attrayante de cours. D'autres cantons disposent d'une offre nettement plus limitée.

Selon la FSFP, près de 48 000 personnes ont suivi l'un des 2500 cours de formation de parents proposés en Suisse en 2004. L'offre va de cours pour parents en devenir et parents de nourrissons, en passant par des offres portant sur l'éducation des enfants et la gestion de problèmes pendant l'adolescence, jusqu'à des cours sur le couple, l'adoption ou la situation d'enfants pendant un divorce. Il faut saluer le fait que le nombre de cours standardisés soumis à un certain contrôle de qualité a augmenté ces dix dernières années. Toutefois, à notre connaissance, hormis Triple P, aucun des programmes proposés en Suisse ou à l'étranger n'a été évalué concernant son efficacité.

La formation universelle des parents en Suisse n'a pas encore épuisé son potentiel préventif. Elle a besoin de ressources financières et organisationnelles supplémentaires pour mettre en place une offre couvrant l'ensemble du territoire, promouvoir des projets novateurs, intensifier le travail auprès du public et la collaboration avec la recherche.¹³ Pour cela, il faut plus se tourner vers des programmes fondés sur l'évidence scientifique adaptés à différentes tranches d'âges.

Il existe également en Suisse des offres de prévention indiquée au niveau de la famille pour les jeunes qui présentent déjà des problèmes. Différentes offres de **SUIVI FAMILIAL SOCIO-PÉDAGOGIQUE** ont en effet été mises en place depuis la fin des années 1980 dans plusieurs cantons (principalement alémaniques) ainsi que par Pro Juventute. L'aide

Il faut une formation de parents élargie fondée sur l'évidence scientifique

¹¹ Sur le site de FSFP, en allemand, sous la rubrique «Über uns»: www.elternbildung.ch.

¹² Voir Elternbildung in der Schweiz/Formation des parents en Suisse, page 5, sous: www.elternbildung.ch/images/4_Elternbildung_Schweiz.pdf

familiale sociopédagogique est apportée sous forme d'interventions limitées dans le temps auprès de familles qui se trouvent dans une situation de vie extrêmement critique.

Comme l'a déjà constaté l'expertise collective de l'Office fédéral de la santé publique sur la prévention en faveur d'enfants et de jeunes en situation de risque (2004), jusqu'ici une minorité de ces offres a été évaluée, ce qui ne permet de juger que très partiellement de leur efficacité. C'est pourquoi tous les efforts visant à multiplier les évaluations des effets des mesures dans le domaine de l'aide et de la formation des parents sont utiles.

Prévention au niveau de la familles et parents issus de milieux de migrants

Les parents immigrés ayant un faible niveau de formation constituent un important groupe cible pour la prévention de la violence au niveau familial – comprise comme un élément d'une vaste promotion du développement psychosocial des enfants et des jeunes. En Suisse, il n'existe pas assez de programmes et d'activités axés sur les besoins de parents immigrés et **RÉELLEMENT** aptes à atteindre les groupes visés.

Les familles de milieux de migrants ne sont pas assez visées

Tableau 9: Exemples d'offres de formation des parents en Suisse

Domaine	Exemples de programmes / offres
Grossesse / bébé	■ Programme parents-enfants PEKiP (Prager Eltern-Kind Programm) ■ Offres de cours non standardisés pour la grossesse, massages des bébés, soins aux nourrissons, états d'épuisement de la mère, bébés pleureurs, etc.
Formation des parents	■ Offres variées de cours non standardisés pour différents groupes d'âges et différentes constellations de parents Programmes standardisés ■ Triple P (Matthew Sanders) ■ Starke Eltern – Starke Kinder / Parents forts – Enfants forts (Association allemande de protection des enfants, en cours d'organisation en Suisse) ■ Was Eltern wissen sollten / Ce que les parents devraient savoir (Rerrez, Minsel & Wimmer) ■ STEP – das Systematische Training für Eltern / la formation systématique pour parents (Dinkmayer, McKay & Dinkmeyer) ■ Gordon Familientraining / Familienkonferenz / Formation et conférence de famille (Thomas Gordon) ■ Etre parents aujourd'hui (Don Gordon)
-	■ Offres spécifiques pour femmes migrantes (FemmesTische / groupes de parole, cours de langue pour migrantes)
Programmes thérapeutiques pour familles de jeunes présentant des problèmes de comportement	■ Différentes offres de thérapies non standardisées ■ Suivi familial socio-pédagogique (Pro Juventute et autres)

Préparation à l'accouchement et suivi non médicalisé

Les femmes immigrées accèdent nettement moins bien aux soins périnataux et post-nataux en Suisse.¹³ Cela concerne principalement les offres non médicalisées (comme les cours de préparation à l'accouchement) auxquelles elles n'ont pratiquement pas recours. Il existe donc sur ce point un énorme déficit en ce qui concerne l'importance de la prévention dans cette première phase de vie pour le futur développement psychosocial.

Des efforts sont actuellement fournis par différentes parties pour combler ces lacunes¹⁴ – par exemple dans le cadre de la stratégie fédérale **MIGRATION ET SANTÉ 2002–2006**. Dans ce contexte, **LE SERVICE SUISSE DE COORDINATION POUR LA MIGRATION ET LA SANTÉ REPRODUCTIVE** à Bâle a commencé à organiser dans plusieurs régions une offre de préparation à l'accouchement à l'attention de femmes immigrées.¹⁵ Dans l'optique d'une prévention durable, il serait judicieux d'encourager les efforts visant à réduire le stress des mères, à promouvoir l'établissement de relations porteuses d'émotions et à améliorer les compétences en matière de soins aux nourrissons.

Formation de parents pour immigrés

Les lacunes sont certainement encore plus marquées en ce qui concerne les offres pour parents des tout-petits et d'enfants en âge de scolarité primaire. Des entretiens avec des représentantes de formation de parents indiquent que l'offre atteint principalement les parents suisses de classe moyenne et bien intégrés. Le fait que les immigrés ne soient pas suffisamment visés tient à plusieurs facteurs: aux barrières que représentent un faible niveau de formation, à une mauvaise perception de sa propre efficacité, à un manque de connaissances linguistiques et à d'autres idées concernant l'éducation. Viennent s'ajouter les obstacles matériels tels que les coûts des cours de formation de parents, des horaires de travail souvent irréguliers et les coûts liés à la garde des enfants pour suivre les cours. Ce n'est que récemment que les premiers essais pour proposer des programmes de promotion des compétences d'éducation dans quelques-unes des principales langues des immigrés (Triple P en albanais, turque et portugais) ont vu le jour.

Les expériences faites dans le cadre du projet de prévention **ZIPPS ZÜRCHER INTERVENTIONS- UND PRÄVENTIONSPROJEKT AN SCHULEN** (Projet zurichois d'intervention et de prévention dans les écoles) montrent que des stratégies d'information et de motivation à long terme sont nécessaires pour mieux faire connaître et mieux ancrer les offres de formation auprès de parents immigrés ayant un faible niveau de formation. En effet, dans le cadre du projet d'intervention et de prévention dans les écoles, zipps n'a réussi que très partiellement à motiver les personnes issues de minorités peu intégrées de langue étrangère à suivre les cours en dépit de la gratuité des cours, d'un service de garderie et d'une grande publicité.

Parallèlement à différents autres facteurs, il faut dire que les idées présentées dans le cadre de formations aux parents sont souvent inhabituelles, ce qui constitue l'une des principales raisons expliquant la nécessité d'un travail d'information à long terme pour une meilleure acceptation de telles offres. C'est pourquoi des cours en langues étrangères devraient être proposés régulièrement sur plusieurs années et soutenus par un travail d'information continu.

Le projet **FEMMESTISCHE** est une base de travail d'information intéressante. Ce projet de promotion de la santé a été développé en 1996 à l'attention des femmes immigrées. Il est fondé sur l'idée que les contacts personnels et les discussions informelles donneraient de meilleurs résultats, surtout au sein de groupes ayant un faible niveau scolaire, que des conférences ou des informations écrites. C'est pourquoi, des femmes préalablement formées du cercle culturel concerné invitent d'autres femmes chez elles pour discuter de problèmes de santé. L'expérience montre que ce concept permet d'atteindre les femmes immigrées et qu'il semble améliorer leur disposition à continuer à avoir recours à d'autres offres de prévention (même s'il n'y a pas de résultats démontrés concernant leur efficacité).

Bases pour atteindre les parents immigrés bénéficiant de peu de formation

¹³ Cf. Newsletter 3/2003 du service Santé et Migration de Caritas Suisse, www.caritas.ch/gesundheit

¹⁴ Cf. p. ex. le rapport d'évaluation Anna Vettori, Stephan Hammer, Rea Bonzi, Nicolas Schmidt (2005) évaluation intermédiaire projet *Migration et santé reproductive* sur mandat de l'Office fédéral de la santé publique (www.bag.admin.ch/cce/studien/migrationgesund/d/reprges05/berichtreprges05.pdf). Ce rapport conclut qu'une évaluation des effets atteints n'est pas possible.

¹⁵ Parmi les autres projets dans ce domaine, il faut par exemple citer *conTATTO* à Zurich (cours de massages de bébés à l'attention de parents provenant de différentes cultures) ou le projet (terminé) de *formation de mères turques et la promotion précoce de leurs enfants*, rapport Scherer-Korkut, Yesim (1998) sur le projet de formation de mères turques et la promotion précoce de leurs enfants, dans: Marie-Meierhofer Institut für das Kind (Hrsg). Conditions de départ pour familles. Zurich: Pro Juventute.

Conclusions

- La promotion des compétences d'éducation des parents dans toutes les phases de vie constitue une contribution importante à la prévention universelle de problèmes comportementaux chez les enfants et les jeunes. Elle devrait être soutenue plus systématiquement en Suisse.
- Promouvoir plus largement en Suisse les offres de cours dont l'efficacité a été scientifiquement vérifiée et dont la mise en œuvre fait l'objet d'un strict contrôle de qualité.
- Dans le domaine de la famille, la prévention universelle n'atteint seulement qu'une partie des groupes cibles. Il est donc nécessaire de la compléter par des offres de prévention sélective et indiquée. Il faut, par exemple, réfléchir à la mesure dans laquelle il est possible d'obliger les parents d'enfants et de jeunes délinquants ou agressifs à suivre des cours de formation correspondants.
- L'offre de formation est clairement insuffisante pour les parents de milieux de migrants. Il serait judicieux de multiplier les efforts pour atteindre ces groupes.

5

Prévention au niveau de l'école

Facteurs liés à l'école

L'école est un endroit central pour la prévention de la violence, et ce pour quatre raisons: premièrement, parce qu'à tout âge, les tracasseries, les brimades et la violence ont des effets négatifs sur le climat de l'école et de l'apprentissage, ce qu'il faut éviter; deuxièmement, parce que l'école joue un rôle déterminant pour les chances dans le parcours de vie des enfants et que, de ce fait, il lui incombe une responsabilité en matière de prévention de problèmes comportementaux; troisièmement, parce que les programmes scolaires atteignent tous les enfants et tous les jeunes sans exception, ce qui signifie qu'ils peuvent agir comme facteurs de protection contre les facteurs de risque extrascolaires difficiles à influencer (famille, voisinage, etc.); enfin, quatrième, parce qu'il est possible d'aborder et de soutenir des activités de prévention au niveau de la famille, des loisirs et du voisinage depuis l'école.

Facteurs de risque liés à l'école

Les jeunes violents ne vont pas volontiers à l'école

La probabilité de violence chez les jeunes va de pair avec des caractéristiques scolaires telles que: faibles résultats scolaires, faible motivation à travailler, **FAIBLE ATTACHEMENT À L'ÉCOLE, ABSENTÉISME MARQUÉ** et **PEU D'ASPIRATIONS PROFESSIONNELLES**. Dans les systèmes scolaires échelonnés selon les performances (comme en Allemagne et en Suisse), la proportion de jeunes violents est plus élevée dans les niveaux inférieurs. Ajoutons encore que les enfants qui se font remarquer par leur comportement agressif sont déjà plus souvent sujets aux problèmes scolaires dès le degré primaire.

Les problèmes scolaires et la violence ont des origines communes

Trois mécanismes sont à l'origine de cette corrélation. Premièrement, les problèmes scolaires et le comportement agressif sont dus à des causes multiples. Par exemple, des caractéristiques personnelles comme un self-contrôle restreint et des facteurs de risque familiaux tels qu'une éducation peu rigoureuse ont des effets à la fois sur les résultats scolaires et sur le comportement agressif (cf. p. ex. Gottfredson et Hirschi 1990). Deuxièmement, les problèmes scolaires peuvent engendrer un stress qui favorisera la violence et d'autres formes de délinquance (p. ex. Agnew

1992). Dans ce contexte, Engel et Hurrelmann (1998) expliquent que l'échec scolaire est particulièrement lié au risque de violence lorsque les parents ont des attentes élevées qui mettent le jeune sous une pression excessive. Enfin, la délinquance et la violence peuvent, pour leur part, être la cause de problèmes scolaires (Thornberry 1996). Cela ne vient pas seulement du fait que l'absentéisme, les bagarres et les punitions constituent un frein à la réussite scolaire. L'enfant qui fait preuve d'un comportement agressif dès l'école primaire sera souvent rejeté par les personnes socialement compétentes et par ses camarades du même âge qui obtiennent de meilleurs résultats. De ce fait, il bénéficiera de moins de soutien pour son processus d'apprentissage.

La probabilité de violence va également de pair avec les caractéristiques des classes et des écoles. Les écoles dans lesquelles règne un mauvais climat, ou un mauvais rapport enseignants-élèves, ou dont les règles sont appliquées de manière peu claires ou de manière ressentie comme étant injuste, rencontrent souvent un nombre de cas de violence supérieur à la moyenne. Cela est également lié en grande partie aux caractéristiques des élèves qui suivent les cours d'une école. En effet, le climat scolaire est généralement mauvais et le niveau d'agressivité est élevé dans les écoles qui réunissent un grand nombre d'enfants difficiles.

En tant qu'unités sociales, les associations de classe et les écoles participent aussi à l'origine de la genèse de la violence (Gottfredson 2001; Meier 1997; Riedel et Welsh 2002; Welsh 2001). En effet, un manque de clarté concernant les règles de comportement et une application peu systématique et peu rigoureuse du règlement sont des exemples qui caractérisent les écoles (et les classes) dans lesquelles la probabilité de problèmes comportementaux divers est accrue. De plus, les écoles se différencient par la proportion dans laquelle elles offrent un soutien émotionnel aux enfants et luttent, par exemple, contre l'exclusion systématique de certains enfants. Les écoles qui offrent peu de soutien émotionnel aux enfants et qui n'encouragent pas suffisamment la solidarité entre les élèves sont

Climat scolaire

Un mauvais climat scolaire et des règles peu claires augmentent le risque de violence

plus exposées au risque de se voir confronter à des problèmes de violence. Enfin, les écoles qui n'assurent pas une promotion suffisante du plaisir d'apprendre et du développement psychique ont plus de risques de rencontrer des problèmes. A partir du niveau secondaire, les écoles sont confrontées à la présence de drogues, d'alcool ou d'armes sur leur terrain, ce qui contribue encore à créer un climat favorable à l'agressivité et à la violence.

Types de prévention au niveau de l'école

Cinq types fondamentaux de prévention au niveau de l'école

Ce qui précède permet de distinguer deux types de prévention au niveau de l'école. Le premier vise à prodiguer aux élèves les compétences qui constitueront des facteurs de protection contre l'apparition de problèmes de comportement. Le second perçoit l'école ou la classe comme un système social au sein duquel il s'agit d'améliorer les interactions et les décisions. Les programmes concrets contiennent généralement des éléments fondés sur ces deux types. Le tableau suivant présente un aperçu de cinq types fondamentaux de programmes de prévention scolaire pour lesquels il existe une littérature

d'évaluation relativement étendue au niveau international (pour une vue d'ensemble, cf. Gottfredson 2002).

Promotion préscolaire

Les offres de cours préscolaires de haute qualité pour enfants en situation de risque âgés de 3 à 5 constituent un premier type d'interventions dont les effets durables ont été démontrés. Ici, l'objectif principal est de promouvoir de manière ciblée le développement cognitif, linguistique et social de l'enfant. En effet, les compétences sociales et cognitives comptent parmi les principaux mécanismes protecteurs directs contre l'apparition de problèmes comportementaux au cours de l'évolution. Parallèlement, ces programmes de promotion réduisent le risque de problèmes scolaires qui, pour leur part, constituent un facteur de risque d'apparition de problèmes comportementaux. Ils sont souvent liés à des programmes de formation pour parents.

Le **PERRY PRESCHOOL PROJECT (PPP)** de Schweinhart, Barnes et Weikart (1993)¹⁶ est un programme impressionnant.

Tableau 10: Programmes de prévention de la violence à l'école fondés sur l'évidence scientifique

Type de programme	Age	Remarques
A) Programmes axés sur les individus		
Promotion préscolaire des compétences sociales et cognitives	3 à 5 ans	Sélectif, pour enfants en situation de risque, effets bien démontrés
Cursus de promotion des compétences sociales avec éléments axés sur les aspects cognitivo-comportementaux	5 à 11 ans	Universel ou sélectif dans les écoles exposées; effets bien démontrés
B) Programmes axés sur l'école		
Programmes visant à améliorer la gestion des classes et de l'école	Tous les niveaux scolaires	Universel ou sélectif dans les écoles rencontrant des problèmes; effets bien démontrés
Programmes de médiation et de gestion des conflits	Tous les niveaux scolaires	Efficacité controversée
Campagnes d'information et de sensibilisation	Tous les niveaux scolaires	Universel; pas d'effets démontrés concernant les comportements à problème

¹⁶ Voici l'adresse de la page Internet du projet: www.highscope.org/Research/PerryProject/perrymain.htm

Exemple I:
Perry Preschool
Program (PPP)

Le programme PPP s'adresse à des enfants de familles défavorisées âgés de 3 à 4 ans. Il a pour objectif d'améliorer les futures performances scolaires des enfants grâce à une formation préscolaire de grande qualité. Il vise donc à briser le lien entre une situation économique défavorable et l'échec scolaire. La réussite scolaire doit contribuer à améliorer les chances sur le marché du travail et à réduire l'implication dans la délinquance.

Offre

Le programme PPP est une intervention répartie sur deux ans à raison de 2,5 heures par jour, 5 jours par semaine et 7 mois par an. Les visites hebdomadaires à domicile d'un enseignant sont un élément constitutif du programme. Cinq composants contribuent au succès de ce modèle. 1) Le plan d'enseignement adapté à l'évolution de l'enfant considère l'enfant comme un apprenti actif, et automotivé. Ce plan permet en effet à l'enfant de définir lui-même ses activités pédagogiques et assure une promotion particulière de l'apprentissage ludique de la langue. 2) Des petits groupes comptant au maximum 20 enfants et au moins deux enseignants garantissent un environnement favorable à l'apprentissage et un meilleur suivi. 3) Les enseignants sont spécialisés en matière de besoins des petits enfants et bénéficient d'une formation et d'un suivi continus. Ils établissent un contact actif avec les parents. 4) Outre les offres pédagogiques, le programme PPP répond aussi à d'autres besoins d'enfants et de familles défavorisés, par exemple par le biais de possibilités de restauration à midi ou de mise en relation avec d'autres services sociaux. 5) Les activités et les prestations tant des enseignants que des enfants sont suivies et évaluées constamment.

Efficacité

Le programme High/Scope Perry Preschool a commencé en 1970 sous forme d'essai aléatoire sur le terrain avec 123 enfants afro-américains âgés de 3 à 4 ans et fortement défavorisés sur le plan socio-structurel. L'évolution de ces enfants participant au programme et de ceux du groupe témoin a été suivie jusqu'à ce qu'ils atteignent l'âge de 27 ans.

Les participants à ce programme préscolaire ont démontré

- une baisse de 63% du nombre d'individus arrêtés 5 fois ou plus par la police,
- une baisse de 68% du nombre d'individus arrêtés pour vente de drogue,

- une baisse de 26% du nombre d'individus ayant recours aux aides sociales ou à l'assistance publique,
- une augmentation de 31% d'individus ayant obtenu une maturité,
- presque deux fois plus de propriétaires de logements,
- trois fois plus d'individus ayant un revenu supérieur à \$ 2000/mois.

Ce programme a été lancé aux Pays-Bas sous l'appellation **KALEIDOSCOOP**. Ici aussi, des évaluations approfondies ont permis de démontrer l'efficacité du programme. Le programme **PYRAMIDE**, qui s'adresse spécialement aux enfants de familles de migrants dans les quartiers urbains hétérogènes sur les plans ethnique et culturel est conçu d'une manière similaire.¹⁷ Comme Kaleidoscoop, Pyramide est le seul programme ayant obtenu la mention «efficace» et pas seulement «très prometteur» selon les critères de **COMMUNITIES THAT CARE** aux Pays-Bas.

En Grande-Bretagne, la promotion pédagogique précoce de qualité d'enfants est mise en œuvre depuis 1997 par le biais du programme **EARLY EXCELLENCE CENTRES**. Ces centres sont conçus pour promouvoir de manière ciblée le développement d'enfants dès le plus jeune âge et de relier la formation, la prévention de la santé, de conseiller les familles et de les décharger dans les quartiers urbains les plus défavorisés.¹⁸

Cursus scolaire pour la promotion des compétences sociales

Les jeunes délinquants ou violents souffrent fréquemment de déficits en matière de **COMPÉTENCES COGNITIVES ET SOCIALES**, souvent décelables dès l'enfance. Les **COMPÉTENCES COGNITIVES** sont un ensemble de capacités de perception des autres et de soi-même parmi lesquelles la capacité de contrôler ses impulsions (c'est-à-dire réfléchir avant d'agir), d'évaluer correctement les risques, de reconnaître correctement les sentiments des autres et de disposer de différentes solutions pour une situation problématique. Les **COMPÉTENCES SOCIALES**, quant à elles, concernent plus spécifiquement la capacité de parler et d'interagir correctement avec les autres, d'exprimer des besoins et de respecter les règles de la vie en commun. Il a été démontré qu'un manque de compétences sociales et

Mises en œuvre en Europe

Que sont les compétences sociales?

¹⁷ Pour une vue d'ensemble en anglais, consulter www.nizw.nl/Docs/Internationaal/Jeugd/Factsheets/EarlyChildhood.pdf.

¹⁸ Pour de plus amples informations et d'autres liens, consulter www.britishcouncil.de/d/education/eccec.htm

cognitives constituait un facteur de risque de violence, mais aussi d'autres problèmes comportementaux tels que l'absentéisme ou le vol.

mise en œuvre est relativement simple. Leur efficacité globale est bonne et largement démontrée (Lösel et Beelmann 2003).

Idée de base

Les compétences cognitives et sociales de base s'acquièrent dès les premières années de vie ainsi que pendant les années d'école enfantine et primaire. L'école enfantine et primaire offrent un cadre favorable pour la promotion consciente de l'apprentissage de ces capacités. Ces formations de compétences sociales constituent généralement un programme structuré de leçons intégrées aux cours scolaires et dont la mise en œuvre au quotidien est soutenue par des exercices concrets et des techniques de généralisation (p. ex. l'application de règles pendant les heures d'école). L'avantage pratique de ces formations d'acquisition de compétences sociales à l'école réside dans le fait qu'elles atteignent l'ensemble de la population visée (p. ex. école enfantine, école primaire), qu'elles engendrent généralement peu de frais par rapport à d'autres formations et que leur

Divers programmes de promotion des compétences sociales et cognitives se différencient par les priorités qu'ils fixent pour influencer les facteurs de risque. A ce propos, il faut préciser que la quasi-totalité des programmes contient des éléments qui tentent d'influencer les facteurs énumérés ci-après:

Facteurs de risque influencés

- schémas agressifs du traitement de l'information
- manque de contrôle de soi
- déficits dans la gestion de problèmes sociaux
- convictions divergentes et agressives
- manque de compétences d'interaction pro-sociale

Le tableau ci-dessous montre quelques-uns des programmes de promotion des compétences sociales les plus connus et qui ont fait l'objet d'évaluations.

Tableau 11: Aperçu de programmes connus de promotion des compétences sociales à l'école

Nom	Groupe d'âge	Priorités	Efficacité démontrée
Fit und Stark fürs Leben / Paré et fort pour la vie (Klett Verlag)	De l'école enfantine au 4 ^e degré	Compétences sociales et émotionnelles, compétences de vie	Oui, une étude allemande
I Can Problem Solve / Je sais résoudre les problèmes (Shure and Spivak) (traduit en allemand par Lösel, Nürnberg)	4 à 9 ans	Perception Résolution de problèmes Rapports avec les autres Reconnaissance des sentiments	Oui, plusieurs études aux E.-U.
PATHS (essais pilote en allemand sous le sigle PFAD, Eisner)	5 à 12 ans	Compétences émotionnelles Contrôle de soi Compétences sociales Résolution interpersonnelle des problèmes	Oui, 5 études aux E.-U.; essai suisse en cours
Second Step / Deuxième étape (Committee for Children) (en allemand sous l'appellation Faustlos)	De l'école enfantine au 9 ^e degré	Empathie Contrôle des impulsions Gestion de la colère Résolution des problèmes	(partiellement) oui (E.-U.); non (Allemagne)
Cours comportementaux pour élèves qui commencent l'école (Petermann et al. 2002)	1 ^{er} et 2 ^e degrés	Compétences sociales et émotionnelles	oui, une étude allemande

Pourquoi certains programmes sont-ils plus efficaces que d'autres?

La raison pour laquelle des programmes s'avèrent efficaces dans certaines évaluations et d'autres non, n'est pas tout à fait claire. Pourtant, deux facteurs semblent ici jouer un rôle: d'une part cela tient à **L'ÉTENDUE ET À LA QUALITÉ** du cours. En effet, les programmes efficaces sont enseignés au moins 60 minutes par semaine. Le cours est préparé par une formation soignée et ensuite suivi dans le cadre d'un contrôle de qualité. D'autre part, la **FORME DU COURS** semble jouer un rôle important. Les programmes de promotion des compétences sociales qui mettent l'accent sur une participation active, des exercices pratiques, des retours d'information aux enfants et l'application des connaissances dans le quotidien de l'école montrent souvent des effets positifs. En revanche, les programmes plutôt fondés sur la méthode «classique» de l'enseignement des connaissances et des compétences dans les écoles, tout comme l'enseignement ex-cathedra des matières, les feuilles d'exercices et éventuellement d'une discussion finale ne démontrent pas d'effets. Les programmes cognitifs mettant l'accent sur le comportement s'avèrent meilleurs que les programmes «d'enseignement».

Exemple II: Promoting Alternative Thinking Strategies PATHS

Le programme PATHS (**PROMOTING ALTERNATIVE THINKING STRATEGIES**),¹⁹ développé par Mark Greenberg et Carol Kusché compte parmi les mieux évalués. Comme son nom l'indique (offrir de nouvelles stratégies de raisonnement), ce programme de promotion de nouvelles stratégies de raisonnement vise la promotion des compétences émotionnelles et sociales d'enfants tout en réduisant l'agressivité et d'autres problèmes comportementaux, dans le but principal de favoriser le processus d'apprentissage. Le programme PATHS est intégré au programme scolaire et s'adresse à tous les enfants de l'école primaire. Il a même obtenu des résultats positifs avec des enfants présentant des besoins particuliers (malentendants, enfants avec problèmes d'apprentissage, dépressifs ou surdoués).

Offre

Idéalement, le programme PATHS devrait être adopté dans le programme normal des cours pendant toute la durée de l'école primaire. En règle générale, le programme est enseigné pendant au moins 20 minutes trois fois par semaine. L'enseignant dispose de matériel de cours qui l'aidera à permettre à ses élèves d'acquiescer le contrôle de soi, l'intelligence émotionnelle, les compétences sociales, la faculté d'établir des relations positives avec les autres, ainsi que les capacités pour gérer les

problèmes de façon constructive. Ces compétences doivent aider à réduire les problèmes comportementaux et les troubles émotionnels. PATHS apprend aux enfants à reconnaître les sentiments, à les classer, à les exprimer et à les gérer. D'autres éléments du programme portent sur la différenciation entre les sentiments et le comportement, le retardement des récompenses, le contrôle des impulsions et la réduction du stress. Le programme apprend aussi aux enfants à comprendre les sous-entendus et la communication non verbale, à comprendre le point de vue des autres ainsi qu'à résoudre les problèmes étape par étape. Les enseignants, quant à eux, sont formés au programme par des séminaires de 2 à 3 jours. Tout au long du programme, ils sont suivis par des conseillers qu'ils contactent tous les quinze jours.

Effets

Des améliorations du degré de contrôle de soi, de la compréhension et de la reconnaissance des émotions, de la tolérance à la frustration, de l'utilisation de modèles plus efficaces pour la gestion des conflits ainsi que des capacités de réflexion et de planification ont été constatées pour tous les groupes d'enfants cités ci-dessus qui ont participé aux programmes par rapport aux groupes témoins. Les enfants «traités» ont exprimé moins de sentiments d'inhibition et d'anxiété. Ils ont également démontré moins de problèmes de comportement et de violence (Greenberg, Kusché et Mihalic 1998; Kam, Greenberg et Kusche 2004).

Programmes pour l'amélioration de la gestion de l'école, des classes et de l'application des règles et des règlements

Il s'agit ici de programmes qui mettent en place des règles de comportement claires au sein d'une école et tentent de les imposer de manière systématique. Les programmes de ce type tiennent compte du fait que le personnel enseignant impose déjà des règles dans le cadre de leur travail quotidien. Ces programmes ont pour objectif d'ancrer la transmission et l'application de règles de comportement dans le cursus scolaire, d'y faire participer activement les parents et de collaborer avec des médias et des acteurs politiques locaux.

Pour ce faire, tous les programmes dont l'efficacité positive a été démontrée, contiennent un concept bien pensé pour la transmission des règles de comportement aux différents niveaux du quotidien à l'école ainsi que des mécanismes de contrôle de la qualité de

¹⁹ Pour une vue d'ensemble, consulter www.colorado.edu/cspv/blueprints/model/programs/PATHS.html

leur mise en œuvre. Ces programmes sont souvent accompagnés de mesures qui visent à améliorer les processus de décision et les structures d'autorité d'une école de sorte à régler plus rapidement les problèmes liés à l'école, à améliorer la communication entre l'école, les parents et les enfants, à rendre les règles scolaires plus claires et à mieux les appliquer. Au sens large du terme, ces projets se classent donc dans le domaine du **DÉVELOPPEMENT SCOLAIRE**.

Comme les autres, ces programmes ne peuvent développer des effets positifs qu'à la condition que l'engagement dépasse clairement le quotidien scolaire et fasse l'objet d'un contrôle de qualité continu.

**Exemple III:
Programme
«anti-bullying»
d'Olweus**

Le programme le plus connu dans ce domaine, et le mieux évalué au niveau international est le programme **ANTI-BULLYING DE DAN OLWEUS** (le plus souvent traduit par «harcèlement et brutalités entre élèves» ou par «brimades»).²⁰ Développé en Norvège au début des années 1980, il a été plusieurs fois évalué non seulement en Norvège, mais aussi aux États-Unis, en Angleterre et en Allemagne. S'il est assez bien connu en Suisse, son efficacité n'a encore jamais été mise en œuvre ni évaluée.

Offre

Ce programme d'intervention s'adresse à tous les élèves de l'école obligatoire (du 1^{er} au 9^e degré). Comme son titre l'indique, il a pour but de réduire le harcèlement ainsi que les brutalités physiques et psychiques dans le contexte scolaire et les problèmes qui y sont liés. Il poursuit plus spécifiquement quatre objectifs: 1) sensibilisation et promotion des connaissances liées au problème de harcèlement et de brutalités, 2) implication active des parents et enseignants, 3) développement de règles pour la prévention du harcèlement et des brutalités entre élèves, 4) aide et protection aux victimes de harcèlement et de brutalités.

Ce programme de prévention s'appuie sur trois niveaux.

Niveau de l'école:

- Création de groupes de travail anti-brimades
- Questionnaire anonyme pour évaluer la situation réelle
- Formation de l'ensemble du personnel de l'école
- Développement et application de règles de l'école
- Séances de supervision
- Implication des parents

Niveau des classes:

- Application des règles de l'école en classe
- Séances de réflexion avec les élèves
- Séances d'information avec les parents

Niveau individuel:

- Interventions auprès d'enfants auteurs de harcèlement et de brutalités
- Interventions auprès d'enfants victimes de harcèlement et de brutalités
- Entretiens avec tous les parents directement concernés

Des évaluations satisfaisant les exigences d'un «programme modèle» montrent que le programme anti-brimades produit les effets suivants:

Effets

- Réduction sensible des actes de harcèlement et de brutalités avoués ainsi que des plaintes de victimes
- Réduction sensible d'autres formes de problèmes comportementaux avoués (autres actes de violence, vandalisme, vol, absentéisme)
- Amélioration sensible du climat dans l'école et les classes (relations positives en classe, attitude plus positive vis-à-vis de l'école et des devoirs, amélioration de l'ordre et de la discipline)

Une autre approche qui relie la classe, l'école et les parents est le programme **SOAR SKILLS, OPPORTUNITIES, AND RECOGNITION** (Compétences, possibilités et reconnaissance) développé par John Hawkins et Richard Catalano, qui n'est toutefois pas commercialisé. Ce programme se fonde sur des recherches fondamentales approfondies menées par ses deux instigateurs. Au niveau de la classe, les enseignants suivent un module de cours qui vise à promouvoir l'enseignement interactif, l'apprentissage coopératif ainsi que l'application claire de règles en classe. Ce programme englobe en outre des unités de cours destinées aux élèves de tous les degrés de l'école primaire visant à leur enseigner des compétences telles que la communication, la gestion des conflits, la négociation, la compréhension et la possibilité de dire non en fonction de leur âge.

Parallèlement, les parents qui le désirent peuvent suivre un programme de soutien des compétences d'éducation, lui aussi élaboré en fonction de l'âge des enfants. Par exemple, sept unités de cours sont proposées pendant la première année d'école pour mieux soutenir l'enfant et mieux gérer les problèmes. En

**Exemple IV:
Skills,
Opportunities,
and Recognition
SOAR**

²⁰ Pour un aperçu, consulter www.colorado.edu/cspw/blueprints/model/programs/BPP.html

sixième année, il s'agit de cinq unités de cours pour apprendre à gérer les problèmes liés à la drogue.

A ce jour, le programme SOAR a démontré d'importants effets à court et à long terme (Hawkins, Catalano et Arthur 2002). Bien que ce programme n'aille pas plus loin que le sixième degré, au onzième degré, les élèves participants ont démontré moins de comportements violents, moins de problèmes comportementaux à l'école, moins de consommation d'alcool et moins de cas d'ivresse en conduisant.

Prévention de la violence au niveau de l'école en Suisse

Etat de la prévention à la fin des années 90

En 1999, la **CONFÉRENCE SUISSE DES DIRECTEURS CANTONAUX DE L'INSTRUCTION PUBLIQUE** a ordonné une étude décrivant les activités de lutte contre la violence dans les écoles primaires et secondaires menées par les cantons (Stauffer 1999). Bien que l'étude précise qu'elle est fondée uniquement sur les informations fournies par les offices cantonaux et qu'elle ne tient pas systématiquement compte des projets menés par certaines écoles, elle donne une bonne vue d'ensemble de l'état des choses vers la fin des années 1990. Voici quelques-unes des idées clé que nous avons retenues de cette étude:

- La plupart des cantons disposent de **FICHES ET DE BROCHURES** consacrées à la violence et à la prévention de la violence à l'école. Elles contiennent souvent des informations sur la manière de réagir face aux actes de violence, sur les interlocuteurs disponibles en cas de situation de crise, sur les principes de base sur lesquels s'appuyer et sur les services de conseil auxquels s'adresser pour obtenir de plus amples informations. Les activités de prévention proposées sont généralement décrites de manière très généralisée. L'accent est constamment mis sur l'importance des règles internes à la classe, sur les règlements et directives de l'école relatifs à la violence et au harcèlement, ainsi que sur les règles de vie communautaire.
- L'offre de **COURS DE PERFECTIONNEMENT** pour enseignants portant sur la violence à l'école est étendue en Suisse. Ces cours sont principalement proposés par des hautes écoles pédagogiques et des sociétés privées spécialisées. Le type des informations données varie énormément d'un cours à l'autre.

- La problématique de la violence est principalement abordée avec les moyens et dans le cadre des structures déjà disponibles. Il n'existe en effet pratiquement pas de moyens supplémentaires.

- 80% des cantons font référence à des projets de prévention concrets centrés sur des **CAMPAGNES D'INFORMATION ET DES PROJETS DE MÉDIATION**. En revanche, pratiquement aucun projet n'a été évalué concernant ses effets.

La prévention de la violence au niveau de l'école a continué un développement dynamique en Suisse dans les six années qui ont suivi la publication du rapport. Trois axes de développement doivent être dégagés:

Développements plus récents

- Des tests pilotes à grande échelle fondés sur de nouvelles bases, bénéficiant d'un suivi scientifique et d'une évaluation de leurs effets, ont été mis en œuvre dans plusieurs cantons ou villes. Parmi ces tests, on peut citer le **PROJET RÉSEAU RESPECT** à Genève (1999–2004), le **PROGRAMME BERNOIS DE PRÉVENTION DE LA VIOLENCE À L'ÉCOLE ENFANTINE ET PRIMAIRE** (Françoise Alsaker, université de Berne), le **PROGRAMME PATHS** (offrir de nouvelles stratégies de raisonnement) mené en ville de Zurich (Manuel Eisner, University of Cambridge et université de Zurich), le développement et le contrôle pratique d'un **PROGRAMME DE FORMATION CONTINUE DESTINÉ AUX ENSEIGNANTS POUR LA PRÉVENTION DE L'EXTRÉMISME DE DROITE ET DE LA VIOLENCE ETHNICISÉE DANS LES ÉCOLES DU NIVEAU SECONDAIRE** (Fritz Oser, université de Fribourg), ainsi que le projet de recherche et de développement **ESSKI ELTERN UND SCHULE STÄRKEN KINDER** – Parents et école rendent les enfants plus forts (Hautes écoles pédagogiques de Zurich et d'Argovie en collaboration avec l'université de Fribourg).
- On observe également une amélioration de la structure financière et infrastructurelle ainsi qu'une professionnalisation de la prévention de la violence au niveau de l'école dans différents cantons. Cette amélioration englobe notamment l'augmentation de travailleurs sociaux dans les écoles qui se voient souvent confier un mandat formel de prévention, la création de services spécialisés au niveau du canton ou de la ville, ainsi que l'extension des offres de formation et de perfectionnement.
- Enfin, ces dernières années, le domaine de la prévention de la violence au niveau de l'école a bénéficié d'importantes impulsions résultant

des efforts de promotion pour une «école saine» qui ont permis de mettre en évidence l'importance de la santé morale et physique de tous les groupes d'âge.

Campagnes d'information et de sensibilisation

Prédominance des campagnes d'information et de sensibilisation

Les résultats de notre petit sondage mené auprès des cantons montrent que les campagnes d'information et de sensibilisation constituent encore et toujours les principales bases de prévention. Ces mesures peuvent prendre des formes très différentes. La plus simple consiste à distribuer des brochures (p. ex. la brochure **GEMEINSAM GEGEN GEWALT – ENSEMBLE CONTRE LA VIOLENCE**), des présentations isolées par des personnes externes (p. ex. la conférence **GEMEINSAM FÜR EINE GEWALTFREIE SCHULE – ENSEMBLE POUR UNE ÉCOLE SANS VIOLENCE**, Police cantonale de Zurich à Kloten) ou des projections de films. Parmi les mesures allant plus loin, on peut citer des journées intensives ou des semaines thématiques (p. ex. la **FRIEDENSWOCH – SEMAINE DE LA PAIX** organisée par la police cantonale de Berne, les diverses actions menées dans le cadre de la campagne **GEMEINSAM GEGEN GEWALT – ENSEMBLE CONTRE LA VIOLENCE**) incluant des expositions, des excursions, des groupes théâtraux ou des affiches et des signes de ralliement (tels que le **RUBAN VERT – LE RESPECT, ÇA CHANGE L'ÉCOLE**, Bulle). À notre connaissance, l'efficacité d'aucune de ces campagnes n'a été mesurée.

Nous disposons en revanche de l'évaluation de deux unités de cours axés sur l'éducation et l'information. L'étude **FREM-DENFEINDLICHKEIT, RASSISMUS UND GEWALT – EINSTELLUNGSVERÄNDERNDEN SCHULPROJEKT MIT BERUFSSCHÜLERN – XÉNOPHOBIE, RACISME ET VIOLENCE – PROJET PÉDAGOGIQUE VISANT À CHANGER LES MENTALITÉS AUPRÈS DES ÉLÈVES DES ÉCOLES PROFESSIONNELLES** mené par Eser-Davolio a évalué selon un concept quasi expérimental la mesure dans laquelle un programme de pédagogie par le vécu pouvait, sur deux jours, modifier les préjugés contre les demandeurs d'asile et lutter contre l'antisémitisme (Eser Davolio 2000). Les résultats obtenus directement après le programme étaient positifs, mais ceux récoltés une année

après étaient nuls concernant les préjugés contre les étrangers et négatifs concernant l'antisémitisme. Une autre évaluation, menée par l'Aide suisse aux réfugiés dans le cadre du programme de sensibilisation **SOLIDARITÄT IST LERNBAR – LA SOLIDARITÉ ÇA S'APPREND**, indique bien une amélioration des connaissances, mais ne révèle aucune amélioration sur le plan de l'empathie et des préjugés.²¹

Ces résultats correspondent à ceux de la recherche internationale qui constate de manière générale que les campagnes d'information ne sont pas adaptées pour réduire la violence, et ce indépendamment de leur intensité, de leur forme et de leur contenu. Les campagnes d'information peuvent en effet améliorer les connaissances et attirer l'attention sur des problèmes, mais ne réussissent pas à engendrer des changements durables de comportement.

Le projet **PRÉVENTION DE L'EXTRÉMISME DE DROITE ET DE LA VIOLENCE ETHNICISÉE DANS LES ÉCOLES DU NIVEAU SECONDAIRE** (élèves de 15 à 17 ans) développé par Oser et actuellement en cours, englobe certes des composants pédagogiques conventionnels, mais va clairement au-delà d'une simple transmission de connaissances de par son intensité et sa complexité didactiques.²² Ce projet développe tout d'abord un programme de formation des enseignants fondé sur les principes de l'éducation pacifiste qui s'étend sur une période de 3 à 4 mois. L'organisation de l'étude selon un concept de groupe témoin permettra d'évaluer si une éducation pacifiste de qualité et bien mise en œuvre permet de modifier positivement les modèles de perception et la disposition à la violence des jeunes. Les premiers résultats paraîtront à l'automne 2006.

Programmes de médiation et de gestion des conflits

Les programmes de **MÉDIATEURS ET DE PROMOTEURS DE PAIX (PEACEMAKER) ET DE RÉDUCTION DES CONFLITS** ont été largement diffusés en Suisse au cours de ces dix dernières années.²³ Ces programmes partent de l'idée de former des écoliers plus âgés et exemplaires à intervenir en cas de conflits, à protéger les élèves plus faibles et, si nécessaire, à demander de l'aide aux enseignants. Les

La médiation à l'école est très appréciée en Suisse – son efficacité est pourtant incertaine

²¹ www.bebi.ch/webseiten/seminare/sfh/Schlussb.pdf

²² Voir la brève description dans le cadre du programme national de recherche 40+: www.nfp40plus.ch

²³ Par exemple ceux offerts par le National Coalition Building Institute Suisse (www.ncbi.ch) ou le programme Peace-Force de Roland Gerber (www.heureka-beratung.ch/peace.htm)

projets de médiateurs et de promoteurs de paix dans les cours de récréation sont proposés à tous les niveaux, de l'école enfantine jusqu'à des degrés supérieurs. En Suisse alémanique, il s'agit généralement de projets locaux menés dans des écoles isolées, tandis que la Suisse romande et le Tessin ont, de 2001 à 2003, mis en œuvre un projet intercantonal de promotion de la médiation.²⁴

A ce jour, aucune évaluation méthodique des résultats des programmes de médiation n'a été réalisée en Suisse, et il n'existe donc pas d'information concernant leur efficacité. Pour leur part, les publications sur les recherches internationales arrivent à des conclusions diverses. Une analyse systématique menée en 1989 sur 14 études évaluées n'a constaté d'effet positif sur la violence et les conflits pour aucun des projets (Lam 1989). La plupart des études récentes n'en constatent pas non plus (cf. p. ex. Orpinas, Kelder, Frankowski, Murray, Zhang et McAlister 2000).

En revanche, les évaluations donnent des résultats positifs pour les programmes qui bénéficient d'un suivi intensif et qui sont complétés par des éléments de formation de compétences sociales. C'est le cas, par exemple, du programme **RIPP (RESPONDING IN PEACEFUL AND POSITIVE WAYS / LES MANIÈRES DE RÉAGIR DE FAÇON PACIFIQUE ET POSITIVE)**, qui a été testé dans les classes de 6^e, 7^e et 8^e années d'écoles multiculturelles aux États-Unis.²⁵ Il faut remarquer que le programme implique une formation de 5 jours des médiateurs ainsi qu'une leçon hebdomadaire de 45 minutes portant sur les compétences sociales – une intensité qu'aucun programme de médiation n'atteint en Suisse.

Programmes de promotion des compétences sociales

Tentatives de promotion de compétences sociales en Suisse

Parmi les innovations de ces dernières années, il faut citer les tentatives d'introduire des programmes de promotion des compétences sociales à l'école enfantine et primaire. A notre connaissance, trois tentatives sont actuellement appliquées sur le terrain pour évaluer ce type de programmes.

A Berne, Françoise Alsaker dirige actuellement l'évaluation d'une version revue et corrigée du **PROGRAMME DE PRÉVENTION BERNOIS CONTRE LE MOBBING DANS LES ÉCOLES**

ENFANTINES ET PRIMAIRES mené dans 60 écoles enfantines. Ce programme est fondé sur la formation des enseignants qui, à leur tour, traitent des différentes étapes de prévention avec leurs élèves. Cette formation s'étend sur 5 à 6 séances d'introduction à des thèmes qui sont ensuite travaillés en classe par les enseignants. Parmi ces thèmes, il faut citer le dépistage précoce, la thématization, les contrats de comportement, la systématisation des sanctions (positives et négatives) ainsi que le renforcement des capacités sociales.

En ville de Zurich, l'évaluation aléatoire sur le terrain du programme de promotion des compétences sociales PATHS a commencé à l'automne 2005 auprès de 60 classes de deuxième année primaire. Cette évaluation durera un an. Vu la proportion élevée d'enfants étrangers dans un grand nombre d'écoles primaires de la ville de Zurich, ce projet permettra également de savoir si ce type de programme s'avère efficace dans les quartiers hétérogènes sur le plan des ethnies et des cultures. La mise en œuvre du programme PATHS bénéficie d'un contrôle d'assurance qualité intensif.

Enfin, une formation à l'attention des enseignants pour la mise en œuvre du programme **FIT UND STARK FÜR'S LEBEN – PARÉ ET FORT POUR LA VIE** est prodiguée dans le cadre du projet de recherche **ESSKI – ELTERN UND SCHULE STÄRKEN KINDER – PARENTS ET ÉCOLE RENDENT LES ENFANTS PLUS FORTS** de la Haute école pédagogique d'Argovie (FHA), de l'Institut de recherche et de conseil pour la famille de l'Université de Fribourg, de la Haute école pédagogique de Zurich (PHZH) et de l'ISPA (Institut suisse de prévention de l'alcoolisme et autres toxicomanies).

Ces trois projets de recherche sont les premiers qui, au cours des prochaines années, permettront d'obtenir des renseignements empiriques sur la mesure dans laquelle les programmes de promotion des compétences sociales ont des effets positifs dans les différents groupes d'âge.

²⁴ Le réseau respect, voir www.reseau-respect.ch.

²⁵ Voir <http://modelprograms.samhsa.gov/pdfs/FactSheets/RiPP.pdf>

Conclusions

- Une promotion précoce – c'est-à-dire entre 3 et 5 ans – du développement cognitif et social des enfants de milieux défavorisés et plus exposés à des facteurs de risque par le biais de programmes préscolaires intégrant les parents constituent un moyen efficace pour promouvoir leur développement psychosocial, améliorer leurs chances de réussite scolaire et prévenir les problèmes comportementaux à long terme. Au Pays-Bas et en Grande-Bretagne, de tels programmes sont déjà mis en œuvre dans des quartiers ethniquement et culturellement hétérogènes et défavorisés. Nous recommandons de prendre en compte des programmes correspondants en Suisse.
- Bon nombre d'évaluations ont démontré que les programmes de promotion de compétences cognitives et sociales dans le cadre du quotidien scolaire étaient efficaces. A l'avenir, les mesures de prévention devraient plus inclure de tels programmes.
- Les écoles qui se caractérisent par une grande proportion d'enfants plus fortement exposés aux facteurs de risque présentent un défi particulier. Ces écoles sont souvent situées dans les quartiers urbains défavorisés enregistrant une fluctuation accrue de la population et une part élevée de familles de migrants. Il est souvent plus difficile dans ces écoles de rallier les parents à la cause de la prévention au niveau de l'école. Ce problème demande qu'on y accorde une plus grande attention.

6

Prévention au niveau du voisinage et des loisirs

Dans toutes les villes de Suisse, la fréquence de la violence des jeunes est très différente d'un quartier à l'autre. Cette différence est liée à une série de caractéristiques sociales parmi lesquelles: la mesure dans laquelle la **SITUATION SOCIALE** est **DÉFAVORISÉE** (qui peut, p.ex., se mesurer au taux de chômage, au nombre de bénéficiaires de l'aide sociale, à la proportion de professions non spécialisées), le degré **D'HÉTÉROGÉNÉITÉ ETHNIQUE** (à savoir une part élevée de groupes ethniques et culturels différents) ainsi que le **DEGRÉ ÉLEVÉ DE LA FLUCTUATION DE LA POPULATION** (c.-à-d. la fréquence élevée de déménagements). Souvent, plusieurs facteurs de risque s'accumulent dans les quartiers où la fréquence de la violence est élevée. La prévention au niveau du voisinage et des loisirs se fonde sur ce type de situation.

Voisinage et violence

Efficacité collective dans les quartiers d'habitation

L'exposition plus élevée à la violence tient pour beaucoup au fait que ces quartiers abritent plus de groupes connaissant des problèmes individuels et familiaux. Ici, le quartier ne joue pas un rôle direct, il ne fait que refléter les effets du marché des logements. Toutefois, de nombreuses études tendent à démontrer que le voisinage constitue aussi un facteur de risque. Parmi les nouveaux regards permettant d'expliquer cette corrélation, il faut citer celui de Sampson, Raudenbush et Earls (1997; 1999) qui voit dans **L'EFFICACITÉ COLLECTIVE**, prise dans le sens d'une confiance mutuelle et de la disposition à s'engager en faveur de préoccupations communes, la clé de voûte des différences de proportion de violence des jeunes dans les quartiers urbains. Une faible efficacité collective dans un quartier peut, par exemple, signifier que les liens entre les parents sont moins intenses, qu'ils s'impliquent moins pour les activités liées à l'école, que les adultes font moins attention aux signes de problèmes comportementaux ou que la confiance entre différents groupes d'un voisinage n'est pas très développée. Aujourd'hui, en Suisse, ces facteurs de risque sont

généralement plus marqués dans les quartiers comptant une part d'étrangers supérieure à la moyenne.

Les programmes de prévention axés sur le voisinage peuvent être conçus de manière **MULTICENTRIQUE** pour agir à plusieurs niveaux de facteurs de risque en même temps (famille, école et loisirs) et ainsi promouvoir le développement d'enfants et de jeunes. D'autre part, les programmes de prévention peuvent tenter de renforcer **L'EFFICACITÉ COLLECTIVE** dans un quartier et mettre en œuvre des processus permettant une gestion plus efficace des problèmes.

Types de prévention au niveau du voisinage

Le champ des mesures de prévention au niveau d'un quartier est extraordinairement vaste. Parallèlement, on dispose de moins de connaissances fondées sur ce type de prévention que sur les mesures de prévention au niveau de la famille ou de l'école. Cinq programmes assez bien fondés du point de vue scientifique et qui pourraient constituer une base de réflexion intéressante en Suisse à l'avenir sont présentés ci-après (tableau 12).

Modèles de mobilisation – Communities that Care (souvent traduit par «Des communautés qui se préoccupent de résoudre le problème» ou «Nous on ne s'en fout pas»)

Dans le chapitre «Prévention fondée sur l'évidence scientifique», nous avons décrit les principes de base de la collaboration entre la recherche et la pratique pour la sélection et la mise en œuvre de programmes de prévention efficaces. C'est toutefois un problème de mettre en œuvre concrètement ces idées au niveau des communes, des quartiers ou des villes et de les adapter à leurs besoins. Cela vaut particulièrement pour les quartiers fortement exposés aux facteurs de risque et dans lesquels il est souvent très difficile de mobiliser la communauté en faveur d'une préoccupation commune.

**Exemple I:
Communities
that Care**

Pour régler ce problème, le programme **COMMUNITIES THAT CARE** de David Hawkins et Richard Catalano (Hawkins, Catalano et Arthur 2002)²⁶ est probablement l'instrument scientifiquement le mieux éprouvé du monde. Il a été mis en œuvre avec succès dans 500 communautés américaines, en Angleterre, en Australie et dans neuf villes des Pays-Bas.

Offre

Communities that Care n'est pas un programme de prévention, mais un modèle sur la base duquel des communautés locales peuvent collaborer pour

- développer une procédure commune en incluant tous les groupes importants;
- déterminer les facteurs de risque et de protection qui influencent le développement de leurs jeunes dans leur environnement;
- s'occuper particulièrement des facteurs qui exigent le plus d'action;
- trouver les ressources locales et les éventuelles lacunes;
- développer un concept de prévention mettant en œuvre des programmes fondés sur l'évidence scientifique en les adaptant aux exigences locales;
- mettre en œuvre et évaluer les mesures.

La participation active d'organisations et de membres de quartiers à l'identification des problèmes ainsi qu'à la planification et à la mise

en œuvre de mesures constitue un élément central de Communities that Care. Pour ce faire, on constitue généralement un groupe de conduite de 15 à 25 membres dans lequel toutes les communautés de population d'un quartier sont représentées (p. ex. minorités, parents, école, police, entreprises, églises). Ici, le noyau est constitué d'une formation d'une trentaine d'heures au cours de laquelle ils apprennent tout d'abord à traiter les informations importantes sur leur quartier, à se familiariser avec les programmes de prévention fondés sur l'évidence scientifique et à reconnaître les problèmes d'une mise en œuvre de qualité. Pour cela, Communities that Care met à disposition des connaissances spécifiques intéressantes et aide à mobiliser un soutien financier et organisationnel. Enfin, ce concept assure le suivi du processus par des spécialistes formés.

Comme Communities that Care n'est pas un programme de prévention mais un modèle servant à identifier et à mettre en œuvre différentes mesures, il est presque impossible d'évaluer son efficacité. Des évaluations réalisées en Grande-Bretagne et aux Pays-Bas indiquent que son succès peut être très variable (France et Crowe, 2005; Jonkman, Junger-Tas et van Dijk, 2005). Ce succès dépend notamment du degré de collaboration du groupe de conduite et du temps qu'il investit réellement pour le

Efficacité

Tableau 12: Modèles de base de la prévention au niveau du voisinage

Type de programme	Age	Remarques
Communities that Care	Tous les âges	Pas un programme, mais un modèle de mise en œuvre pour une prévention efficace
Programmes de prévention multicentriques	6 à 18 ans	Universels, sélectifs et indiqués. Effets biens démontrés pour certains programmes
Thérapie multisystémique	14 à 18 ans	Indiqué; effets biens démontrés
Mentors adultes («parrains»)	6 à 18 ans	Sélectif et indiqué
Programmes pour structurer les loisirs	10 à 18 ans	Universels et sélectifs
Community Policing axé sur les problèmes	10 à 18 ans	Universel et sélectif

²⁶ Pour de plus amples informations, consulter www.communitiesthatcare.org.uk

programme, des possibilités de trouver des ressources financières et organisationnelles pour réaliser les mesures, sans oublier le soutien dont le groupe de conduite peut bénéficier de la part d'autres institutions (école, commune, etc.).

Programmes de prévention multicentriques

Travailler sur plusieurs niveaux à la fois

La recherche sur la violence dans la trajectoire de vie a abouti à deux importantes constatations, à savoir: la violence résulte souvent de la corrélation entre les facteurs de risque au niveau de la famille, de l'école et du voisinage; ce sont les interventions dont l'intensité est adaptée à l'étendue des problèmes comportementaux et à la situation qui sont les plus prometteuses.

C'est sur la base de ces résultats que les spécialistes ont développé ces 20 dernières années des concepts qui abordent simultanément plusieurs niveaux. Le projet **FAST TRACK** du Conduct Problems Research Group, qui réunit des spécialistes renommés du développement et de la recherche en matière de prévention de quatre universités américaines,²⁷ est la plus grande et la plus ambitieuse de ces études. Dans le cadre de ce projet, les enfants du groupe d'intervention bénéficient d'un programme de prévention très complet en fonction des besoins spécifiques aux groupes d'âge pendant une durée de 10 ans, soit du 1^{er} au 10^e degré scolaire. À l'école primaire, 3500 enfants suivent le programme de promotion des compétences sociales PATHS (voir ci-avant). Les enfants, pour lesquels une analyse approfondie indique un risque accru de problèmes comportementaux externalisants, bénéficient en outre de programmes de formation en groupe des parents, de visites à domicile ainsi que de cours de promotion de la lecture et des compétences sociales.

Vers l'adolescence (du 6^e au 10^e degré), l'accent est déplacé vers des mesures de prévention qui s'adressent exclusivement aux groupes à haut risque et qui sont adaptées en fonction des besoins individuels. Ces mesures englobent des programmes de promotion scolaire, des mentors adultes, la promotion d'activités de loisirs structurées dans le quartier, la gestion de problèmes familiaux et la mise en contact avec des institutions du voisinage (services officiels, écoles de perfectionnement, etc.).

Cette étude commencée entre 1991 et 1993 a déjà donné un grand nombre de résultats d'évaluation.²⁸ Consolidés statistiquement, ces résultats indiquent

- une nette amélioration des compétences sociales et cognitives;
- un recul du comportement agressif à la maison, à l'école et pendant les loisirs;
- une baisse du nombre d'enfants devant suivre des classes spéciales;
- une réduction du nombre d'arrestations durant l'adolescence;
- une nette diminution des problèmes comportementaux diagnostiqués.

Ces effets positifs ont été observés pour les filles comme pour les garçons ainsi que pour les membres de tous les groupes ethniques. C'est sur la base de ces résultats que le modèle fondamental de Fast track a été appliqué dans différentes écoles aux États-Unis, en Grande-Bretagne et au Canada.

Thérapie multisystémique

La **THÉRAPIE MULTISYSTÉMIQUE**²⁹ est un deuxième concept qui vise plusieurs niveaux d'action y compris le voisinage et dont les effets ont été scientifiquement bien démontrés. Elle a été développée à la fin des années 1970 par Scott Henggeler (Medical University of South Carolina) sur la base de l'observation que les mesures thérapeutiques conventionnelles de l'époque étaient généralement chères et inefficaces pour les jeunes délinquants.

La thérapie multisystémique est un traitement familial et contextuel intensif qui tient compte de manière égale des différents niveaux de comportements antisociaux marqués chez les adolescents entre 12 et 17 ans. Elle est fondée sur le modèle socio-écologique de Bronfenbrenner. Le concept multisystémique considère les jeunes comme des individus reliés à un réseau de niveaux d'actions qui englobe famille, pairs, école et quartier. La thérapie multisystémique vise à aborder les facteurs de risque rencontrés à tous les niveaux mentionnés au chapitre 2.

Exemple II: Thérapie familiale multisystémique

Bases théorétiques

²⁷ Pour de plus amples informations, consulter le site www.fasttrackproject.org

²⁸ Voir liste des publications sous www.fasttrackproject.org/publications.htm

²⁹ Pour de plus amples informations, consulter www.mstservices.com

La thérapie multisystémique relie les niveaux suivants:

- interventions au niveau de la famille (pratiques éducatives, relation de couple, problèmes psychiques, abus de substances de la part des parents);
- évolution des relations avec les pairs;
- promotion des compétences d'apprentissage et sociales à l'école;
- interventions individuelles;
- soutien de la famille par des institutions publiques.

Implémentation et accès

Pour réduire au maximum les difficultés d'accès à l'offre de traitement et optimiser le suivi de la thérapie, la thérapie familiale multisystémique est généralement proposée au domicile familial du jeune concerné. Une thérapie comprend plusieurs visites à domicile par semaine et dure généralement 4 mois. Il s'agit donc d'un programme intensif, mais relativement court.

La mise en œuvre de la thérapie attache une grande importance à une assurance complète et systématique de la qualité.

Effets démontrés

A ce jour, les effets de la thérapie multisystémique ont été évalués dans le cadre de huit tests aléatoires avec groupes témoins. Parmi les résultats scientifiquement démontrés, il faut citer:

- le recul des problèmes comportementaux immédiatement après la thérapie;
- la baisse à long terme de 20 à 70% des nouvelles arrestations par la police par rapport au groupe témoin;
- la réduction de 47 à 64% des placements en familles d'accueil ou en foyer;
- les améliorations constatées au niveau du climat familial et de la vie en famille;
- la diminution des problèmes psychiques des jeunes délinquants.

Mentors adultes

L'absence d'une personne de confiance adulte qui suit et soutient l'évolution du jeune constitue l'un des principaux facteurs de risque d'apparition de problèmes de développement. C'est de cette constatation que partent des programmes de prévention sélectifs qui réunissent des enfants vivant dans des

situations familiales instables avec des mentors adultes, des «parrains» soigneusement sélectionnés et motivés.

Ce concept est appelé **BBBS, BIG BROTHERS – BIG SISTERS (GRANDS FRÈRES – GRANDES SŒURS)** aux États-Unis. Son efficacité a été plusieurs fois évaluée. BBBS s'adresse aux enfants et adolescents de 6 à 18 ans dans les familles monoparentales et vise à apporter le soutien éducatif au parent qui élève seul l'enfant et à proposer des activités de loisirs intéressantes à l'enfant.³⁰

Exemple III: Big Brothers – Big Sisters

BBBS se distingue par ses standards rigoureux concernant la relation entre le mentor et l'enfant à suivre. Cela commence avec l'information des personnes volontaires sur l'étude d'aptitude dont elles vont faire l'objet. Le test d'aptitude comprend une candidature écrite, une vérification de son passé ainsi qu'une visite à son domicile. Ces mesures visent à éviter les candidats qui peuvent représenter un danger physique ou psychique pour leur protégé ainsi que ceux qui ne sont pas capables d'établir une relation durable ou d'investir le temps nécessaire. La participation des enfants et des jeunes, quant à elle, exige une demande écrite qui sera suivie d'un entretien personnel avec le jeune et le parent qui l'élève. Ici aussi, la personne chargée du dossier de sélection et de mise en relation se rendra au domicile de la famille. Cette procédure vise à assurer le choix de la personne de confiance la mieux adaptée pour l'enfant. Pour la mise en contact à proprement parler, il sera tenu compte non seulement des besoins de l'enfant ou du jeune, mais également des capacités de la personne volontaire et des désirs du parent.

Offre et mise en œuvre

Le mentor et son protégé se rencontrent généralement 3 à 5 heures par semaine pendant une durée d'au moins un an. Des objectifs et des activités spécifiques sont convenus avec la personne chargée du dossier. Une attention toute particulière est accordée au fait que la relation doit être enrichissante et satisfaisante pour les deux parties, donc pas seulement pour l'enfant. De manière plus précise, il peut s'agir d'aider l'enfant ou le jeune à progresser à l'école, à élargir ses horizons, à établir des relations avec des pairs, etc.

³⁰ Le site Internet du programme est accessible sous www.bbbsa.org. Une vue d'ensemble des résultats d'étude est disponible sous McGill, D.E., Mihalic, S.F., & Grotzinger, J. K. (1998). Blueprints for Violence Prevention, Book Two: Big Brothers Big Sisters of America. Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence (www.colorado.edu/cspv/blueprints/model/programs/BBBS.html).

Efficacité

Le programme BBBS a été évalué sur la base du concept du groupe témoin (1000 participants, étude réalisée entre 1992 et 1993). Après 18 mois, les résultats ont démontré que les participants au programme consommaient 46% moins de drogue (ce pourcentage atteignant même 70% chez les jeunes de minorités ethniques) par rapport aux membres du groupe témoin, et une différence de 27% concernant la consommation d'alcool. Les participants au programme ont démontré près de 30% de moins d'actes de violence, ont obtenu de meilleurs résultats scolaires et faisaient preuve d'une attitude plus positive vis-à-vis des études. La qualité de leurs relations avec les parents ou le parent ainsi qu'avec leurs pairs était sensiblement meilleure que celle observée dans le groupe témoin.

Activités de loisirs structurées

Les programmes exclusivement axés sur les loisirs ne sont pas efficaces – il est important qu'ils soient clairement liés à des objectifs éducatifs

Les mesures de structuration des activités de loisirs des enfants et des jeunes dans les quartiers urbains défavorisés aux ethnies hétérogènes constitue un autre groupe de programmes qui peuvent être considérés comme très prometteurs.

Dans ce domaine, les programmes qui ont été évalués et qui peuvent démontrer des résultats positifs sont non seulement attrayants pour les enfants et les jeunes, mais également axés sur des **OBJECTIFS ÉDUCATIFS CLAIRS**, sur la promotion des compétences sociales et sur **L'IMPLICATION DES PARENTS**.

En l'état actuel des connaissances, les programmes qui se limitent en grande partie à offrir des activités de loisirs ne sont par contre **PAS EFFICACES POUR LA PRÉVENTION DE LA VIOLENCE**.

BOYS AND GIRLS CLUBS OF AMERICA est un programme de promotion extrascolaire d'enfants et de jeunes de quartiers marginalisés aux États-Unis qui a été relativement bien évalué.³¹ Conçu comme des centres de jeunes, ce programme propose des cours touchant six domaines: activités artistiques, formation continue et soutien pour les devoirs, aide bénévole dans le quartier et éveil à la prise de décision démocratique, promotion des compétences sociales et cognitives, activités sportives et compétences technologiques.

L'efficacité de ces programmes d'activités structurées a été vérifiée par plusieurs évaluations positives fondées sur un bon concept de recherche (Schinke, Orlandi et Cole 1992). Les résultats montrent que les jeunes qui ont participé à de tels programmes ont réduit leur consommation de drogue, ont amélioré leurs résultats scolaires, leurs relations avec leurs parents et qu'ils étaient moins souvent arrêtés par la police.

«Community policing» – proximité avec la police

La police est un partenaire important pour la prévention de la violence des jeunes au niveau du voisinage. Pourtant, la vague d'enthousiasme suscitée par le concept de **COMMUNITY POLICING – POLICE DE PROXIMITÉ, PROXIMITÉ AVEC LA POLICE** comme modèle d'action de la police dans les communautés dans les années 1990 est nettement retombée. Il existe pourtant des approches de proximité fondées sur des réflexions théoriques à propos des facteurs de risque et de protection qui sont globalement évaluées comme étant très prometteuses.

L'une des principales approches part de l'observation que la délinquance des jeunes est élevée dans les quartiers où la population est peu encline à respecter le droit et l'ordre, à collaborer avec le police et à lui faire confiance. En Suisse, comme dans toutes les sociétés occidentales, les minorités immigrées se montrent particulièrement méfiantes envers la police et très peu disposées à gérer un problème en commun. C'est la raison pour laquelle l'établissement d'une meilleure **BASE DE CONFIANCE** entre la population et la police semble prometteuse dans les quartiers urbains économiquement défavorisés. Les études menées par Skogan (Skogan und Hartnett 1999) démontrent qu'il est important pour cela d'impliquer tous les groupes de population au processus d'identification et de résolution du problème. Quelques évaluations effectuées entre-temps ont démontré que ce type de programmes d'établissement de confiance constituaient des mesures efficaces pour réduire la criminalité, même si les évidences ne sont pas flagrantes (Parternoster, Brame, Bachman et Sherman 1997).

Etablir une relation de confiance entre la population et la police

³¹ Pour un aperçu, consulter www.bgcb.org

Prévention au niveau des quartiers en Suisse

Exploitation des structures existantes dans les quartiers

Une vieille tradition d'associations bien implantées, d'institutions publiques locales et d'activités de loisirs est encore vivante dans bon nombre de quartiers des villes suisses. Toutefois, la structure de population a beaucoup évolué dans un grand nombre de quartiers, posant de nouveaux défis à ces organismes locaux. De nombreux indicateurs démontrent l'augmentation de la ségrégation de l'espace concentrant les minorités ethniques et culturelles dans certains quartiers. Les expériences faites à ce jour à l'étranger et en Suisse montrent qu'il est particulièrement difficile de gagner les populations de ces quartiers à la cause des programmes de prévention.

Nous pensons qu'il est important de tenir compte de la prévention au niveau du voisinage dans les réflexions sur la prévention de la violence des jeunes. Quatre projets dont les approches paraissent intéressantes sont présentées ci-après.

supra-f – Un concept multisystémique de prévention indiquée fondée sur l'évidence scientifique

Exemple IV: supra-f

Le programme de recherche **SUPRA-F DE L'OFFICE FÉDÉRAL DE LA SANTÉ PUBLIQUE** est de loin le plus grand et le plus important projet de prévention multicentrique de Suisse. Supra-f est un programme de prévention des dépendances et de promotion de la santé auprès de jeunes en situation de risques âgés entre 11 et 20 ans dans les communes. Il s'appuie sur les principes de la prévention fondée sur l'évidence scientifique.

Offre

Ce programme comprend actuellement 12 centres supra-f de prise en charge ambulatoire répartis en Suisse romande et en Suisse alémanique. Par des interventions scolaires, psycho-sociales et psychologiques, il permet d'intervenir préventivement auprès des jeunes en situation difficile et de les soutenir dans leur intégration à l'école ou de leur aider dans la stabilisation de leur apprentissage. Parallèlement, il vise à améliorer le bien-être psychique de ces jeunes et à réduire la consommation de substances psychotropes.

En coordination avec d'autres services spécialisés, les centres supra-f offrent un vaste éventail de mesures de promotion sociopédagogiques et scolaires en fonction des jeunes en

situation de risques souvent multiples. L'intensité de l'offre varie selon les centres qui offrent notamment:

- des cours d'appui
- des aides pour les devoirs
- une promotion du langage
- des cours de communication et de socialisation
- des groupes de parole
- des conseils individualisés
- des repas communs
- des activités de loisirs

Les mesures proposées par les centres sont différentes en fonction des besoins. Par exemple, le projet **VERT.IGO** à Zurich s'adresse aux jeunes et aux jeunes adultes entre 13 et 20 ans du quartier de Grünau, qui sont sans formation ni travail, qui ont des difficultés scolaires ou d'apprentissage, qui démontrent des problèmes comportementaux récurrents (comportement agressif, pas d'objectif ni d'orientation, délinquance, etc.) et/ou qui ont des démêlés avec la justice. Le centre offre un projet de travail et d'intégration socio-économique sous forme de postes de formation et de travail protégés et suivis sur le plan sociopédagogique intégrés dans une structure de jour.

Près de la moitié des jeunes considérés comme exposés et intégrés à l'étude supra-f sont de nationalité étrangère.

Les premiers résultats démontrent une bonne efficacité des mesures. Comparés au groupe témoin, les participants ont démontré un meilleur comportement face aux problèmes. Parallèlement, le pourcentage de délinquance a sensiblement baissé, une amélioration perceptible tant dans les groupes de participants plus jeunes que plus âgés.

Effets

Gestion des conflits de voisinage

La Croix-Rouge suisse propose depuis 2000 le projet de prévention multisystémique **CHILI – L'ATELIER DE GESTION DE CONFLITS**. Ce projet a été développé en 1999 et testé sur différents groupes pilote. A la base, il a été conçu comme un cours de gestion des conflits sur une semaine pour jeunes de 13 à 20 ans. Ce cours visait à faire prendre conscience aux jeunes de leur comportement avant et pendant les situations de conflits et à étendre leurs compétences d'action pour les gérer. Ce cours englobe plusieurs modules dont les principaux sont: gestion des conflits, prise de conscience et communication.

chili – l'atelier de gestion de conflits

Au fil du temps, le noyau du programme a été complété par un programme pour les enfants (**CHILI POUR ENFANTS**), par un programme pour les écoles et les communes ainsi que par un autre agissant au niveau des quartiers urbains. Le premier projet complet mené dans une école à Dottikon en Argovie incluait 650 enfants et jeunes ainsi que tous les enseignants. Le programme **CHILI POUR LES QUARTIERS** a été mis en œuvre pour la première fois dans le quartier à la répartition culturelle très hétérogène de Tscharnnergut à l'Ouest de Berne. L'efficacité de ce programme n'a pas encore fait l'objet d'une évaluation.

Les offres de l'association **TASKFORCE INTERKULTURELLE KONFLIKTE TIKK** visent elles aussi à gérer les conflits dans les espaces publics. TikK est un service de conseil spécialisé pour les conflits interculturels et la violence dans les lieux publics. Ce service offre une aide immédiate sur place et propose, outre son soutien direct en matière de travail de prévention, des cours de formation continue aux communes, aux écoles et à d'autres organisations. Elle aborde des thèmes allant de la violence généralement entre jeunes et groupes réunissant différentes origines ethniques en passant par le vandalisme, les menaces et les agressions liées à des différences culturelles jusqu'aux actes de violence envers les étrangers, par exemple sous forme de bavures policières. Aucune évaluation scientifiquement fondée n'existe concernant l'efficacité de cette offre.

Taskforce interkulturelle Konflikte – TikK (Groupe de travail de gestion de conflits interculturels)

Conclusions

- Dans les quartiers socialement défavorisés où la représentation ethnique et culturelle est très hétérogène, il est capital de mobiliser la population en faveur de la prévention et de l'établissement d'un rapport de confiance. Ici la participation active de tous les groupes constitue une condition essentielle pour la mise en œuvre de mesures de prévention. Des modèles de gestion commune des problèmes sur la base de Communities that Care peuvent contribuer à faire avancer de tels processus.
- Dans les quartiers à représentation ethnique et culturelle hétérogène il faut plus qu'ailleurs promouvoir, dans le cadre de projet de prévention, la collaboration entre les migrants et la police, et veiller à ce que cette population participe aux mesures appliquées par la police pour gérer les problèmes dans le cadre de son travail.
- Un programme de «parrains» au niveau des quartiers, dans le cadre duquel des jeunes migrants en situation de risque se voient attribuer un mentor, constitue une stratégie qui devrait être étudiée de manière plus approfondie.
- En l'état actuel des connaissances, les offres touchant les loisirs ne sont efficaces au niveau de la prévention que si elles sont fondées sur un mandat pédagogique clair mis en œuvre de manière attrayante.

7

Résultats et conclusions

Ci-après sont résumés les principaux résultats et conclusions de ce rapport.

Points clés sur la prévention fondée sur l'évidence scientifique

Pratiquement aucun jeune ne commence à manifester spontanément des comportements violents. Les «carrières» agressives débutent généralement durant l'enfance. C'est pourquoi il est judicieux d'appliquer les mesures de prévention très tôt et de les axer sur la mise en place à long terme de compétences de vie.

La violence et l'agression ne sont que des aspects d'un ensemble de problèmes comportementaux externalisants. Nombre de facteurs de risque comme de protection qui influencent la probabilité de violence s'appliquent similairement à nombre de formes de problèmes comportementaux externalisants. Il s'agit de considérer globalement la prévention de la délinquance juvénile, de la toxicomanie et de la violence dans le cadre d'une promotion des compétences de vie.

Le présent rapport part du principe qu'un projet de santé publique tenant compte de la recherche sur la trajectoire de vie et reposant sur une prévention fondée sur l'évidence scientifique contribuerait grandement à une politique de prévention plus efficace. La prévention de la violence fondée sur l'évidence scientifique exige également une étroite collaboration entre la science et la pratique ainsi qu'un échange d'expériences et de savoir au niveau international.

La prévention de la violence telle que présentée et préconisée dans ce rapport fait partie intégrante d'une promotion plus globale de la santé et s'inscrit dans la prévention de la consommation de substances psychotropes et la promotion de la santé psychique et physique. La mise en œuvre de la prévention de la violence doit tenir compte des synergies possibles avec d'autres objectifs de prévention, quels que soient les groupes d'âge et les domaines d'intervention visés.

La création d'un service spécialisé au niveau fédéral qui traiterait des informations sur les résultats de la recherche au profit de la pratique et qui conseillerait celle-ci lors de la mise en œuvre et de l'évaluation de projets de prévention contribuerait à la mise en place d'une culture de prévention fondée sur l'évidence scientifique en Suisse.

Une mise en œuvre de qualité est décisive concernant la transposition pratique des résultats de programmes qui se sont avérés efficaces au niveau de la recherche. Un bon contrôle de qualité de la prévention de la violence exige toutefois des ressources financières et organisationnelles.

Jeunes de milieux de migrants

Les jeunes de milieux de migrants sont en moyenne plus exposés à une série de facteurs de risques familiaux, scolaires, de voisinage et individuels sur lesquels une prévention efficace devrait porter.

Fondamentalement, une prévention efficace de la violence avec et pour les minorités immigrées n'exige pas des approches et des contenus ou encore des programmes différents de ceux dont l'efficacité a été démontrée par les recherches.

Cependant, les groupes de milieux de migrants bénéficiant de peu de ressources de formation sont généralement difficiles à motiver pour la participation à des mesures de prévention. Nombre de tentatives pour atteindre ces minorités ont été décevantes.

Une mise au point soignée des besoins spécifiques et des ressources, des réflexions concernant une adaptation éventuelle des programmes en fonction des particularités culturelles, ainsi que la préparation à une mesure de prévention par le biais d'une information précoce et l'intégration d'organisations minoritaires peuvent apporter une aide décisive pour la mise en œuvre réussie d'une mesure.

Les efforts de prévention requièrent toujours le soutien actif de la communauté concernée. Il faut tout particulièrement veiller

à ce que les groupes bénéficiant de peu de formation et peu assimilés culturellement apprennent à comprendre à long terme les efforts de prévention et les soutenir activement.

De plus, nombre de groupes de migrants ont des convictions et des valeurs différentes de celles des Suisses. Certaines de ces convictions et de ces valeurs sont importantes pour la prévention de la violence (p. ex. sur le plan de l'éducation, des attentes scolaires, de la confiance dans les instances de l'état). Ils se différencient aussi par un degré moyen de formation plus bas ainsi que par une situation économique plus défavorable. Il faut mieux tenir compte de ces différences pour la mise en œuvre de la prévention de la violence et les programmes de prévention devraient être adaptés aux besoins et aux conditions cadre spécifiques où cela s'impose.

Intégration de mesures de prévention

Dans ce rapport, la prévention fondée sur l'évidence scientifique pouvait être subdivisée en trois axes: (1) l'axe temporel du développement de l'individu du nourrisson à l'adolescent en fonction du groupe d'âge visé; (2) l'axe factoriel en fonction du niveau (à savoir famille, voisinage) sur lequel il s'agit de réduire les facteurs de risque ou de favoriser les facteurs de protection; et (3) l'axe des groupes cibles pour la prévention universelle, sélective et indiquée.

Il est nécessaire d'adapter la prévention tout au long des trois axes pour obtenir des effets aussi optimaux que possibles. Les résultats de la recherche démontrent aussi que les mesures sélectives et indiquées conviennent mieux lorsque l'âge augmente. De même, lorsqu'il s'agit d'appliquer la prévention au niveau des sphères de vie, il est recommandé de procéder en fonction de l'âge. En effet, la prévention précoce sera appliquée au niveau de la famille, tandis que l'école et le voisinage ne seront abordés que plus tard.

Domaine familial

La promotion des compétences d'éducation des parents dans toutes les phases de vie constitue une contribution importante à la prévention universelle de problèmes comportementaux chez les enfants et les jeunes. Elle devrait être soutenue plus systématiquement en Suisse.

Dans l'optique d'une promotion précoce des opportunités de vie à large échelle, il faut entreprendre des efforts supplémentaires sous forme de soutien non médicalisé intensif pendant et après la grossesse afin de réduire les risques de santé des mères exposées et de promouvoir leurs compétences éducatives.

Les offres de formation pour parents dont l'efficacité a été scientifiquement vérifiée et dont la mise en œuvre fait l'objet d'un strict contrôle de qualité devraient être plus largement promues en Suisse.

Dans le domaine de la famille, la prévention universelle n'atteint seulement qu'une partie des groupes cible. Il est donc nécessaire de la compléter par des offres de prévention sélective et indiquée. Il faut, par exemple, réfléchir à la mesure dans laquelle il est possible d'obliger les parents d'enfants et de jeunes délinquants ou agressifs à suivre des cours de formation correspondants.

Les offres de formation pour les parents de milieux de migrants sont clairement insuffisantes. Il conviendrait de multiplier les efforts pour atteindre ces groupes. Cela signifie notamment d'offrir ces cours de formation dans les langues les plus parlées par ces groupes.

Bon nombre des offres de formation de parents s'adressent aux parents d'enfants à l'école enfantine ou primaire. La formation de parents d'enfants adolescents devrait être plus promue et évaluée sur le plan de son efficacité.

Domaine scolaire

Une promotion précoce – c'est-à-dire entre 3 et 5 ans – du développement cognitif et social des enfants de milieux défavorisés et plus exposés à des facteurs de risque par le biais de programmes préscolaires intégrant les parents constituent un moyen efficace pour promouvoir leur développement psychosocial, améliorer leurs chances de réussite scolaire et prévenir les problèmes comportementaux à long terme. De tels programmes sont déjà mis en œuvre dans des quartiers ethniquement et culturellement hétérogènes et défavorisés des Pays-Bas et de Grande-Bretagne. Nous recommandons de prendre en compte des programmes correspondants en Suisse.

Les programmes de promotion des compétences cognitives et sociales qui incluent l'exercice de ces compétences au quotidien scolaire se sont avérés efficaces dans beau-

coup d'évaluations. Les mesures qui seront appliquées à l'avenir doivent plus prendre en compte ce type de programmes.

Les écoles qui se caractérisent par une grande proportion d'enfants plus fortement exposés aux facteurs de risque présentent un défi particulier. Ces écoles sont souvent situées dans les quartiers urbains défavorisés enregistrant une fluctuation accrue de la population et une part élevée de familles de migrants. Il est souvent plus difficile dans ces écoles de rallier les parents à la cause de la prévention au niveau de l'école. Ce problème demande qu'on y accorde une plus grande attention.

Domaine du voisinage / quartier

Dans les quartiers socialement défavorisés où la représentation ethnique et culturelle est très hétérogène, il est capital de mobiliser la population en faveur de la prévention et de l'établissement d'un rapport de confiance. Ici la participation active de tous les groupes constitue une condition essentielle pour la mise en œuvre de mesures de prévention. Des modèles de gestion commune des problèmes sur la base de «Communities that Care» peuvent contribuer à faire avancer de tels processus.

Dans les quartiers à représentation ethnique et culturelle hétérogène il faut plus qu'ailleurs promouvoir, dans le cadre de projet de prévention, la collaboration entre les migrants et la police, et veiller à ce que cette population participe aux mesures appliquées par la police pour gérer les problèmes dans le cadre de son travail.

Un programme de «parrains» au niveau des quartiers, dans le cadre duquel des jeunes migrants en situation de risque se voient attribuer un mentor, constitue une stratégie qui devrait être étudiée de manière plus approfondie.

En l'état actuel des connaissances, les offres touchant les loisirs ne sont efficaces au niveau de la prévention que si elles sont fondées sur un mandat pédagogique clair mis en œuvre de manière attrayante.

Les approches de la thérapie multisystémique qui tiennent compte de différents aspects de la vie des jeunes et réunissent des interventions sociopédagogiques, familiales et scolaires ou professionnelles semblent particulièrement prometteuses dans le domaine de la prévention sélective.

Bibliographie

- Agnew, Robert. 1992. «Foundation for a General Strain Theory of Crime and Delinquency.» *Criminology* 30: 47–87.
- Bundesamt für Gesundheit/Office fédéral de la santé publique. 2004. *Entwicklungschancen fördern. Prävention zu Gunsten gefährdeter Kinder und Jugendlicher. Empfehlungen einer kollektiven Expertise*. Bern: BAG/OFSP.
- Bandura, Albert. 1973. *Aggression: A Social Learning Analysis*. Englewood Cliffs.
- Bronfenbrenner, Urie. 1979. *The Ecology of Human Development*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Burow, F., M. Asshauer und R. Hanewinkel. 1998. *Fit und stark fürs Leben. 1. und 2. Schuljahr. Persönlichkeitsförderung zur Prävention von Aggression, Rauchen und Sucht*. Leipzig: Ernst Klett Grundschulverlag.
1999. *Fit und stark fürs Leben. 3. und 4. Schuljahr. Persönlichkeitsförderung zur Prävention von Aggression, Rauchen und Sucht*. Leipzig: Ernst Klett Grundschulverlag.
- Cierpka, Manfred. 2004. *FAUSTLOS – Ein Curriculum zur Förderung sozial-emotionaler Kompetenzen und zur Gewaltprävention für den Kindergarten*. Göttingen: Hogrefe.
- Eisner, Manuel, Patrik Manzoni und Denis Ribeaud. 2000. *Gewalterfahrungen von Jugendlichen; Opfererfahrungen und selbst berichtete Gewalt bei Schülerinnen und Schülern im Kanton Zürich*. Aarau: Sauerländer.
- Eisner, Manuel, Patrik Manzoni, Denis Ribeaud und Ruth Schmid. 2003. *Wirksame Gewaltprävention und -intervention bei Kindern und Jugendlichen in der Stadt Zürich (Interner Bericht Stadt Zürich)*.
- Eisner, Manuel und Denis Ribeaud. 2003. «Erklärung von Jugendgewalt – eine Übersicht über zentrale Forschungsbefunde.» Pp. 182–206 in *Kriminalität und Gewalt im Jugendalter. Hell- und Dunkelfeldbefunde im Vergleich*, herausgegeben von J. Raithel und J. Mansel. Weinheim: Juventa.
- Edwards, Ruth W., Pamela Jumper-Thurman, Barbara A. Plested, Eugene R. Oetting, Louis Swanson. 2000. «Community Readiness: Research to Practice.» *Journal of Community Psychology*, 28 (3): 291–307.
- Engel, Uwe und Klaus Hurrelmann. 1998. *Was Jugendliche wagen*. Juventa. Weinheim.
- Eser Davolio, Miryam. 2000. *Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt. Festgehaltenes durch Projektunterricht verändern*. Bern: Haupt.
- Estrada, Felipe. 1997. «The Development of Juvenile Delinquency in Sweden.» *Nordisk Tidskrift for Kriminalvidenskab* 84: 153–169.
- Farrington, David P. 1998. «Predictors, Causes, and Correlates of Male Youth Violence.» Pp. 421–476 in *Youth Violence (Crime and Justice Vol. 24)*, edited by M. Tonry and M. H. Moore. Chicago: University of Chicago Press.
- Farrington, David P. and Brandon C. Welsh. 2002. «Family-Based Crime Prevention.» Pp. 22–55 in *Evidence-Based Crime Prevention*, edited by L. W. Sherman, D. P. Farrington, B. C. Welsh, and D. L. MacKenzie. London: Routledge.
- France, Alan and Iain Crow. 2005. «Using the Risk Factor Paradigm in Prevention: Lessons from the Evaluation of Communities that Care.» *Children and Society*, 19 (2): 172–184.
- Gelles, R.J. and M.A. Strauss. 1988. *Intimate Violence; The Causes and Consequences of Abuse in the American Family*. New York: Simon and Schuster.
- Gottfredson, Denise. 2001. *Schools and Delinquency*. Cambridge: Cambridge University Press.
2002. «School-based Crime Prevention.» Pp. 56–164 in *Evidence-Based Crime Prevention*, edited by L. W. Sherman, D. P. Farrington, B. C. Welsh, and D. L. MacKenzie. London: Routledge.
- Gottfredson, Michael T. and Travis Hirschi. 1990. *A General Theory of Crime*. Stanford: Stanford University Press.
- Greenberg, Mark T, Carol Kusché and S.F. Mihalic. 1998. *Blueprints for Violence Prevention, Book Ten: Promoting Alternative Thinking Strategies (PATHS)*. Boulder, CO: Center for the Study and prevention of Violence.
- Hawkins, David F., Richard F. Catalano and Mike Arthur. 2002. «Promoting science-based prevention in communities.» *Addictive Behaviors* 27: 951–976.

- Hawkins, David J., Todd Herrenkohl, David F. Farrington, Devon Brewer, Richard F. Catalano and Tracy W. Harachi. 1998. «A Review of Predictors of Youth Violence.» Pp. 106–146 in *Serious and Violent Offenders; Risk Factors and Successful Interventions*, edited by R. Loeber and D. P. Farrington. Thousand Oaks: Sage.
- Huizinga, David and Cynthia Jakob-Chien. 1998. «The Contemporaneous Co-Occurrence of Serious and Violent Juvenile Offending and Other Problem Behaviors.» Pp. 47–67 in *Serious and Violent Offenders; Risk Factors and Successful Interventions*, edited by R. Loeber and D. P. Farrington. Thousand Oaks: Sage.
- Jongman, Harrie B., Josine Junger-Tas and Bram van Dijk. 2005. «From behind dikes and dunes: communities that care in the Netherlands.» *Children and Society*, 18 (2): 105–116.
- Jessor, Richard, Mark S. Turbin, Frances M. Costa, Qi Dong, Hongchuan Zhang and Changhai Wang. 2003. «Adolescent Problem Behavior in China and the United States: A Cross-National Study of Psychosocial Protective Factors.» *Journal of Research on Adolescence* 13: 329ff.
- Kam, Chi Meng, Mark T. Greenberg and Carol A. Kusche. 2004. «Sustained Effects of the PATHS Curriculum on the Social and Psychological Adjustment of Children in Special Education.» *Journal of Emotional and Behavioral Disorders* 12: 66–78.
- Killias, Martin et P. Lamon. 2000. «La criminalité augmente avec des nuances.» *Crimscope*.
- Lam, J. A. 1989. *The impact of conflict resolution programs on schools: A review and synthesis of the evidence. Second edition.* Amherst, MA: National Association for Mediation in Education. ED 358 535.
- Loeber, Ralph and T.J. Dishion. 1983. «Early Predictors of Male Delinquency: A Review.» *Psychological Bulletin* 94: 68–99.
- Loeber, Ralph und Marc LeBlanc. 1990. «Toward a Developmental Criminology.» Pp. 375–473 in *Crime and Justice, An Annual Review*, edited by M. Tonry and N. Morris. Chicago: Chicago University Press.
- Loeber, Rolf and Dale Hay. 1997. «Key Issues in the Development of Aggression and Violence from Childhood to Early Adulthood.» *Annual Review of Psychology* 48: 371–410.
- Loeber, Rolf and Magda Stouthamer-Loeber. 1986. «Family Factors as Correlates and Predictors of Juvenile Conduct Problems and Delinquency.» Pp. 29–149 in *Crime and Justice (Vol. 7)*, edited by M. Tonry and N. Morris. Chicago: Chicago University Press.
- Lösel, Friedrich und Andreas Beelmann. 2003. «Effects of Child Skills Training in Preventing Antisocial Behavior: A Systematic Review of Randomized Evaluations.» *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 587: 84–109.
- Lösel, Friedrich und Thomas Bliesener. 2003. *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen; Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen.* München: Luchterhand.
- McCord, Joan. 1991. «Family Relationships, Juvenile Delinquency, and Adult Criminality.» *Criminology* 29: 397–417.
- Meier, Ulrich. 1997. «Gewalt im sozialökologischen Kontext der Schule.» Pp. 225–260 in *Forschung über Gewalt an Schulen; Erscheinungsformen und Ursachen, Konzepte und Prävention*, herausgegeben von H. G. Holtappels, W. Heitmeyer, W. Melzer, and K.-J. Tillmann. Weinheim und München: Juventa.
- Mihalic, S.F. and K. Irwin. 2003. «Blueprints for Violence Prevention: From Research to Real-World Settings—Factors Influencing the Successful Replication of Model Programs.» *Youth Violence and Juvenile Justice* 1: 307–329.
- Moffitt, Terrie E., Avshalom Caspi, Michael Rutter and Phil A. Silva. 2001. *Sex Differences in Antisocial Behaviour; Conduct Disorder, Delinquency, and Violence in the Dunedin Longitudinal Study.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Olds, David L., C.C.R. Henderson, R. Chamberlin and R. Tatelbaum. 1986. «Preventing Child Abuse and Neglect: A Randomized Trial of Nurse Home Visitation.» *Pediatrics* 78: 65–78.
- Olweus, Dan. 1979. «Stability of Aggressive Reaction Patterns in Males: A Review.» *Psychological Bulletin* 86: 852–857.
- Orpinas, Pamela. 1999. «Who is violent? Factors associated with aggressive behaviors in Latin America and Spain.» *Pan American Journal of Public Health* 5: 232–244.
- Orpinas, Pamela, Steve Kelder, Ralph Frankowski, Nancy Murray, Qing Zhang and Alfred McAlister. 2000. «Outcome evaluation of a multi-component violence-prevention program for middle school students: The Students for Peace project.» *Health Education Research* 15: 45–58.
- Paternoster, Raymond, Bobby Brame, Ronet Bachman and Lawrence W. Sherman. 1997. «Do fair procedures matter? The

- effect of procedural justice on spouse assault.» *Law and Society Review* 31: 163–204.
- Petermann, Franz, Nicole Gerken, Heike Natzke und Hans-Jörg Walter. 2002. *Verhaltens-training für Schulanfänger*. Schöningh: UTB.
- Riedel, Marc und Wayne N. Welsh. 2002. *Criminal Violence: Patterns, Causes, and Prevention*. Los Angeles: Roxbury Press.
- Rössner, Dieter, Britta Bannenberg und Landeshauptstadt Düsseldorf. 2002. *Düsseldorfer Gutachten: Empirisch gesicherte Erkenntnisse über kriminalpräventive Wirkungen*. Düsseldorf: Landeshauptstadt Düsseldorf.
- Sampson, Robert, Stephen E. Raudenbush und Felton Earls. 1997. «Neighborhoods and Violent Crime: A Multilevel Study of Collective Efficacy.» *Science*, 277 (5328): 918–924.
- Sanders, Matthew R. 1999. «Triple P-Positive Parenting Program: Towards an Empirically Validated Multilevel Parenting and Family Support Strategy for the Prevention of Behaviour and Emotional Problems in Children.» *Clinical Child and Family Psychology Review* 2: 71–89.
- Schinke, Steven P., Mario A. Orlandi und Kristin C. Cole. 1992. «Boys and girls clubs in public housing developments: Prevention services for youth at risk.» *Journal of Community Psychology* 28: 118–128.
- Schweinhart, Lawrence, Helen V. Barnes und David P. Weikart. 1993. *Significant Benefits the High-Scope Perry Preschool Study Through Age 27*. Ypsilanti: Perry/Scope Press.
- Sherman, Lawrence W., David P. Farrington, Brandon C. Welsh und Doris Layton MacKenzie. 2002. *Evidence-Based Crime Prevention*. London: Routledge.
- Shure, Myrna B. und G. Spivak. 1978. *Problem-Solving Techniques in Childrearing*. San Francisco, Calif.: Jossey-Bass.
- Skogan, Wesley G. und Susan M. Hartnett. 1999. *Community Policing, Chicago Style*. Oxford: Oxford University Press.
- Smith, C. und T.P. Thornberry. 1995. «The Relationship between Childhood Maltreatment and Adolescent Involvement in Delinquency.» *Criminology* 33: 451–479.
- Stauffer, Martin. 1999. *Massnahmen gegen Gewalt an Schulen. Ergebnisse einer IDES-Umfrage in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein (Bericht im Auftrag der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren)*. Bern.
- Terlouw, Gert-Jan und Gerben Bruinsma. 1994. «Self-Reported Delinquency in the Netherlands.» Pp. 102–130 in *Delinquent Behavior Among Young People in the Western World*, edited by T. J. Junger, G.-J. Terlouw, and M. W. Klein. Amsterdam: Kugler.
- Thornberry, Terrence P. 1996. «Empirical Support for Interactional Theory; A Review of the Literature.» Pp. 198–235 in *Delinquency and Crime; Current Theories*, edited by D. F. Hawkins. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tolan, Patrick H. und Deborah Gorman-Smith. 1998. «Development of Serious and Violent Offending Careers.» Pp. 68–85 in *Serious and Violent Offenders; Risk Factors and Successful Interventions*, edited by R. Loeber und D. P. Farrington. Thousand Oaks: Sage.
- Tremblay, Richard E., Daniel S. Nagin, Jean R. Séguin, Mark Zoccolillo, Philip D. Zelazo, Michel Boivin, Daniel Pérouse und Christa Japel. 2004. «Physical Aggression During Early Childhood: Trajectories and Predictors.» *PEDIATRICS* 114: e43–e50.
- Utting, D., J. Bright und C. Henricson. 1993. *Crime and the Family*. London: Family Policy Studies Centre.
- Vazsonyi, Alexander, Lloyd Pickering und Marianne Junger. 2001. «An empirical test of a general theory of crime: A four-nation comparative study of self-control and the prediction of deviance.» *Journal-of-Research-in-Crime-and-Delinquency* 38: 91–131.
- Welsh, Wayne N. 2001. «Effects of Student and School Factors on Five Measures of School Disorder.» *Justice Quarterly* 18: 401–437.
- Wiborg, G. und R. Hanewinkel. 2001. «Persönlichkeitsentwicklung, Gesundheitsförderung, Lebenskompetenzen, Sucht- und Gewaltprävention in der Schule.» *Prävention* 24: 46–59.
2003. *Eigenständig werden. Persönlichkeitsentwicklung, Gesundheitsförderung, Lebenskompetenzen, Sucht- und Gewaltprävention in der Schule. Evaluation des Programms für Schüler der Klassenstufe 1 im Freistaat Sachsen*. Kiel.
- Wilmers, Nicola, Dieter Enzmann, D. Schaeffer, K. Herbers, W. Grewe und Peter Wetzels. 2002. *Jugendliche in Deutschland zur Jahrtausendwende: Gefährlich oder gefährdet? Ergebnisse wiederholter, repräsentativer Dunkelfelduntersuchungen zu Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen 1998–2000*. Heidelberg: Nomos.